Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Sechzehnter Jahrgang.



Wien,
Verlag von Carl Konegen.





Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Karl Glossy.

Sechzehnter Jahrgang.



Wien.

Verlag von Carl Konegen.

1906.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien III. Erdbergstraße 3.

Inhalt.

Grillparzer und sein Österreich.

Von

Professor Dr. Ottokar Weber.[1]

„In die Zukunft schauen ist schwer — in die Vergangenheit rein zurückschauen noch schwerer, ohne von dem, was in der Zwischenzeit sich begab oder sich herausgestellt hat, etwas in den Rückblick mit hineinzumischen." Diese Worte des Dichters ermutigen nicht sehr zu einem Rückblick in die Vergangenheit — aber doch verlangt er selbst, „wenn ich einmal tot bin, muß man mich im Zusammenhalte mit meiner Zeit schildern", und so sei denn dieser „Zusammenhalt" gewagt!

Einer der trefflichsten und zugleich unglücklichsten aller Päpste, Hadrian VI., hat einst schmerzvoll die Worte niedergeschrieben: „Wieviel macht es doch aus, in welche Zeit auch der beste Mann fällt!" Die Zeit! Jene geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen Zeit und Mensch mit der ewig ungelösten Frage, ob es die Zeit ist, die den Menschen bestimmt, oder der Mann, der seine Zeit beeinflußt! Grillparzer hat 57 Jahre seines Lebens, von der Kindheit bis zum Greisenalter, im österreichischen Vormärz verbracht und hat oft und viel geklagt über den unheilvollen Einfluß, den das „System Metternich" auf sein Schaffen und Wirken ausgeübt hat: „Ich habe unter der Geistesanfeindung des früheren Systems zuviel gelitten und die auftauchende neue

[1] Vortrag, gehalten in der Grillparzer-Gesellschaft am 3. November 1905.

Epoche kommt zu spät —", „dann kam jener schändliche Geistesdruck in Österreich, den ich darum nicht weniger empfinde, weil mir nicht jedes Mittel recht war, ihn abzuschütteln" — wer möchte das bezweifeln wollen? Und doch scheint mir, als ob man zuviel Gewicht auf diese äußeren Einflüsse gelegt hätte, als ob die Verbitterung seines Gemütes, seine Melancholie, sein scheues Zurückweichen vor der Öffentlichkeit vielmehr durch seine Anlage und durch traurige Vorkommnisse bedingt gewesen seien, die mit dem Regierungssystem oft gar nichts zu tun hatten.

„Der Menschen ew'ges Los, es heißt entbehren,
Nur was du abweist, kann dir wiederkommen . . .
Was du verschmähst, naht ewig schmeichelnd dir" —
„Mein Kummer ist mein Eigentum, den geb' ich nicht heraus"

das sind Aussprüche — sie ließen sich zahlreich vermehren — die des Dichters Gemütsart genügend charakterisieren. Ein Blick auf sein Lebensbild wird das noch mehr ausführen. Er ist 1791 geboren, hart an der Schwelle der großen und traurigen Ereignisse, die in den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen die österreichische Monarchie an den Rand des Abgrundes brachten. Gerade eben als die Stadt Wien wieder einmal von dem korsischen Banditen — wie Grillparzer Napoleon I. einst ingrimmig genannt — eingenommen war, starb der Vater. In traurigen Vermögensverhältnissen ließ er die Familie zurück; sie verschlimmerten sich noch bedeutend durch den Staatsbankrott von 1811. Freudlos absolvierte Grillparzer seine juridischen Studien, war ein paar Jahre lang ungern Hofmeister, um dann ebenso ungern in den Staatsdienst einzutreten. Eben als sein Genius sich zu dichterischen Triumphen erhoben hatte, verlor er seine geliebte Mutter unter schrecklichen Umständen — sie endete durch Selbstmord. Auch auf ein weniger zart besaitetes Gemüt, als es seines war, hätte dieses Ereignis für alle Zeit bestimmend und erdrückend einwirken müssen. Und nicht der erste Fall war das in seiner Familie, ein Bruder, später

noch ein Neffe endeten in derselben Weise; einen anderen Bruder erfaßte Geistesnacht, ein zweiter Neffe geriet auf Abwege; der heißgeliebte Sohn einer der Schwestern Fröhlich, den er wie den eigenen hielt, starb in jugendlichem Alter. Dazu kamen die unerquicklichen, unerfreulichen Verhältnisse im Amte, er wurde, wie man ausgerechnet hat, vierzehnmal übergangen und erreichte keine ihm sympathische Stellung; dazu kamen eine leicht erschütterte Gesundheit und die Unbeständigkeit seines dichterischen Ruhmes: zu schnell war er durch den Erfolg seiner „Ahnfrau" und „Sappho" emporgestiegen, um nicht auch da Rückschläge zu erfahren, die 1838 in der brutalen Ablehnung seines Lustspieles „Weh' dem, der lügt" gipfelten. Auch sonst hatte er, um es banal auszudrücken, mit seinen Schöpfungen „Pech". Sein „König Ottokar" wurde erst von der Zensur verboten; der Zufall, der die Kaiserin nach einem neuen lesenswerten Theaterstück forschen ließ, befreite das Stück, um es durch die Aufführung der Verfolgung durch die beleidigten Tschechen auszuliefern. Ein anderes Stück, „Der treue Diener seines Herrn", gefiel dem Kaiser Franz so gut, daß er es ganz allein besitzen und damit von der Öffentlichkeit ausschließen wollte.[1] Sein Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom" trug ihm wegen einer mißverstandenen Stelle einen scharfen Verweis, die Ungnade des Kaisers, einen dauernden Makel ein; sein wohlgemeinter Sang auf die Genesung des Kaisers (1826) erzürnte die Kaiserin, weil Grillparzer darin von

[1] Man hat den Grund hierfür in Verschiedenem sehen wollen, so in dem Abschen des Kaisers vor der im Stücke vorkommenden Empörung der Ungarn oder vor dem frivolen, genußsüchtigen Auftreten des Herzogs Otto. Soweit ich die Ansichten Kaiser Franz' beurteile, war es nur der letztere Grund, der den Kaiser zu seinem Verhalten bestimmt hat. Diese Aufführung eines königlichen Prinzen mußte seinem monarchischen Anstandsgefühle direkt widerlaufen. Wir wissen überdies, daß der Kaiser die Aufführung des Stückes nach dem dritten Akt verließ, also unmittelbar nach der Szene, in der sich Erny den Tod geben muß, um dem Herzog zu entgehen.

zwei Frauen gesprochen, die am Krankenlager des Monarchen geweilt hätten, während die Kaiserin allein die Pflege überwacht hatte; ein Gedicht auf den Kronprinzen mit dem Rücksprüche „denn du bist gut“ wurde ihm als Verhöhnung der Geistesgaben des Thronerben ausgelegt und selbst seine berühmte Apostrophe an Marschall Radetzky, „In deinem Lager ist Österreich“, das beim Erscheinen wie eine befreiende Tat wirkte, wurde Jahre später bei seiner Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Wien von der Linken des Wiener Gemeinderates ausgebeutet, um demokratisch gegen den vor Säbel und Knute katzenbuckelnden Dichter Stellung zu nehmen.

Gegenüber diesen schwarzen Losen fehlten auch die heiteren nicht. Große Ehren erwirbt schon der junge Dichter, man nennt ihn nur mehr „unser Grillparzer“, weit über die schwarzgelben Grenzpfähle dringt sein Ruhm, Goethe ist begierig, ihn kennen zu lernen. Auch pekuniären Erfolg gewinnt er damit. Und je mehr er sich von der Öffentlichkeit zurückzieht, desto mehr verfolgt sie ihn. Sein fünfzigster Geburtstag, dann die Rückkehr von einer Reise nach Griechenland geben ihr Gelegenheit, ihn auszuzeichnen; er wird Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Ehrendoktor von Leipzig, Ehrenbürger von Wien, ein hoher Orden zeichnet ihn 1849 aus, bei seinem Amtsaustritte wird er Hofrat, dann Herrenhausmitglied und mit nie dagewesenem Jubel feiert ganz Österreich den achtzigjährigen Mann.

Nur daß er diesen Ehrungen gegenüber recht kalt geblieben ist; wie Fürst Felix Schwarzenberg, der Ministerpräsident, zu ihm in den vierten Stock hinaufklettert, grollt er, der Minister hätte ihm lieber die Mittel geben sollen, im ersten Stockwerke zu wohnen. Vom Hofrattitel meint er, drei Silberzwanziger wären ihm lieber gewesen und im allgemeinen spricht er von „erlittenen“ Auszeichnungen.

So schöpft er mehr als aus den widerwärtigen Einflüssen der Zeit aus sich selbst heraus, aus seiner Anlage, Erziehung, Gemütsart, aus traurigen Familienverhältnissen,

unangenehmen Amtsbeziehungen, widrigen Zufälligkeiten die Melancholie, die sein Leben überschattet hat. Wie es Freiherr von Berger einmal gesagt hat: er hätte auch aus sonnigen Zeiten das siech machende Gift der Verbitterung gesogen! Daß aber immerhin seine Zeit auf ihn Einfluß ausgeübt hat, darf keineswegs geleugnet werden und in folgendem mag nun Grillparzers Verhältnis zu ihr beleuchtet werden.

Ein Jahr nach der Geburt unseres Dichters tritt Kaiser Franz seine Regierung an. Sie fällt in die schwersten Zeiten der Erniedrigung, die dem Lande stets neue Opfer an Gut und Blut auferlegten. Als das Reich endlich ohne Verlust fast dieser Unglücksperiode entronnen, will der Kaiser nichts anderes, als seinen Untertanen um jeden Preis Ruhe bewahren; jede selbständige Regung wird ihnen als gefährlich untersagt; scharf fährt die Regierung in alle öffentlichen und privaten Verhältnisse hinein, die Bevormundung und Abschließung des Donaustaates wird in ein festes System gebracht, für das allein der Kaiser verantwortlich gemacht werden muß, nicht aber Fürst Metternich, dem nur die äußeren Angelegenheiten ausschließlich überlassen blieben. Das Urteil Grillparzers über Kaiser Franz ist ein sehr hartes gewesen, so hart, daß es noch immer die Öffentlichkeit nicht verträgt; nebenbei gesagt, ist er trotz seiner großen dynastischen Treue, seiner offenkundigen Loyalität niemals mit einem der drei Kaiser, unter denen er gelebt hat, zu einem persönlichen Verhältnisse gekommen. Eine geistvolle Frau, Betty Paoli, hat dafür folgende treffende Erklärung gefunden: „Er war Anhänger der Dynastie, weil ihm diese der von allen anderen Interessen und allen Utopien losgelöste, verkörperte Reichsgedanke war. Der Träger der Dynastie war ihm keine Persönlichkeit, er sah in ihm das Symbol der Idee." Für das „von Gottesgnadentum" der Monarchen hatte er keine Sympathie, „das göttliche Recht der Monarchen ist das gefährlichste — es ist die Despotie".

Man hat gern Grillparzer einen „Josefiner“ genannt; sein Ausspruch „Kaiser Franz hat sich das beste Denkmal gesetzt, indem er Kaiser Josef eines errichtet hat“, scheint diese Ansicht zu bestätigen. Er ist jedenfalls ein glühender Verehrer des Volkskaisers gewesen. Es wird nur überhaupt viel Mißbrauch getrieben mit dieser Bezeichnung; was da in dieselbe hineingeheimnißt wird, entspricht meist gar nicht dem wirklichen Auftreten und Wirken Kaiser Josefs und ist mehr aus dem Bedürfnisse entstanden, zu späteren Regierungen einen Vergleich mit einer besseren Zeit herauszukonstruieren. Gerade was man als Hauptsymptom dieser „josefinischen“ Anschauungen hervorhebt, der Gegensatz zum Klerikalismus, ist für die Zeit Kaiser Franz' besonders typisch gewesen; kaum ist je wieder ein Monarch so energisch aufgetreten gegen geistlichen Einfluß auf weltliche Dinge als Kaiser Franz; man sollte darum bei Anwendung dieses Schlagwortes vom Josefinismus, wenn man sich überhaupt etwas darunter denkt, etwas vorsichtiger sein!

Köstlich faßt Grillparzer in ein paar Versen den Kern des damaligen nur auf Materielles gerichteten Lebens Österreichs zusammen:

„Ich weiß ein Land, das lag so unbeweglich —
Es regte kaum die Glieder; wie ein Wurm
In Ringen schob sich's nach der Nahrung täglich,
Die Zeit war nur ein Glockenschlag vom Turm.
Die nächste Nähe lag auf hundert Meilen,
Die Dämm'rung gab noch zu helles Licht,
Das Höchste schien der Niedern Schmach zu teilen
Und Ruhe war nicht bloß der Bürger Pflicht.“

In diesem trägen Lande war der Beamte die Hauptperson, hier fing der Mensch erst mit dem Beamten an; Kaiser Franz hat es selbst gepredigt, daß seine Schulen und Universitäten nicht etwa Gelehrte, sondern nur brauchbare Beamte heranziehen sollten. Alles, was darum in Österreich Unzufriedenheit erweckte, wurde diesem Stande aufs Kerbholz

geschrieben und als sein Hauptvertreter erscheint dem Volke Metternich, auf den es allen Schimpf und allen Haß häuft. Unter diesen Beamten befand sich — leider — auch Grillparzer. Der paßte nun zu allem, nur nicht zu einem „halbbrüchigen Formalisten", wie Kaiser Franz seine Beamten einmal spöttisch genannt hat. Er war ein Dichter und dachte gering von der Pflicht des Alltags; wenn er seine Werke schrieb, kam er spät oder gar nicht ins Amt, nahm sich Urlaub, überschritt den erhaltenen nach Belieben. Er hat da Vorgesetzte gefunden, die die größte Nachsicht und Milde walten ließen, wie den Grafen Stadion; andere wieder ließen den großen Schriftsteller im schlechten Beamten untergehen. Unter diesen befand sich auch einer der besten Männer, die Österreich damals aufzählen konnte, Pillersdorf. Als dieser einmal Grillparzer Vorwürfe machte über sein spätes Erscheinen im Bureau, war letzterer so konsterniert, daß er das Gegenteil von dem sagte, was er wohl sagen wollte, nur die Worte herausbrachte: „Bitt' vielmals um Entschuldigung, Herr Baron, ich werd' alles nachholen und in Zukunft länger — ausbleiben!" Der höchste Beamte im Staate im Sinne des großen Josef — der Kaiser selbst — hatte gar keinen Sinn für Literatur und darum auch für Amtsvernachlässigung aus diesem Grunde, er hat Grillparzer stets hart beurteilt; sein römisches Gedicht hat er ihm nie verziehen, besonders deshalb, weil er es auf einer Reise geschrieben, die er, wenn auch nicht im Gefolge, so doch in der Umgebung des Kaisers angetreten hatte. „Ein solches Benehmen verrät schiefe Bildung des Verstandes, wenn nicht gar ein verdorbenes Gemüt", urteilte Franz I. und seine Endansicht über den Dichter Grillparzer legte er in dem Diktum nieder: „Deinhardstein war braver!"

Diese Zeit mit ihrem Beamtenhochmut und ihrer Kleinlichkeit konnte für einen Grillparzer kein richtiges Verständnis finden — „hierzulande scheint kein Platz für mich zu sein und doch könnte ich lieber alles tun und leiden, als

es verlassen", seufzt er. Was die Zensur damals gewesen, ist in vielen ergötzlichen Geschichten bekannt; Grillparzer, der auch unter ihr gelitten, schreibt von ihr: „Die Zensur verhindert nicht, was sie soll; das könnte nur geschehen, wenn der Kaiser von Österreich Herr der Welt oder wenigstens Herr von Deutschland wäre. Die Zensur gleicht der Napoleonischen Kontinentalsperre: die inländischen Kaufleute gehen zugrunde, die auswärtigen ärgern sich höchstens und Kaffee und Zucker kommen doch nicht außer Gebrauch." Wie wenig er überhaupt von solchen Zwangsmitteln hält, äußert er an anderer Stelle: „Wollte Gott, Gedrucktes und Geschriebenes hätte soviel Einfluß auf die Menschen, als die Regierenden und ihre Zensoren fürchten; bei den unzähligen guten Schriften, die wir haben, müßte dann die Welt schon lange besser geworden sein, als sie ist."

Man hatte sich in Österreich unter Kaiser Franz über vieles getröstet in der Annahme, daß es unter seinem Nachfolger besser werden müsse. Als nun aber Kaiser Franz 1835 starb und es bekannt wurde, daß er seinem Sohne Ferdinand die Pflicht auferlegt habe, in alter Weise weiter zu regieren und als man tatsächlich zu fühlen bekam, daß unter dem Triumvirat Erzherzog Ludwig, Fürst Metternich, Graf Kolowrat, das eigentlich anstatt des kranken, willensschwachen Kaisers Ferdinand regierte, das System des Kaisers Franz stereotypiert wurde; als man erwägen mußte, daß bei der verhältnismäßigen Jugend Ferdinands (geboren 1793) noch eine lange Dauer der gegenwärtigen Zustände zu befürchten war, da erfaßte ein dumpfer Groll die Geister Österreichs, unerträglich schier dünkte dem Volke diese Aussicht, hoffnungsloser Grimm wuchs von Tag zu Tag. „In Österreich werden die Schranken immer enger, das Geistige muß daher entweder ganz unterliegen oder es muß einen Satz wagen wie der eingehegte Hirsch und im Springen kommt man leichter weiter, als man glaubte oder wollte." Sehr richtig faßt Grillparzer sein Urteil damals zusammen: Metternich wäre während der

Regierung des Kaisers Franz ein entschiedener Tadler gewesen; als dieser starb, war er zu alt, um Reformen zu machen, die er zehn Jahre vorher vielleicht noch gemacht hätte: Erzherzog Ludwig gutmütig und wohlwollend, aber Verwalter fremden Gutes und durch seinen kaiserlichen Bruder niedergedrückt. Kolowrat („der überzuckerte Graf" nennt er ihn an anderer Stelle) gebärdete sich liberal, ohne daß dabei etwas herausgekommen wäre. Diese Beurteilung Metternichs ist äußerst scharfsinnig; wiederholt hatte der Staatskanzler auf innere Reformen angetragen, immer waren seine Vorträge in der Schublade des Kaisers liegen geblieben; Metternich war müde geworden gegen die passive Resistenz des Kaisers, gegen die aktive seines eifersüchtigen Kollegen Kolowrat anzukämpfen und ließ die Dinge gehen, wie sie gehen wollten, überzeugt, das System würde ebenso lange aushalten, wie er selbst. Noch andere Aussprüche Grillparzers über diesen Mann beweisen die scharfe Beobachtung des Dichters für die Verhältnisse seiner Zeit; er habe Herz und Verstand gehabt, sei aber seinen eigenen Weg gegangen:

„Mit sich allein, hat der Gedanke keinen Maßstab mehr . . .
Es fehlt der Prüfstein des verwandten Strebens,
Die Billigung des ew'gen Menschensinns."

Und endlich: „Metternich war ein ausgezeichneter Diplomat, aber ein schlechter Politiker."

Aber nicht nur seine Äußerungen über die Staatsmänner seiner Zeit erscheinen erwähnenswert, auch seine Beobachtungen über anderes entbehren nicht eines gewissen Reizes. So seine echt österreichische Neigung, Neuerungen, denen Unvollkommenheiten naturgemäß zu eigen sein müssen, zu verspotten; beispielsweise die damals neu eingeführten Eisenbahnen, denen gerade auch Metternich lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Da sich bei dem Baue und im Beginne des Betriebes der Ferdinands-Nordbahn wiederholte Unglücksfälle ereigneten, riet Grillparzer zur Anlage eines Invalidenhauses in der Nähe des Nordbahnhofes oder auf den Stationen

nicht nur Ärzte, sondern auch Geistliche mit dem Viatikum anzustellen; der Fahrpreis wäre am besten nachderhand einzuheben, und zwar nach Maßgabe der noch vorhandenen Gliedmaßen der Reisenden. Jahre später hat er gemeint, statt der Fahrscheine sollte man lieber die Beichtzettel einfordern. Auch in Versen erging er sich über diese neue Einrichtung, die ein Heidengeld kostete:

„Schon wieder Dampf und Bahn und Gleis?
Der Esel scheint es zu beweisen:
Er geht zwar einmal nur aufs Eis,
Doch zwanzigmal aufs Eisen!"

Oder:

„Wir fuhren schnell, nicht aber gut,
Den alten Weg zum Staatsbankrutt,
Doch kommt man gar zu langsam an,
Drum baut man eine Eisenbahn."

Oder: „Eisenbahnen, Anlehen und Jesuiten sind unbestritten die Wege, zum Teufel zu fahren."

Eine Gesellschaft und eine Berufsklasse war es vor allem, die Grillparzer mit seinem Grimm beehrte, die Aristokraten und die Diplomaten.

Als da ein Polizeiukas herauskam gegen das Schnellfahren der „Herrschaftskutschen", spöttelte der Dichter darüber und meinte, er begreife es vollkommen, wenn die Herrschaften rasch fahren wollten, einmal hätten sie keine Zeit, dann wollten sie offenbar (von ihren Gläubigern) nicht gern gesehen werden und endlich könnte doch einmal einem etwas einfallen und da müsse er sich besonders beeilen, damit er's noch wüßte, wenn er nach Hause käme. Als dazumal ein Verein für entlassene Sträflinge gegründet ward, fand Grillparzer es höchst an der Zeit, daß man in Österreich nicht nur die Dummköpfe, sondern auch die Spitzbuben unterstütze. Das erstere sei schon deshalb ganz in der Ordnung, weil gescheite Menschen sich schon selbst fortbrächten, aber auch die Spitzbuben verdienten unbedingt

größere Unterstützung: „denn auch hier nimmt man die Spitzbuben nur, bevor sie ins Zuchthaus kommen, indes man sie, wenn sie bereits in demselben gewesen sind und solchergestalt ein Brevet der Brauchbarkeit erhalten haben, aus einem engherzigen Vorurtheil ausschließt". Daß er diesen galligen Beobachtungen auch einen allgemein gültigen Sinn abgewinnen konnte — wie überhaupt in seinen Epigrammen und Sprüchen eine große Summe von Lebenswahrheit liegt — zeigt die Bemerkung: „Schurken sind immer praktisch tüchtiger als die ehrlichen Leute, weil ihnen die Mittel gleichgültig sind."

Was er mit anderen geahnt trat ein: im Frühling 1848 wurde das System in tausend Trümmer geschlagen, Metternich davongejagt, die Freiheit kam mit Sturmesbrausen über Österreich hergefegt. Gewiß, es gibt im Verlaufe des Jahres 1848 viele Augenblicke, in denen auch der freiheitlich gesinnte Mann unwillig werden mußte und manches Üble ist aus diesen Zeiten in die Nachwelt herübergekommen, aber es war doch ein Aufatmen nach bangen Zeiten schweren Druckes, das damals durch unser Vaterland ging: wer aber nie froh dieser Zeit geworden ist, auch nicht in einer Stunde, wer nur stets das Schlimmste sich herauslas — war Grillparzer. Man weiß nicht, ob es ihm ernst damit gewesen ist, daß Österreich hätte tatenlos zusehen sollen und warten, bis auf Umwegen, etwa über ein verfassungsmäßig regiertes Preußen, ein leiser Umschwung herangekommen wäre. Jedenfalls hat das Gewaltsame und Stürmische der Veränderung auf das feine Empfinden des stillen Mannes störend und abstoßend eingewirkt. „Zur Freiheit gehört gesunder Verstand und Selbstbeschränkung", predigte er, „jeder Tag bringt eine neue Albernheit oder Schlechtigkeit", seufzte er; „Studenten, die nicht studieren — Garden, die nicht bewachen — Regierungen, die nicht regieren — das sind mir schöne Sachen!" schimpfte er. Noch mehr:

„Der Freiheitsdrang, der uns kam über Nacht,
Wird, fürcht' ich, wenig leisten.
Wißt ihr, was mir ihn verdächtig macht?
Daß Lumpe ergreift er am meisten."

Unendlich gering schätzt er die Männer ein, die damals ihr Bestes für die Freiheit einsetzten:

„Gab's eine ärmere je als unsre Zeit
An Männern und an Werken und an Geistern —
Und aus so vieler Mittelmäßigkeit
Wollt ihr Vortrefflichkeit des Ganzen kleistern?"

Als er dann jene prachtvollen Verse an Radetzky geschmiedet hatte, da schrieb er darüber: „Ich gehöre der Armee an, weil in ihr allein noch jene natürliche Empfindung der Ehre haftet, Aufopferung, die Treue lebendig sind, die unsere Zeit verloren hat, die mir die Wurzel aller menschlichen Existenz sind und ohne die jede Bildung und jedes Talent nur ein übertünchtes Greuel, eine verdoppelte Schlechtigkeit ist."

Wenig blieb vorerst von den Werken des Jahres 1848 bestehen; zunächst die Befreiung des Bauernstandes, die Emanzipation der Juden. Grillparzer, ewig unzufrieden, jetzt auch wieder mit den Ergebnissen des Jahres, seufzt: „Warum bin ich nicht ein Bauer, warum bin ich nicht ein Jude, es käme von Österreichs Reformen mir wenigstens etwas zugute!" Daß doch ein Schimmer von Preßfreiheit geblieben, der in späteren Zeiten zu stärkerem Glanze sich ausweitete und eine umfangreiche Presse geschaffen hat, war ihm auch nicht recht:

„Der Henker hole die Journale!
Du brauchst nicht mehr zu denken;
Die Weisheit, statt zu kaufen, steht zu schenken;
Ein Tagblatt denkt für dich nach deiner Wahl.
Zu kaufen brauchst du nichts als das Journal!"

Mit besonderem Zorne verfolgt er den 1848 zuerst offen zutage getretenen Nationalitätenstreit in Österreich.

Bekümmert sagt er voraus, daß auf dem ersten Reichstage in Wien — was auch eingetroffen ist — die Slawen eine übergroße Rolle spielen würden. Er frönt Lessingschen Humanitätsgedanken und will von der Scheidung nach Nationalitäten nichts hören: „Nationalität? Ich hasse dieses moderne Wort; das Beste, was der Mensch sein kann, ist er als Mensch und was die Nationen unterscheidet, sind mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge. Er ist empört über die Ungarn, die den „Nationalitätenschwindel in Österreich" heraufbeschworen hätten und tut ihnen da im einzelnen ebenso unrecht, wie er überhaupt im ganzen unfähig ist, den nicht deutschen Völkern Österreichs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Immer wieder haut er auf die Ungarn, die Polen, die Tschechen drein. Es sei Österreichs Unglück, daß die beiden eitelsten Nationen, die Ungarn und die Tschechen, hier zu finden seien. Die Ungarn seien keine Kulturnation, das merke man immer wieder, wenn man mit sogenannten Gebildeten spreche. Wenn Kants „Kritik der reinen Vernunft" in Ungarn erschienen wäre, so hätte man keine drei Exemplare abgesetzt; sie seien nur Nomaden ohne Anhänglichkeit an die Scholle, nur mit Sympathie für den Volksgenossen begabt; nur als Hirten, Räuber und Ritter erfüllen sie ihren Zweck. Als dann die Magyaren auf die ihnen eingeräumten Zugeständnisse pochten, höhnt sie Grillparzer:

„Was man euren Bitten versprach,
Klagt ihr, werd' im Halten verzettelt.
Ihr seid wie der Gauner im Gil-Blas,
Der mit der Muskete bettelt."

Auch die Tschechen waren ihm unleidlich; er ist erstaunt, in Prag eine so schöne Stadt zu finden, trotzdem sie die Hauptstadt Böhmens sei. Es darf nicht wundernehmen, wenn die Tschechen sich so sehr gegen die Aufführung von „König Ottokars Glück und Ende" gewehrt haben, denn als ihr Volksrepräsentant ist da doch Zawisch von Rosen-

berg gemeint und der Mann erscheint uns gewandt und listig, klug, zur Not auch tapfer, aber doch bis in die Knochen falsch und verlogen.

Als dann die slawische Hochflut in Österreich vordrang, urteilt Grillparzer scharf: „Die Polen und die Tschechen wird man nie befriedigen; je mehr man ihnen gibt, um so mehr werden sie verlangen. Sie haben recht. Den Ungarn hat man (1867) auch alles bewilligt. Wir brauchen fünf Jahre einen Bismarck, der würde schon mit ihnen fertig werden."

Nun wäre aber nichts falscher, als daraus zu schließen, daß Grillparzer etwa ein fanatischer Deutscher gewesen ist; aber auch nicht im geringsten. Jede Verbindung mit Deutschland war ihm ein Greuel; schon 1848 meint er, das Dümmste wäre der Anschluß an Deutschland — wie wenn jemand, der Menage führt, in fremde Kost ginge. Die Deutschen sind ihm „phantastische Pedanten". Er seufzt:

„O Gott, laß dich herbei
Und mach' die Deutschen frei,
Daß endlich das Geschrei
Danach zu Ende sei!"

Auf seiner Reise ins Reich hinaus urteilt er über die Berliner: „Die hiesige Rührigkeit macht meine wienerische Trägheit zuschanden; ich rede, wenn ich etwas zu sagen habe, und schweige still, wenn ich nichts weiß — diese Menschen wissen aber immer etwas!"

Als Wiener und Österreicher schien es ihm etwas Selbstverständliches, Deutscher zu sein, ohne aber im entferntesten aus dieser Differenzierung etwas national-deutsches Empfinden herausschälen zu wollen. Und jener Schmerzensschrei nach einem Bismarck darf auch beileibe nicht als Ausdruck irgendwelcher Sympathie für diesen Staatsmann aufgefaßt werden; sicher hat nie jemand ihn und seinen König bitterer gehaßt als Grillparzer.

Auf die kolossale Erregung des Jahres 1848 folgen

in Österreich die stillen Jahre bis 1859; eine Zeit, die man gern mit der bloßen Marke „Konkordatszeit" versieht und zu den Toten wirft; mit Unrecht, denn viel wichtige Arbeit ist dazumal im Staatsinnern geschehen, eine Arbeit, die noch ihres Geschichtschreibers harrt, und nur die elende Leitung der auswärtigen Politik war es, die dann zur finanziellen und militärischen Katastrophe führt. Riesengroß erscheint im Vergleiche zu der Politik der Schwarzenberg—Bach—Buol die glänzende diplomatische Kunst eines Metternich. Vor Fürst Felix Schwarzenberg fühlt Grillparzer eine ausgesprochene Hochachtung; Bach, der einst so rot gewesen, daß er jetzt nicht mehr erröten könne, verzeiht er die revolutionäre Herkunft nicht. Dem Konkordat bleibt er ein geschworner Feind. Als dazumal die Basteien Wiens zu fallen beginnen, reimt er:

„Wiens Wälle fallen in den Sand;
Wer wird in engen Mauern leben?
Auch ist ja schon das ganze Land
Mit einer chinesischen Mauer umgeben!"

Oder:

„Schwarzgelber war ich einst selber,
Doch scheu' ich Pech und Harz;
Ich bin nur noch ein Gelber,
Seit unsere Fahne schwarz."

Weiter:

„Der Staat stützt sich auf Adel und Kirche,
Die beiden nur wiederum stützen sich auf ihn:
Das gleicht dem Versuch des Barons Münchhausen
Sich am eignen Zopf aus dem Sumpf zu ziehn!"

Und vernichtend fährt sein Richtschwert drein: „Mit Monarchen ist's wie mit der Sonne — die Menschen, die ihr am nächsten sind, sind auch die schwärzesten." Treffend sagt er voraus, das Konkordat sei auf demselben Papier geschrieben wie die Verfassung von 1849; bekanntlich ist letztere nie in Wirksamkeit getreten — nun, Grillparzer sollte auch noch die Aufhebung des Konkordats erleben.

Auf diese stillen Jahre kommt, mit 1861 beginnend, die Verfassungszeit. Wir wissen es bereits, daß auch Grillparzer ins Herrenhaus berufen worden ist; er hat wenig davon Gebrauch gemacht, sich auch über seine Mitpairs lustig gemacht: „Ich verstehe nichts, die anderen verstehen zwar auch nichts, aber sie glauben alles zu verstehen, ich glaube das nicht.“ Als es galt, über die konfessionellen Gesetze zu entscheiden, da ließ er sich, obwohl alt und krank, von seinem Freunde Anastasius Grün zur Abstimmung führen.

Aber nicht ganz ablehnend verhielt er sich etwa gegen das Verfassungsleben Österreichs. Er wendet sich sogar gegen jene, die die Konstitution verspotten, weil sich die Regierung leicht immer eine Mehrheit verschaffen könne: „Nicht darin liegt die Bedeutung des Konstitutionalismus, sondern darin, daß die Regierung manche Gesetze gar nicht zu machen sich getraut, sicher ihrer Zurückweisung.“ Er mußte auch die Kriegsjahre 1866 und 1870—1871 durchleben. Er, der einst den Preußenkönig, weil er 1859 Österreich nicht rechtzeitig zu Hilfe gekommen ist, verhöhnte:

„Du hast ein Heer und brauchst es nie —
Wie jener Mann mit seinem Parapluie,
Der es bei schlechtem Wetter beiseit' setzte,
Damit der Regen es ihm nicht netzte“ —

erfuhr jetzt mit schwerem und tiefem Schmerz die vernichtende Niederlage Österreichs durch eben diesen König auf den böhmischen Schlachtfeldern; er war indes gerecht genug, um darüber in sein Tagebuch zu schreiben: „Es ist ein altes Gesetz, daß Staaten, die in der Kultur zurückbleiben, ihren überlegenen Nachbarn weichen müssen.“

Und als vier Jahre später Napoleons III. Kaiserreich unter den Streichen des geeinten Deutschland in Trümmer sank, da brach der alte Groll Grillparzers wieder durch, wenn er klagte: „Ich fürchte die Präponderanz Preußens mehr als die Frankreichs; Bismarck wird seine Hände nach allen Ländern ausstrecken, in denen deutsch gesprochen wird.“

Eben damals wurde in Österreich ein großes Experiment versucht, den zentralistischen Staat in einen föderalistischen umzuwandeln: es ist die Episode Hohenwart mit den Fundamentalartikeln der Tschechen; schon sah Grillparzer das Werk der Tschechen gelungen und in Anklang an seinen „König Ottokar“ brach er in den schmerzvollen Ruf aus:

„Marchfeld! so ist dein Sieg nicht wahr
Aus unsers Herrscherhauses frühsten Tagen!
König Przemysl Ottokar
Hat den Rudolf von Habsburg geschlagen!“

Es war sein letzter politischer Spruch; er erlebte noch den Sturz Hohenwarts; in den ersten Tagen des Jahres 1872 starb er.

Nie hat es einen treueren leidenschaftlicheren Österreicher gegeben als ihn: er konnte echt und recht über sein Vaterland schimpfen — es sei halt eine christliche Türkei oder es ähnle dem zugrunde gehenden Spanien:

„Spanien und Österreich
Sind sich im Glauben gleich,
Aber trotz Gottes Hulden
Auch gleich an Schulden,
Nur dort in Realen
Und hier in Gulden“ —

er konnte aber dann wieder in die rührenden Worte ausbrechen: „Ich liebe mein Vaterland bis zur Kindischheit!“

Ein Schlüssel zu mancher Eigentümlichkeit seines Wesens mag auch gefunden werden, wenn man die Worte berücksichtigt, die er ebenfalls am Ende seines Lebens niedergeschrieben hat: „Wie es heute aussieht, muß ich sagen, ich bin kein Deutscher, sondern ein Österreicher, ja ein Niederösterreicher, vor allem ein Wiener.“ Hier liegt es, Grillparzer ist vor allem ein Wiener gewesen und nicht nur im Alter, auch in der Jugend, allezeit. Nicht nur ein geographischer Wiener, sondern ein Kind dieser Stadt mit all ihren Vorzügen und Fehlern, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt haben.

Wien ist jahrhundertelang das einzige Kulturzentrum Mitteleuropas gewesen; der Sitz des einzigen Kaisertums in Europa; ein Strom der verschiedensten Nationalitäten ergoß sich dorthin: Deutsche aus dem Reiche, Flämen, Burgunder, Spanier, Italiener, abgesehen von den österreichischen Völkerschaften. Dies erzeugte eine gewisse nationale Milde und Duldsamkeit; der Wiener ist wohl deutsch, aber es steckt ziemlich tief, sein Deutschtum, er macht nicht oft Gebrauch davon, er glaubt es nicht nötig zu haben, es ist ihm etwas Selbstverständliches. Anderseits empfindet er einen gewissen Hochmut, sich selbst wohl oft unbewußt, gegenüber Nationen, die kulturell lange zurückgeblieben waren, wie Magyaren und Slawen. Die Schönheit der Lage, der herrliche Strom, die köstlichen Rebenhügel, der Kranz von Waldbergen, zusammen mit geistiger Kultur und künstlerischer Reife, das Bewußtsein politischen Vorranges — was noch unter Metternich tatsächlich begründet war — das ergab ein Gefühl gesteigerter Lebensfreude, die in den Ausrufen „es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!" und „mir san mir!" charakteristischen Ausdruck fand. Und alle Not des Vormärz konnte dieses Gefühl nicht abschwächen, um so mehr, als gerade in dieser Zeit, in der der politische und geistige Boden brach lag, der bloße materielle Genuß, die Freude an künstlerischem Schaffen, an Musik, Tanz, Theater in den Vordergrund trat. Nur ein Hemmnis kannte diese Genußfreude — aber es war ein starkes und ein selbstbereitetes — die Sucht des Österreichers, vor allem des Wieners, zu nörgeln und zu kritteln, eine Sucht, die erst in dem Augenblicke ins Gegenteil umschlägt, wenn der Wiener ins Ausland kommt. Wilhelm Scherer hat einst die Österreicher kurzweg in Schimpfer und Raunzer einteilen zu müssen geglaubt; die einen, verhältnismäßig gutartige, bald versöhnte Leute, die zweiten ausdauernder, in ihrem Mißmute noch schwerer zu befriedigen. Zu dieser Klasse der Wiener gehört unstreitig Grillparzer; er fühlt sich nur wohl zu Hause in

Wien, nichts kann ihn von dort vertreiben, stets drängt es ihn aus fremden Ländern, aber selbst aus den Heimatprovinzen, nach der Kaiserstadt zurück; er wird sich seines Deutschtums nie bewußt, er verachtet die anderen österreichischen Stämme; er weiß überall das Schlimme, das Gefährliche herauszufinden, er ist nicht zufrieden unter Metternich, nicht unter der Revolution, nicht unter Bach, nicht unter Schmerling. Er liebt und wird geliebt und ist nie glücklich. Herrlichen Ruhm hat er sich erworben, ein Rückschlag entmutigt ihn völlig; vor allem ist es seine melancholische Anlage, dann die traurige Zeit der Kindheit, die trübe des Jünglings- und ersten Mannesalters mit ihren schrecklichen Schlägen, die diesen Charakter zu einem unfrohen, ungleichmäßigen, scheuen, schwer empfindenden zuhämmern. Und sein Österreich konnte ihm nicht helfen, es hat mitgearbeitet an seinem Schicksal, es hat es natürlich beeinflußt, aber es ist nicht der maßgebende Faktor gewesen; es hat auch Zeiten gegeben, wo sich Grillparzer in das „System Metternich“ ganz wohl eingefügt hat.

Als Grillparzers achtzigster Geburtstag unter glänzenden Feierlichkeiten begangen worden war, hob am nächsten Tage der damalige Wiener Spaziergänger der „Neuen Freien Presse“ in einem seiner geistvollen Feuilletons die Tatsache hervor, daß man den greisen Dichter vor allem immer wieder als „guten Österreicher“ gefeiert habe. Nun müsse das doch eine sehr schwere Sache sein, in den vielen Jahrzehnten unter den verschiedensten Regierungen stets ein guter Österreicher geblieben zu sein. Und in der Tat, erwägt man, was für verschiedene Zeiten das gewesen sind: unter Kaiser Franz, unter Metternich, während des Sturmjahres, in der Konkordatszeit, in der Verfassungsperiode, endlich in der Zeit der liberalen, konfessionellen Gesetze, so wird es begreiflich, daß jeweils der Maßstab für einen guten Österreicher ein anderer gewesen sein mußte. Da findet dann der Feuilletonist die Pointe, die er sucht, indem er sagt: „Um

daher zu allen Zeiten ein guter Österreicher zu sein, muß man vor allem ein sehr *geübter* Österreicher sein."

Und Grillparzer ist stets ein geübter Österreicher, er ist vor allem immer ein Wiener gewesen![1])

[1]) Die in diesem Vortrage vorkommenden Zitate sind entnommen den gesammelten Werken in der Sauerschen Ausgabe, den Briefen und Tagebüchern, den Sammlungen von Folgar, Littrow, Frankl, den eben erschienenen Gesprächen über Grillparzer, verschiedenen Aufsätzen der Jahrbücher der Grillparzer-Gesellschaft.

Über den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche.[1])

Von

August Sauer.

Methodologische Fragen lassen sich auf zweierlei Art behandeln. Man kann einen Überblick über den ganzen Komplex der Probleme geben und alle Möglichkeiten erschöpfen oder man kann an einem besonders dazu geeigneten Beispiel die beste Art der Behandlung aufzeigen. Es ist nicht Widerspruch gegen den philosophischen Geist, der diesen Weltkongreß ersonnen und ins Leben gerufen hat, wenn ich den letzteren Weg betrete und die mir gewordene Aufgabe, die Beziehungen der deutschen Literatur zu einer fremden Literatur darzulegen, auf diese Weise zu lösen versuche, daß ich diesen Zusammenhang an zwei Schriftstellern aufdecke, die bisher immer in weitem Abstande voneinander betrachtet wurden. Wohl aber möchte ich dadurch meiner Überzeugung starken Ausdruck geben, daß die langwierige und mühsame Einzelforschung im Leben der Wissenschaft niemals werde zu entbehren sein und daß alles nur darauf ankommt, ihr den weitesten Gesichtskreis zu erobern und die Fühlung mit dem großen Ganzen niemals zu verlieren.

Je weitere Zeiträume in der Entwicklung einer Nationalliteratur wir überblicken und je mehr Nationalliteraturen wir in ihrem Entstehungsprozeß verfolgen, desto mehr erscheint uns

[1]) Vortrag, gehalten auf dem Internationalen Kongreß für Kunst und Wissenschaft in St. Louis am 19. September 1904.

die Geschichte aller Literaturen als ein einheitlicher Organismus, dessen einzelne Teile im innigsten und unlösbaren Zusammenhange stehen und die regste Wechselwirkung bis in die kleinsten und feinsten Äderchen hinein entfalten. So baut sich über den Einzelwissenschaften von den Nationalliteraturen eine allgemeine oder vergleichende Literaturwissenschaft auf, von weitblickenden Forschern schon vor einem Jahrhundert geahnt und im Umriß entworfen, von anderen mit wechselndem Glück weiter ausgestaltet, auch heute noch unklar in den Zielen und unsicher in der Methode, aber von großer Bedeutung für die Zukunft, besonders auf einem Boden wie der amerikanische, auf dem so viele Sprachen und Literaturen aufeinanderstoßen, wie denn auch einer der erfolgreicheren Forscher, die sich in jüngster Zeit diesem Zweige der Literaturgeschichte gewidmet haben, aus diesem Lande hervorgegangen war.

Die Abhängigkeit von fremden Vorbildern und Mustern ist das Gegebene, Natürliche, Selbstverständliche. Jeder, auch der scheinbar originellste Dichter hat sich erst von Abhängigkeit zu Selbständigkeit durchringen müssen. Die Dichter erben von ihren Vorgängern die kostbarsten Schätze ohne Testament und Kodizill. Auch ein so lang als barock und pathologisch verschrieener Dichter wie Friedrich Hebbel gliedert sich allmählich unserer Dichtungs- und Stilgeschichte ganz organisch ein. Den verschiedensten Entwicklungsreihen gehört ein und dasselbe Kunstwerk an. Weltanschauung und Lebensauffassung, Idee und Tendenz, Stoff und Motiv, Technik und Darstellung, Stil und Sprache haben jedes für sich ihre eigene Entwicklungsreihe; Originalität nach einer Richtung schließt Abhängigkeit nach einer anderen Richtung nicht aus; ein Dichter, ein Kunstwerk kann in einer Beziehung eine neue Entwicklungsreihe eröffnen und doch in anderer Beziehung am Ende einer früheren stehen. Tausendfache Kreuzungen sind möglich. Die Geschichte der Literatur eines Volkes ist eine fast ununterbrochene Folge von Kulturübertragungen, von Einflüssen, Einmischungen, Anregungen fremder Literaturen.

Ist ein Volk kulturell, sozial, politisch dem anderen überlegen und zugleich in nächster geographischer Berührung und in regem Verkehr, so ist das schwächere, jüngere, unreifere, zurückgebliebene dem geistigen Einflusse des anderen völlig ausgeliefert. Bei einer solchen Kulturübertragung, wobei Welt- und Lebensauffassung, soziale Einrichtungen, technische Errungenschaften, Sitten und Gewohnheiten von einem Volk auf das andere übergehen, kann auch die Kunst des einen Volkes einfach in das fremde Erdreich verpflanzt werden. Dann pflegt die Abhängigkeit der neuen Literatur von der älteren sehr bedeutend zu sein, sie kann bis zur gänzlichen Unselbständigkeit herabsinken; für die Entwicklung der Weltliteratur wird dann der neue Sprößling zunächst nicht mitzählen. Die fremden Literaturwerke werden in der Originalsprache verbreitet und gelesen, verkürzt und exzerpiert, kommentiert und paraphrasiert. Übersetzungen, freiere Umarbeitungen und Umbildungen, Nachahmungen schließen sich an; die übernommenen Stoffe, Motive, Charaktere werden zuerst schonender, dann immer stärker verändert und umgemodelt. Zuerst nationalisiert sich Ausdrucksweise und Sprache, dann Kostüm und Lokal, endlich Gesinnung und Tendenz. Nicht alles wird gleichmäßig aufgenommen; ja, der Nationalcharakter wird sich vielleicht zuerst in dem, was er abstößt, was ihm von der fremden Literatur unsympathisch ist, am deutlichsten anzeigen. Nicht immer sind es die ersten und bedeutendsten Dichtwerke einer Nation, die auf eine andere entscheidend einwirken. Ein Dichter kann auf diese Weise für eine fremde Nation von größerer Wichtigkeit werden als für seine eigene. Ein von den eigenen Sprach- und Literaturgenossen weniger geschätztes Werk kann so zum Eckstein einer neuen fremden Literatur werden.

Im Zusammenhang einer solchen das ganze Leben und Denken eines Volkes durchdringenden und umgestaltenden Kulturübertragung verlieren natürlich die Übereinstimmungen zwischen den einzelnen Werken und Dichtern an Bedeutung

die Abweichungen, selbst die leisesten, feinsten, die Verschiebungen und Verdrehungen, das, was der neue Dichter fallen läßt, übersieht, ignoriert, mißversteht, umbiegt, vielleicht parodiert oder travestiert, gewinnt an Wert. In negativen Kennzeichen prägt sich die zunehmende Selbständigkeit zuerst aus.

In solchen Zeiten starker Abhängigkeit von der Fremde ist es bereits ein Beweis hoher Selbständigkeit, wenn ein Dichter den von ihm für übermäßig oder schädlich gehaltenen Einfluß einer Literatur zu brechen und dem einer anderen, dem eigenen Volke wesensverwandteren Bahn zu schaffen versucht, eine Abhängigkeit mit einer anderen Abhängigkeit vertauscht, den literarischen Schwerpunkt verlegt.

Kulturübertragungen können auch von zeitlich oder räumlich entlegenen Völkern ausgehen. Tote Literaturen können zu neuem Leben erwachen und in ihrer Renaissance starke neue Wirkungen ausüben. Oder es kann sich eine Literatur vorübergehend und freiwillig einer scheinbar entlegenen Literatur unterwerfen, eine exotische Dichtung wird Mode.

Abgesehen von diesen über das ganze Gelände dahinrasenden Sturmfluten sind einzelne Literaturgebiete und Dichtungsgattungen räumlich und zeitlich begrenzteren Invasionen ausgesetzt. Während die eine Dichtungsgattung einer großen Selbständigkeit und Blüte sich erfreut, kann eine andere bei derselben Nation gleichzeitig durchaus dem Einflusse fremder Muster unterliegen. Die Anzahl der dichterischen Stoffe und Motive ist nicht allzu groß. Die Dichtungsgattungen sind im Laufe der Jahrtausende nur wenig erweitert worden; auch die metrischen Formen, die stilistischen Wendungen, die bildlichen Ausdrucksmittel sind an gewisse Grenzen gebunden. Sie erhalten sich daher auch losgelöst vom Zusammenhang der Literaturen. Sie werden versprengt.

Auch einzelne Dichter unternehmen Einfälle in fremde Literaturgebiete gleich mächtigen Eroberern. Es sind meist die stärksten Geister, die isoliert, losgelöst von ihrer Stammes-

literatur oder als deren Repräsentanten, auf fremdem Boden herrschen. Manchmal spitzt sich die Tyrannis zur Herrschaft eines einzigen Werkes zu, das dann eine Lebenskraft für Jahrhunderte entfaltet.

Für die historische Forschung ergibt sich aus dieser Betrachtung, daß es nicht so sehr darauf ankommen kann, solche Einflüsse nachzuweisen, Parallelstellen zu sammeln, Anklänge zu buchen, Entlehnungen festzustellen, Reminiszenzen aufzustechen oder gar Plagiate aufzudecken, als vielmehr darauf, diese deutlicher erkennbaren oder versteckteren Beziehungen für die Charakteristik des beeinflußten Dichters zu verwerten, den Grad der Abhängigkeit zu bestimmen, die Mischungsverhältnisse abzuwägen und mit möglichster Schärfe den Punkt anzugeben, wo sich ein Werk, ein Dichter, eine Literatur zur verhältnismäßigen Selbständigkeit durchringt, wo das Persönliche, Subjektive, Eigene, Ursprüngliche zutage tritt, wo der Nationalcharakter von allen Hüllen sich befreit und in greifbarer Deutlichkeit herrlich und strahlend sich in die Lüfte erhebt.

In dieser Hinsicht ist unserer Forschung eine schleunige Umkehr dringend geboten. Dutzende von Untersuchungen erweisen sich da zum mindesten als überflüssig, wenn nicht als ganz verkehrt. Wahllos koppelt man zwei Namen einer Nationalliteratur oder der Weltliteratur aneinander, ohne danach zu fragen, ob die Enge des Zusammenhanges die Mühe des Durchforschens lohne. Man übersieht, daß für ganze Perioden gewisse Grundlagen als selbstverständlich und unvermeidlich gegeben sind und daß in solchen Fällen an der genaueren Festlegung der Einzelheiten kaum jemandem gelegen sein kann. Man macht es sich nicht klar, daß für jeden Dichter nur gewisse Zentralautoren in Betracht kommen, die seine Entwicklung in wesentlichen und entscheidenden Punkten beeinflußt haben, ohne welche die jüngere Dichtererscheinung kaum denkbar wäre.

Was aber der eigentliche Krebsschaden solcher Unter-

suchungen ist: man stellt sich diese Einwirkungen viel zu äußerlich und mechanisch, den höchst verwickelten, schöpferischen Prozeß viel zu einfach vor; man erniedrigt die einzelnen Dichter zur wehrlosen Beute wild auf sie niederstürzender Aasgeier; man konstruiert ein Kunstwerk wie ein durch das Zusammenwirken vieler gedankenloser Arbeiter entstandenes Maschinenprodukt, ja man macht sich nicht einmal klar, daß die Einwirkung eines Werkes oftmals die des anderen ausschließt, daß es vor allem darauf ankommt, ob ein (dem Dichter vielleicht seit langem bekanntes) Kunstwerk ihn gerade in einem bestimmten Augenblick so stark beschäftigt hat, daß es ein neu entstehendes, in ihm keimendes Kunstwerk beeinflussen konnte; daß es auf die Reihenfolge ankommt, in der verschiedene Werke erregend und Leben zeugend auf einen Dichter eindringen.

Wie nötig es ist, alle diese Punkte zu berücksichtigen, sei in folgendem an einem Beispiel gezeigt, das den Einfluß einer scheinbar weit entlegenen Literatur auf einen Dichter aufweist, für den fremdländische Einflüsse bisher nicht nachgewiesen wurden, und das hier um so mehr am Platze sein dürfte, als es sich um die Einwirkung der nordamerikanischen Literatur auf einen deutschen Dichter handelt, der mir durch landsmannschaftliche Beziehung nahesteht und mir durch mehrjährige eingehende Beschäftigung vertraut geworden ist.

Adalbert Stifter, ein Sohn des deutschen Böhmerwaldes, wurde zu Beginn der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch seine „Studien“ mit einem Schlage berühmt; die Kritik streute ihm Weihrauch, kein Geringerer als Eichendorff erfaßte zuerst seine epochemachende Bedeutung. Er war eine Zeitlang ein vielgelesener Modeschriftsteller; seine späteren Werke drangen nicht gleichmäßig durch; in dem unerbittlichen Hebbel erwuchs dem Wehrlosen ein ungerechter Gegner, der ihn mit Keulenschlägen vernichten zu können glaubte. Nach Zeiten stillerer Wirksamkeit in engeren Kreisen

kam er wieder zu allgemeinerer Geltung, die noch im Steigen begriffen ist. Nur die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, die noch in ihren Anfängen steht, wußte nichts mit ihm anzufangen. Ein paar gedankenlose Schlagworte, wie das von Stifters Leidenschaftslosigkeit, erbten sich von einem Werke zum anderen fort. Ein sonst geschätztes Buch über den deutschen Roman des 19. Jahrhunderts nennt nicht einmal den Namen des Dichters, der in seinem „Nachsommer" einen der innigsten und eigentümlichsten deutschen Romane geschrieben hat. Erst Nietzsches Machtwort peitschte die kühl abseits Stehenden zu ihm hin. In Stifters Heimat bedurfte es eines solchen Anstoßes nicht. Wie bei allen politisch vom Mutterland abgetrennten deutschen Volksstämmen und Stammessplittern, erfreut sich auch in Österreich die heimische Literatur lebhafter Anerkennung und ihre Geschichte eifrigster Pflege. Die besten österreichischen Erzähler der Gegenwart knüpfen an Stifter an und halten ihn hoch. Man verehrt in ihm einen der vornehmsten Heimatskünstler. Eine umfangreiche Biographie von einem begeisterten Anhänger (Alois Raimund Hein) ist soeben erschienen, ein Werk vieljähriger, liebevoller Beschäftigung. Eifrige Sammler sorgen für die Erhaltung seiner Gemälde und Zeichnungen, seiner Handschriften und Briefe, für deren Aufbewahrung ein eigenes Stifter-Archiv in Prag gegründet wurde. Die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" läßt im Rahmen der in ihrem Auftrag herausgegebenen „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke erscheinen.[1]) Rüstige jüngere Kräfte stellen sich eifrig in den Dienst der Forschung. Der Hebbel-

---

[1]) Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, 11. Band: A. Stifter, Sämtliche Werke, 1. Band. Studien, 1. Band, herausgegeben von A. Sauer (mit meiner Einleitung zu diesem Bande berührt sich der gegenwärtige Vortrag in einigen Punkten). — Bibliothek, 12. Band: A. Stifter, Sämtliche Werke, 14. Band. Vermischte Schriften, 1. Band, herausgegeben von A. Horcicka (Prag, J. G. Calve).

Renaissance tritt als notwendiges Gegengewicht eine Stifter-Renaissance zur Seite.

Stifter galt bisher als einer unserer selbständigsten Schriftsteller, bodenwüchsig und eigentümlich wie nur einer. Er stammt aus einer Gegend, die damals noch weit ab vom Verkehr lag, wo Wald, Fels und Heide zusammenstoßen, wo noch ein Stück Urwald in Europa sich erhalten hat; knorrige, urwüchsige Menschen, den einstigen „Grenzbewohnern" Amerikas nicht unähnlich, Jäger, Holzschläger usw. ringen dort hart um ihre karge Existenz; an sonderbaren Originalen ist kein Mangel. In zäher Kraft gedeiht Gemütstiefe und Innigkeit, sie kann zur wortkargen Verstocktheit führen, aber auch zum träumerischen Tiefsinn und zur poetischen Anlage. Die Sagen und Märchen der Waldheimat umrauschten Stifters Kindheit. Die Erziehung in einer der ehrwürdigen Klosterschulen Österreichs bestärkte ihn in der angestammten katholischen Weltanschauung, die ihm zur unumstößlichen Überzeugung wurde. Spär erst vertauschte er den Pinsel des Malers mit der Feder des Schriftstellers. So gut wie unberührt von allen guten und schädlichen Schwingungen des Zeitgeistes trat der fast Fünfunddreißigjährige im Jahre 1840 in die Literatur ein, im selben Jahre wie Friedrich Hebbel, zwei Jahre nachdem zwei ihm wesensverwandte Talente, Eduard Mörike und Annette von Droste-Hülshoff, ihre epochemachenden Gedichtsammlungen hatten erscheinen lassen. Wie diese beiden ist er ein Widerspiel des jungen Deutschland, wie diese beiden vereinigt er alle gesunden Elemente der Romantik in sich, ohne zum schwächlichen Nachahmer oder ährenlesenden Epigonen herabzusinken; alle drei: Romantiker nach der Romantik. Das Gemüt siegte wieder über den Verstand, die Schwärmerei über die Aufklärung, die Ruhe der Idylle über die sogenannte „Bewegungsliteratur", die der Politik abgewandten zeitlosen Dichter trugen den Sieg davon über die Zeitpoeten, über die politischen Lyriker, über die Tendenzdramatiker, über die Tagesschriftsteller, die den Roman

nur als „Blendlaterne des Ideenschmuggels“ mißbrauchten. In demselben Augenblick, als das Manifest der Hallischen Jahrbücher gegen die Romantik auch deren Naturliebe und Waldschwärmerei verhöhnte, erstanden in diesen sinnigen Künstlern der Natur und dem Walde die besten Kenner, die treuesten Verehrer und begeistertsten Verkünder.

Stifters erste „Studien“ („Der Kondor“, „Die Feldblumen“, „Die Narrenburg“, „Die Mappe des Urgroßvaters“) zeigen Stifter in den Bahnen Jean Pauls, E. T. A. Hoffmanns und Tiecks. „Der Heideknabe“, im Ton orientalischer Legenden gehalten, erweist ihn zum erstenmal als Meister der Naturschilderung. In dem eigenen, von Kindheit an ihm wohlvertrauten Heimatboden entdeckt er den schönsten Gegenstand seiner Poesie. Im „Hochwald“ endlich wird er mit größerer Entschiedenheit als Willibald Alexis oder Charles Sealsfield zum eigentlichen Begründer des landschaftlichen Romans in Deutschland.

Als historische Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges steht der „Hochwald“ in der Tradition Walter Scotts, aber alles Historische ist nur leise, fast schattenhaft angedeutet. Historische Studien hat der Dichter kaum angestellt; nur heimische Sagen haben die Anregung gegeben. Alles verläuft wie in der Gegenwart oder wie im Märchenland. Sagen und Parabeln sind eingeschoben; der märchenhafte Ton ist festgehalten. Die Frauen werden wie Elfengestalten gezeichnet; der Held, ein natürlicher Sohn Gustav Adolfs, wie ein Märchenprinz; in ewiger Jugendlichkeit und Schönheit schwebt der Tote der Geliebten zeitlebens vor Augen. Wie ein Märchen endet das Ganze: alle Überlebenden werden uralt. Ihren Tod hat man nie erfahren.

An eine Ruine seiner Heimat, die den Bewohnern als ein verzaubertes Schloß erschien, knüpft er die Geschichte an. Er zeigt sie als herrliche Stätte edler Zivilisation und hoher Kultur, bevölkert und belebt. Aber die westlich davon gelegenen Wälder führt er uns vor als jungfräulichen, von der

Zivilisation noch unberührten Urwald, für den die Handlung des Romans nur eine rasch vorüberrauschende Episode ist. Waldsamen wird wieder gestreut an die Stelle des am Seeufer errichteten Blockhauses, jede Spur menschlicher Schritte wieder verwischt.

Mit großer Kunst bringt der Dichter die Schicksale seiner Personen, Liebesglück und -leid in innigen Zusammenhang mit dem Kreislauf der Natur, mit dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, mit dem Leben im Walde. Er schildert das Dunkel und Düster, die erhabene Einsamkeit der unermeßlichen Wälder, die Stille, das Schweigen darin, dann wieder die Töne, die sie beleben; er zeigt sie im prangenden Schmuck des Sommers und im eisigen Wintergewand; alle Farben und Tinten, alle Schattierungen und Nuancen sucht er wiederzugeben. Er belebt und beseelt den Wald, er durchleuchtet ihn mit Liebe und Güte, er betrachtet ihn als großartigste Schöpfung Gottes, als Kirche, als Tempel, als Dom. Der Wald macht gut und fromm, unschuldig und kindlich, er gewährt äußeren und inneren Frieden. Eine Verherrlichung des Waldes, eine Hymne auf seine paradiesische Schönheit und Allgewalt.

Wo haben bei diesem Sohne der Heide und des Waldes, der in einem seiner ersten Briefe einen Gang durch den Urwald schildert, das selbsterlebte Schauspiel eines bei tiefer Nacht gewitterflammenden Waldes beschreibt, fremde Anregungen Raum? Dennoch sind sie vorhanden. Er ist in der Naturbeschreibung ein Zögling Jean Pauls. Er wetteifert mit Tieck und anderen Romantikern in der Schilderung der Waldeinsamkeit. Lenaus Waldlieder waren dem Österreicher vertraut. Der Heidelerche wird gleichzeitig in Annettens „Heidebildern“ die Zunge gelöst. Die glänzenden Wald- und Heideschilderungen in Charles Sealsfields Romanen können Stifter kaum fremd geblieben sein. Zwar, daß der große Ungenannte ein Österreicher, ein Sprößling der Sudetenländer, also sein engster Landsmann war, konnte Stifter

nicht wissen. Manche Gemeinsamkeiten ihrer Diktion mögen sich aber aus dieser Stammesgemeinschaft erklären lassen; bei beiden zum Beispiel zeigt sich Einfluß des Tschechischen, wenn auch bei Sealsfield stärker als bei Stifter.

Lenau und Sealsfield holten sich die Anregungen zu ihren Naturschilderungen in Nordamerika, Lenau auf seinem mißglückten Ausflug, der ihm so geringe Befriedigung gewährte; Sealsfield in langem Aufenthalt, der ihn zum amerikanischen Bürger, zum begeisterten Anhänger und Verehrer der Landschaft wie der Politik Nordamerikas machte. Die Sehnsucht nach fernen Ländern, nach der Neuen Welt steckte auch Stifter im Leibe und er lieh sie den Figuren seiner Jugendnovellen. In jugendlichem Überschwang ruft der Zögling Klopstocks in einem Briefe aus: er möchte sich mit seiner zukünftigen Geliebten Arm in Arm in den Niagarafall stürzen (1837). Der Künstler im „Kondor" zieht über den Atlantischen Ozean. In den „Feldblumen" ist Amerika nicht bloß das Land der Träume für den Helden; die Vorgeschichte der Erzählung spielt zum Teil auf amerikanischem Boden; Emil war zwei Jahre in Amerika und erzählt, wie er in einem Walde einen fremden Hund bis zur Genesung gepflegt habe.

Der dichterisch angelegte Heideknabe zieht nach Palästina, nach Ägypten, in die Wüste. Ronald, den Schwedenjüngling, lockt eine schimmernde Stadt, locken die grenzenlosen Wildnisse der neuen Länder in die Ferne. Die nordamerikanische Dichtung kann daher Stifter nicht unbekannt geblieben sein.

Mit Washington Irving (1783—1859), mit dessen Schwager James Kirke Paulding (1779–1866) und mit James Fenimore Cooper (1789–1851) trat die autochthone Dichtung Nordamerikas im dritten Dezennium des 19. Jahrhunderts siegreich in die Weltliteratur ein; ein neues Stoffgebiet war entdeckt, eine neue Welt erschlossen, vor welcher Chateaubriand nur leise den Vorhang gehoben hatte. Der Beifall des europäischen Lesepublikums war beispiellos. 1823 begannen die

Übersetzungen Irvings, 1828 diejenigen Coopers; in demselben Jahre übersetzte W. Alexis Pauldings Roman: „Königsmark, der lange Finne.“ Der angesehene Verlagsbuchhändler Sauerländer in Frankfurt am Main gab Coopers und Irvings sämtliche Werke in zahlreichen Bänden heraus und vereinigte Pauldings und Dr. Birds amerikanische Romane zu einer „Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas“. Goethe las Coopers Romane mit Aufmerksamkeit und Bewunderung, lobte ihn auch öffentlich; als ihn Grillparzer besuchte, las er gerade die „Quellen des Susquehanna“. Heine, der in seiner Harzreise unter dem Einfluß von Irving steht, verrät durch gelegentliche Anspielungen seine Vertrautheit mit Coopers Romanen. Fanny Lewald liefert noch 1847 im dritten Teil ihres satirischen Romans „Diogena“ eine Travestie der Indianergeschichten. Mörike las noch 1848 mit seiner Familie Coopers Seeromane mit Befriedigung; in einer wehmütig angehauchten Bemerkung des Grundrisses bezeugt der Statistiker unserer Literatur, Karl Goedeke, die ungeheure Beliebtheit der Cooperschen Romane aus den Erfahrungen seiner eigenen Jugendzeit. Die zahllosen Nachahmungen Coopers in deutscher Sprache hat noch niemand verzeichnet.

Die Literaturgeschichte vermag Coopers Romane nicht übermäßig hochzustellen. Er ist ein begabter, aber schwächerer Nachahmer Walter Scotts, der nur das Glück hatte, in den See- und Indianerromanen ein neues, unverbrauchtes Stoffgebiet zu entdecken. Börne stellte ihn als einen Schilderer tatenvollen Lebens, machtvoller Ereignisse und Handlungen der Tatenlosigkeit der deutschen Romanhelden gegenüber. Sealsfields Vorwürfe bestehen noch heute zu Recht. Cooper übertreibt und idealisiert maßlos. In der Schilderung der Indianer wird er von Sealsfield an Naturwahrheit und Treue weit übertroffen; desgleichen in der Glut und Pracht der Landschaftsschilderungen. Bei aller Schwärmerei und Verstiegenheit bleibt er eigentlich nüchtern. Seine Romane

triefen von Moral. Aber er versteht starke, krasse und grelle Effekte gut zu gruppieren, spannend, ja aufregend zu erzählen; der starke stoffliche Reiz, der von seinen Werken ausgeht, bringt es mit sich, daß die Auszüge für die Jugend eine größere Wirkung — bis auf den heutigen Tag — ausüben als die Originale. Am meisten schadete sich Cooper durch seine Vielschreiberei. Er ließ sich durch den Erfolg auf eine abschüssige Bahn drängen, nahm immer andere Lebensperioden seines „Lederstrumpfes" vor und mußte in den Vorreden der späteren Werke selbst zugeben, wie schwierig es sei, dieselben Persönlichkeiten in vier, ja in fünf Werken auftreten zu lassen, ohne sich zu sehr zu wiederholen oder sich zu widersprechen. Diese Klippen hat er auch keineswegs vermieden. Seine Selbstnachahmungen werden schwächer und schwächer. Er steht als Künstler weit unter Stifter, dem er zum wichtigen Anreger geworden ist.

Stifter hat — soviel ich sehe — Coopers Namen in seinen Werken und Briefen niemals genannt, so wenig wie er der anderen Unterhaltungslektüre gedenkt, die er in jungen Jahren verschlungen haben mag. Wir dürfen aber annehmen, daß er alle fünf „Lederstrumpf-Romane" kannte, daß ihm diese Gestalt längst aus den drei älteren Romanen: „The Pioneers" („Die Ansiedler"), 1823, „The last of the Mohicans", 1826, „The Prairie" („Die Steppe"), 1827, lieb und vertraut geworden war, als das Erscheinen der beiden chronologisch früher spielenden Schlußromane: „The Pathfinder" („Der Pfadfinder oder der Binnensee"), 1840, und „The Deerslayer" („Der Hirschtöter"), 1841, denen die deutschen Übersetzungen auf dem Fuße (wohl noch im Jahre 1840) folgten, das Feuer von neuem anfachten, die eben erwachte Lust an der Schriftstellerei nährten, die Phantasie des jungen Dichters befruchteten. Diese hastig und schleuderisch hergestellten Übersetzungen, die von undeutschen Wendungen und Fügungen strotzen, mußten der Untersuchung zugrunde gelegt werden, weil Stifter sie zweifellos vor sich hatte. Daß er die Romane

daneben im Original gelesen habe, ist kaum anzunehmen. Des Englischen scheint er überhaupt nicht mächtig gewesen zu sein. [1])

Ein Zufall hat meinen verehrten Mitarbeiter an der Stifter-Ausgabe, Herrn Prof. Dr. Adalbert Horcicka in Wien, zu der Beobachtung einiger stofflichen Ähnlichkeiten zwischen dem „Hochwald" und dem „Hirschtöter" geführt. Auf meine Anregung stellte dann Herr stud. phil. Karl Wagner in Prag eine genauere Vergleichung des Stifterschen Werkes mit dem „Pfadfinder" und dem „Hirschtöter" an, die ich dann selbst erweitert und auf alle fünf Romane ausgedehnt habe. Bei dem engen Zusammenhange des ganzen Zyklus und bei den zahlreichen Wiederholungen der Motive, der Reden und selbst der einzelnen Ausdrücke läßt sich im einzelnen nicht jedesmal mit Sicherheit entscheiden, welche bestimmte Stelle bei Stifter nachgewirkt haben mag. Der stoffliche Zusammenhang tritt am stärksten und deutlichsten bei dem Vergleiche mit dem „Hirschtöter" hervor.

Cooper entrollt darin ein Bild des gefahrvollen Jägerlebens, das auch den Hintergrund der Stifterschen Erzählung bildet. Der alte Tom, in früheren Jahren ein berüchtigter Freibeuter, geht mit einer Frau vornehmer Abstammung und wechselnder Vergangenheit, der Mutter zweier Mädchen, eine späte und, wie es scheint, lose Ehe ein, zieht nach dem Westen und betreibt in idyllischer Weise seine Jagd von einer

---

[1]) Ich zitiere nach folgenden Bänden der Sauerländerschen Gesamtausgabe:

Die Ansiedler oder die Quellen des Susquehannah. Roman. Aus dem Englischen übersetzt. 2. Aufl. 1838. 2 Teile.

Der Letzte der Mohikaner. Eine Erzählung aus dem Jahre 1857. Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Döring. 4. Aufl. 1845. 2 Teile.

Die Steppe. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt. 2. Aufl. 1840. 2 Teile.

Der Pfadfinder oder der Binnen-See. Aus dem Englischen übersetzt. 1840. 3 Teile.

Der Hirschtödter. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. Czarnowski. 1841. 3 Teile.

Art Pfahlbaute aus, die er sich zu besserem Schutze gegen den Feind in einem großen umwaldeten See angelegt hat. Zu Beginn der Handlung ist die unglückliche Frau längst im See begraben, ein Sohn neben ihr in der Tiefe gebettet, in der Erinnerung ihrer Töchter Judith und Hetty lebt sie aber als lichtspendender Genius fort. Auch Johannas und Klarissas Mutter (im „Hochwald“) ist längst tot (ihr Name wird in der Erzählung gar nicht genannt), der Bruder Felix zur gänzlichen Nebenperson herabgedrückt.

Auf Verteidigung vor dem herannahenden Feind ist hier wie dort das Augenmerk gerichtet. Die Schweden bereiten eine Unternehmung gegen die oberen Donauländer vor; nicht eigentlich auf die Erstürmung der Burg zielen sie ab. Bei Cooper steht im Westen ein Krieg zwischen den rivalisierenden Engländern und Franzosen in Aussicht; die ersten Vorboten zeigen sich in Gestalt der gefürchteten Mingo-Indianer, die eigentlich auch nur auf Plünderung des Kastells ausgehen, weil es sich ihnen als gute Beute zufälligerweise in den Weg legt. Dem von Gefahren umdrohten alten Tom kommt Hilfe von einem bekannten Jagdgenossen, dem rohen, mit unmenschlicher Kraft ausgestatteten Hurry Harry, der vergeblich um die Liebe von Toms älterer Tochter, der wunderschönen Judith, wirbt, wie der oberösterreichische Ritter um die Liebe Klarissas. Judith hat einen englischen Offizier (Warley) in früherer Zeit geliebt, wie Klarissa den schwedischen Königssohn Ronald. Gregor werden wir mit Hirschtöter in Parallele setzen.

Mit einer Art Waldwanderung setzen fast alle hierhergehörigen Romane Coopers ein. Im „Hirschtöter“ dringen die zwei Jäger durch die Wildnis vor, um zum See, zum schwimmenden Tom zu gelangen; schärfer herausgearbeitet ist dieselbe Situation zu Beginn des „Pfadfinders“, wo die vier Personen gleichfalls von einer „Waldlichtung“, in der die Bäume wie Strohbündel durcheinanderlagen, den erhabenen Ausblick über die unermeßlichen Wälder genießen. Hirschtöter bricht in einen Ausruf des Erstaunens aus — der jedoch

leise und vorsichtig gehalten war, denn seine Gewohnheiten waren regelmäßiger und bedächtiger wie die des ungestümen Hurry — als er, das Ufer des Sees erreichend, die Gegenstände sah, die sich unerwartet seinem Blicke darboten. So entfährt dem Mädchen (im „Hochwald") ein leises Ach des Erstaunens beim Anblick der weitgedehnten Fläche des „flimmernden Wassers, in dessen Schoße bereits das zarte Nachbild des Mondes, wie ein blödes Wölklein, schwamm." Der See im „Hirschtöter" wird „Glimmerspiegel" genannt, „weil sein ganzes Becken mit Bäumen eingefaßt ist, die sich darin spiegeln, und zwar mit den Gipfeln nach unten, als wollte er die Hügel zurückwerfen, die über ihn hängen". An prägnanter Stelle (im „Letzten Mohikaner") werden die „schimmernden Fluten" stark hervorgehoben; glimmern, schimmern, flimmern sind bei Stifter oft wiederkehrende Lieblingsworte. Die ganze Seelandschaft bei Stifter gleicht der bei Cooper; die Änderungen, die er gegenüber den geographischen Verhältnissen des Blöckensteinsees vorgenommen hat, lassen sich aus dieser literarischen Einwirkung erklären. Die Ausstattung des Waldhauses bei Stifter ist der des Kastells bei Cooper getreu nachgebildet, bis auf das Vorlegeschloß und die bei einem auf festem Grunde stehenden Gebäude völlig überflüssige Befestigung mit Palisaden (später gibt Stifter dieses Wort mit „Pflöckën" wieder; in den Übersetzungen Coopers wird daneben „Pfeiler" verwendet). Bei beiden Anlagen sind große Vorsichtsmaßregeln gegen Feuersgefahr getroffen. Wie die Einrichtung bei Stifter von nicht vermuteter Bequemlichkeit ist, so heißt es bei Cooper: „Ein einziger Blick genügte, um zu zeigen, daß es von Frauenzimmern bewohnt war." Am deutlichsten verraten die Flöße bei Stifter ihre fremdländische Herkunft. Auf seiner Arche (gewöhnlich als „Boot" oder „Fähre" bezeichnet, einmal aber auch als „Floß", obgleich daneben wirkliche Flöße vorkommen) hat sich Tom zum Schutze vor feindlichen Kugeln eine Art Blockhaus in verkleinertem Maßstab errichtet, auf einem primitiven Floß wird

für Hetty ein Sitz auf einigen Holzkloben hergestellt. Bei Stifter hat sich hier ein Widerspruch eingeschlichen; bei der Ankunft trägt das eine Floß ein erhobenes Gerüst mit Sitzen für die Gesellschaft; später aber sind auf beiden Flößen „kugeldichte Häuschen" angebracht. Die übertriebene Vorsicht, das Floß stets in angemessener Entfernung vom Lande zu halten, erinnert gleichfalls an den englischen Roman und wenn sich der alte Gregor nach dem Schusse auf den Geier längs des Baumes der Schutzwehr niederlegt und abwarten will, wie der unbekannte Schütze das Tier aus dem Wasser holen wird, so mutet uns das wie ein Indianerkniff an, deren bei Cooper so viele geschildert werden. Die Unzugänglichkeit des wohlgeschützten Ortes wird stark betont: so abseits alles menschlichen Verkehres liege er, daß kein Pfad, kein Fußtritt, keine Spur davon erspählich sei. Diese Tautologie erinnert an die Wichtigkeit, die dem Erspähen von Feindesspuren in Coopers Romanen zukommt. Trotzdem weiß Gregor für den Fall, daß ein feindlicher Haufe bis in diese Einöden verschlagen würde, einige Stunden davon in den höchsten Klippen eine nur ihm zugängliche Höhle, wo er die Mädchen verbergen könnte, bis die Gefahr vorüber, wie man bei Cooper oft in solchen Höhlen Zuflucht findet. Auch in der Ausrüstung der beiden Seekolonien ist manches Ähnliche. Wie die Schwestern vom Blockenfels aus durch das Fernrohr mit banger Sorge auf das in duftiger Ferne schwimmende Vaterhaus blicken, der alte Gregor „höchlich danach rang, das zaubernde, ihm unerklärbare Ding begreifen zu können", so stellt auch bei Cooper die kleine Gesellschaft im See mit dem Fernrohre Beobachtungen auf das von den Feinden besuchte Kastell an; die Verwunderung und Neugierde ist mit den gleichen Farben gemalt. Auch in den „Ansiedlern" kommt überdies ein Fernrohr vor. Einen Anachronismus kann man in der Verwendung des Fernrohres bei Stifter nicht erblicken, da dieses um die Mitte des 17. Jahrhunderts schon eine weite Verbreitung genoß.

Auf dieser gleichgearteten Örtlichkeit spielt sich nun hier wie dort das idyllische Leben der Schwestern ab, das anfangs nur selten durch ein Tier des Waldes gestört wird. „Leise und zitternd, ernst und feierlich“ singt Hetty in der stillen Ruhe der Nacht, in gläubiger Einfalt findet ihr Gemüt Trost im Gebete; so gehen auch die Töne von Klarissas Harfe „wie ein süßer Pulsschlag durch die schlafende Mitternachtluft“. Von den beiden Schwestern erinnert Klarissa in den Hauptzügen stark an Judith. Eine außergewöhnliche Schönheit mit dunklen Augen, hat sie eine unüberwindliche Neigung zu äußerem Flitter, wie sich besonders beim Auspacken der alten, von der Mutter stammenden Kiste zeigt. So empfinden die beiden Schwestern im Hochwald Vergnügen und wieder Scham über „diese mädchenhafte Schwäche“, als sie ihren schönsten Kleiderschmuck anlegen und sich in den Spiegel schauen. Judith zieht eiligst das aus der Kiste genommene reiche, rote Brokatkleid an, um ihrem naiven Freunde zu imponieren, muß sich aber eine Zurechtweisung von ihm gefallen lassen; und später zieht sie es wieder an, als sie, von ihrer Liebe getrieben, ins Lager der Feinde geht, um den zum Tode Bestimmten aus den Händen der rachedürstenden Indianer zu befreien. Ausdrücklich wird von ihr gesagt: „Ein reizendes Geschöpf! Und sie sah wie eine Königin in jenem Brokatkleide aus.“ So tritt auch Klarissa in all ihrem Schmuck und in ihren schönsten Kleidern (auch in einem Samtkleide) ihrem einstigen Geliebten entgegen, „so daß sie wie eine hohe Frau war, die zu einem Königsfeste geführt wird“, und der deutsche Dichter gibt dafür eine ähnliche Motivierung: „Es liegt etwas Fremdes und Abwehrendes im Schmuck und Feierkleid der Frauen, sie sind gleichsam der Hofstaat ihrer Seele, und selbst der alte Waldsohn, der nie andere Juwelen sah, als die des Morgens in den Tannen, fühlte sich von Klarissas Schönheit gedrückt und fast untertänig!“ Und Ronald bittet sie, den „starren Schmuck“ abzutun, wie Hirschtöter Judith. Diese ist von einer sanften, mit zarten Strichen

gezeichneten Liebe erfaßt, die allmählich ihr ganzes Herz ausfüllt; aber kalt in ihren Äußerungen, gedrückt von der Reue wegen ihres früheren Verhältnisses zu Warley; auch Klarissa faßt ihre Liebe zu Ronald als Sünde auf, um sich ihr dann aber doch ganz hinzugeben. Auch die Liebe der beiden Schwestern zueinander wiederholt sich bei beiden Dichtern in ähnlicher Weise, Johanna gleicht Hetty, besonders in dem unbewußten Erwachen ihrer Liebe. Frauen von vornehmerer Abkunft oder höherer Bildung einzuführen, liebt Cooper auch in den anderen Romanen; die Zweizahl der Schwestern ist bei ihm typisch wie in Stifters „Feldblumen" oder „Zwei Schwestern" und besonders mag das ganz ähnliche Schwesterpaar Cora und Alix in „Der letzte der Mohikaner" Stifter in vielen Einzelheiten vorgeschwebt haben.

Bei dem Vergleiche des Hirschtöters mit dem alten Gregor darf ihr Altersunterschied nicht zu stark betont werden. Hirschtöter ist trotz seiner jungen Jahre, trotzdem daß er sich zum erstenmal auf dem Kriegspfad befindet, dennoch im Denken und Handeln der gereifte Mann wie Gregor, der, wenn auch an der äußersten Grenze menschlichen Hochalters stehend, schwärmerisch und abenteuerlustig mit Zukunftsplänen tändelt wie Hirschtöter. Schon der junge Hirschtöter wird mit den erfahrenen Veteranen verglichen; er spricht ernst und feierlich, zeigt Würde und Anstand und wird Wahrheitszunge genannt. Der Gegensatz zwischen seinem jugendlichen Alter und seinem klugen vorsichtigen Benehmen, seinen wohlabgewogenen Reden fällt selbst dem Indianer auf, der von ihm sagt: „Mein Bruder hat zwei Skalpe — graues Haar unter dem andern. Alte Weisheit — junge Zunge!" oder „Junger Kopf — alter Geist"; „Junger Kopf — alte Weisheit". Beide sind mit ihrem Wald verwachsen. „Dies ist großartig, dies ist erhaben; es ist schon eine Erziehung, wenn man es nur ansieht", sagt Hirschtöter. „Kein Baum, so viel ich entdecken kann, wurde von der Hand einer Rothaut berührt, sondern alles blieb in der

Ordnung, wie der Herr es geschaffen hat, um nach seinen Absichten und Gesetzen zu leben und zu sterben!" Ihm dünkt, wie Gregor, eine Ansiedlung als eine Entweihung der „jungfräulichen" Wildnis. „Die Wälder sind nie still", sagt der Pfadfinder, „wenn man ihre Stimme nur zu deuten weiß. Ich habe sie viele Tage lang allein durchwandert, nie nach Gesellschaft mich gesehnt. Und was die Unterhaltung betrifft, so fehlt es nicht an mannigfachen belehrenden Gesprächen, wenn man die Sprache versteht." So geht auch Gregor lieber in den Wald als in die Vesper oder das Schenkhaus, und „allgemach" fängt er an, die „Reden des Waldes zu hören und der Sinn ward ihm aufgetan, seine Anzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnisreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem ihm oft war, als müsse er ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen wandeln sehen". Die poetische Gabe, die Cooper seinem Helden so oft beilegt, eignet auch Gregor. Hirschtöter wird „ein Mann von starkem angebornen poetischen Gefühl" genannt. Er liebte die Wälder ihrer erhabenen Einsamkeit und der Eindrücke wegen, welche in ihnen überall die Macht und die Weisheit ihres Schöpfers erkennen ließen. Er wanderte selten in ihnen umher, ohne daß er irgendwo verweilte, um eine besondere Schönheit, die seine Aufmerksamkeit erregte, zu bewundern, obgleich er sich selten bemühte, die Ursachen seiner Bewunderung zu ergründen, und nie verging ein Tag, ohne daß er im Geiste, und zwar auch ohne die Hilfe der Worte und religiöser Formen dem höchsten Wesen seine Anbetung widmete. Von Gregor erwähnt sein früherer Jagdfreund: „Die wunderlichen Gedanken seines Herzens spannen sich schon damals wie ein ausländischer Frühling aus ihm heraus . . . und es war oft nicht anders, als würde aus einem alten schönen Dichtungsbuche gelesen. Manche höhnten ihn und gegen diese verschloß er wie mit Felsen den Quell seiner Rede." Und an anderer Stelle: Seinen ganzen Lebenslauf, seine ganze Seele hatte er dem

Walde nachgedichtet und paßte umgekehrt auch wieder so zu ihm, daß man sich ihn auf einem anderen Schauplatze gar nicht denken konnte. Daher dichtete er auch seinen Schutzbefohlenen sich und ihre Einöde in solch wunderlicher zauberhafter Art und Gestalt vor, daß sie auch ihnen zu reden begann und sie sich immer wie inmitten eines Märchens zu schweben schienen. Die „Überlieferungen und Legenden" seines Volkes beeinflussen ihn ebenso wie den jungen Hirschtöter, der aller Buchgelehrsamkeit feindlich gesinnt ist und alle metaphysischen Spitzfindigkeiten verwirft.

Cooper hat aber seinen Waldsohn — den Pfadfinder, den Hirschtöter (oder Wildfänger), das Falkenauge, den Lederstrumpf usw. — nicht bloß als jungen, kräftigen Mann geschildert, sondern er hat ihn auch durch spätere Lebensjahre begleitet, er läßt den Vertreter des ererbten Rechtes, der rücksichtslosen Wahrheit und des Glaubens vor den stets weiter vordringenden Pflanzern und Ansiedlern als den Trägern von Neuerungen und Zerstörern der Waldherrlichkeit in stolzer Selbstüberwindung nach dem Westen ziehen und führt ihn in dem Roman „Die Steppe" wirklich bis an die Grenze menschlichen Hochalters, bis der Glanz von 87 Wintern sein Auge verdunkelt und er ruhig und gefaßt dem Tode entgegengeht.

Stifter schildert seinen Gregor beim ersten Auftreten als den uralten Greis mit schneeweißem wallenden Haar. Seine großen, treuherzigen, klugen Augen stechen in ihrer Schwäche seltsam ab gegen die zwei schneeweißen Bogen, die sich über ihnen spannten. Auf den harten Wangen lag Sonnenbrand, Alter und Gesundheit. „Eherne Einfalt und Güte prägte sich in der ganzen Gestalt aus." „Ein Genosse des Mittagsbrandes und des Sturmes", „ein Bruder des Felsens" wird er genannt. Der Waldmann, der Waldsohn, der Weidmann, der einst ein lustiger goldtreuer Jäger gewesen: jetzt ist er ein wenig verwittert mit dem „Anstand" der Natur („Anstand", ein Lieblingswort Coopers, z. B.

in den Ansiedlern: „Mit der Miene und dem Anstand eines Kaisers“). Der Freiherr bringt ihm unerschütterliches Vertrauen entgegen.

Der Pfadfinder wird als Mann von trefflichen Eigenschaften bezeichnet. Stets derselbe, einfachen Herzens, bieder, ohne Furcht und doch vorsichtig, bei jeder ehrenvollen Unternehmung der erste, in seiner eigentümlichen Weise eine Art von Vorbild, wie man sich Adam vor seinem Falle denken mochte, ohne darum sündenfrei zu sein; voll natürlichen Takts, welcher der besten Erziehung Ehre gemacht hätte, „seine Gefühle schienen die Frische und Natur der Wälder zu haben, in welchen er die meiste Zeit hinbrachte“: sein schöner, nie irrender Gerechtigkeitssinn wird als der anziehendste Zug in seiner moralischen Bildung hervorgehoben; seine Treue war fest wie der Fels, den kein Sturm wankend macht, bei ihm gehörte Verrat zu den ganz unmöglichen Dingen. Seine Unbescholtenheit, seine Selbstaufopferung, seine Uneigennützigkeit wird oft gerühmt.

Stifter sah sein menschliches Ideal in dieser Gestalt erreicht. In der Vorrede zu den „Bunten Steinen“, wo er das Programm seiner Lebens- und Kunstanschauung im Gegensatze zu Hebbel entwirft, sagt er: „Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren gelassenen Sterben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündenden Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben.“ Er mußte Cooper nachahmen, weil er in wesentlichen Überzeugungen mit ihm übereinstimmte.

Diesem ehrwürdigen bedächtigen „Streifschützen“ oder

Jäger mit den ernsten sittigen Zügen, der mit Vorliebe der „Alte“ genannt wird, gleicht nun Gregor Zug für Zug mit seiner Erfahrung und seiner Weisheit, mit seiner Vor- und Umsicht, mit seiner weitschweifigen Redseligkeit, mit fast allen seinen Ansichten. Er ist der indianische Lederstrumpf im Gewande und mit den Gewohnheiten eines europäischen Waldbewohners; aber vieles Typische hat er von seinem Urbilde bewahrt bis auf dessen Lieblingsstellung. Während die anderen sich nur selten auf ihre Büchse oder Lanze stützen, lehnt sich Lederstrumpf immer und überall auf seine berühmte und gefürchtete „lange Flinte“, nach der ihm die Indianer den Spitznamen „la longue haleine“ gegeben haben, kaltblütig im kritischen Augenblicke, nachsinnend, träumend ein anderesmal, unbeweglich wie eine Statue; in dieser Stellung blickt er den scheidenden Freunden nach; in dieser Stellung steht er sogar am Sterbelager seines Freundes. Man kann sie sein Erkennungszeichen nennen. Oftmals wird die Situation ausführlich geschildert: „Er lehnte sich auf seine Büchse und seine sehnigen Finger umspannten den Lauf zuweilen mit einer Gewalt, als wollten sie sich in das Metall eingraben“ oder „die Gruppe stand auf dem engen Strande, der Pfadfinder auf seine Büchse gelehnt, deren Kolbe (sic!) auf dem kiesigen Gestade ruhte, während seine beiden Hände den Lauf in der Höhe seiner Schultern faßten.“ In der entscheidenden Szene des Hochwaldes bilden die vier Hauptpersonen eine Coopersche Gruppe: „Der alte Jäger stand, auf seine Büchse nach vorn gelehnt, wie ein Standbild und keine Fiber an ihm verriet, was in ihm vorgehen könnte . . . Nach einigen Sekunden sprachloser Gemütsbewegung löste sich sanft die Gruppe . . .“ Die Illustratoren des Hochwaldes haben die Szene festgehalten.

Gregor ist, wie der Streifschütz in der „Steppe“, ganz von den Erinnerungen an die Vergangenheit erfüllt, er lebt wie dieser im Kreise derjenigen, deren Großväter er gekannt hat. Die innige Zuneigung, die er zu seinen beiden Schutz-

befohlenen faßt, wie früher zu dem Sohne des Freiherrn und zu Ronald, die er wie ein Vater liebt, findet in Lederstrumpfs Leben mehrfache Parallelen. Der Pfadfinder hängt mit väterlicher Liebe an Marble: „In diesen Augenblicken glühte die ganze biedere, mannhafte Zuneigung Pfadfinders in seinen offenen Zügen und sein Blick auf unsere Heldin glich dem, welchen der zärtlichste Vater auf das Kind seiner Liebe fesselt“ (so!). Als uralter Mann ging er zu den Indianern, um sich in Hartherz einen Sohn zu suchen, den er unendlich liebt; als dessen Leben bedroht ist, folgt sein Auge jeder Bewegung des Tomahawks mit der Teilnahme eines wirklichen Vaters.

Ins Dunkel des Waldes läßt Stifter seinen Gregor verschwinden: „Einen alten Mann, wie einen Schemen, sah man noch öfter durch den Wald gehen, aber kein Mensch kann eine Zeit sagen, wo er noch ging, und eine, wo er nicht mehr ging.“ Ebenso verschwindet der „Pfadfinder“ am Ende des gleichnamigen Romans: „und er verlor sich in den Tiefen der Wälder. Weder Jasper noch Mabel sahen den Pfadfinder je wieder.“ Als unbekannter Jäger, in fremder Tracht, mit seltsamem Gebaren und unter neuem Namen taucht er später in der Ferne vor ihnen auf, um immer wieder aus ihrem Gesichtskreise zu entschwinden.

Im übrigen erinnern Anfang und Ende des „Hochwaldes“, die beide in der Ruine Wittinghausen spielen, an den Schluß des „Hirschtöters“. Judith wird von ihrem Geliebten getrennt. „Fünfzehn Jahre waren vorüber, ehe es Hirschtöter möglich wurde, den Glimmerspiegel wieder zu besuchen . . . Sie erreichten den See, als eben die Sonne unterging. Hier war alles unverändert; der Fluß rauschte noch durch seine Baumgewölbe; der kleine Felsen wurde durch die langsame Wirkung der Wellen in dem Laufe von Jahrhunderten abgerieben; die Berge waren mit der dunkeln und geheimnisvollen Waldung bedeckt, während der See in seiner Einsamkeit wie ein schöner Edelstein der Wildnis erglänzte . . .

Von der Landzunge ruderten sie das Kanoe nach der Sandbank, wo die Überbleisel des Castells sich noch in malerischen Trümmern zeigten. Die Stürme des Windes hatten längst das Dach des Hauses zerstört und die Baumstämme waren hier und da schon verwittert. Alles, was zum Verschließen des Gebäudes gedient hatte, war unberührt, aber die Jahreszeiten verrieten ihren Einfluß wie im Spott über den Versuch, sie auszuschließen." Alles ist verfallen und verlassen. „Nach allen diesen Zeichen ließ sich vermuten, daß der See seit den letzten Szenen unserer Erzählung nicht wieder besucht worden war. Der Zufall oder die Überlieferung hatten ihn wieder zu einem der Natur geheiligten Orte gemacht."

Die größte Übereinstimmung weisen Coopers und Stifters Landschaftsschilderungen auf. Beide schildern ihr Land als das Land der Wunder. Beide schildern den Wald, den Urwald in seiner unberührten Jungfräulichkeit, in seiner Stille und Ruhe, in seiner Erhabenheit und Größe, wie er aus Gottes Hand hervorgegangen ist. Das Gefühl erhabener Einsamkeit ruft bei ihren Helden die Nähe Gottes wach. „So ist es in den Wäldern", sagt Pfadfinder, „es gibt Augenblicke, wo Gott in seiner Allgewalt zu wandeln scheint, und dann herrscht wieder eine Ruhe weitum, als ob sein ewiger Geist sich friedlich zum Schlummer niedergelegt hätte." Ebenso leiht auch Stifter seinen Helden das eigene tiefe Gefühl innerer Frömmigkeit. Beide stehen auf seiten der Natur gegen die alles ausrodende Kultur. Beide sind konservative Geister.

Beide versenken sich liebevoll in das Kleinleben der Natur. Wieder lassen sich die Übereinstimmungen im einzelnen aus der Gleichheit ihrer Grundüberzeugungen ableiten. In der erwähnten Vorrede zu den „Bunten Steinen" heißt es: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter,

den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind." So bevorzugt auch Cooper die „leichte, bewegliche Weise kleinerer Dinge vor dem Ruhig-Majestätischen alles dessen, was wirklich groß und mächtig ist", und die Liebe wohnt für Hirschtöter „im Walde, im Tau des Grases, in den Zweigen der Bäume, im milden Regen, in den Wolken, die in dem blauen Himmel schweben, den Vögeln, die im Gebüsch singen, den frischen Quellen, in denen er seinen Durst löscht, und in allen anderen herrlichen Gaben, die Gottes Vorsehung gewährt."

Stifters ganze Waldromantik ist bei Cooper vorgebildet. Die erhabene Einsamkeit der Wildnis, die feierliche Stille und heitere Ruhe, eine Atmosphäre reiner Moralität geht von den hohen und düsteren Laubgewölben, den Säulengängen oder Portiken des Waldes aus; der Wald täuscht nie, „denn es regiert und beherrscht ihn eine Hand, die immer unerschüttert bleibt". Der „stille Reiz der Natur, der Eindruck tiefer Ruhe, ungestörter Einsamkeit" bezwingt die Menschen. Die Landschaft ist bei beiden Dichtern fast die gleiche, was den nicht mehr Wunder nimmt, der den Osten Nordamerikas mit der heimatlichen Landschaft Stifters vergleichen konnte; auch bei Cooper dunkle Schierlingstannen, „zitternde Espenbäume und melancholische Fichten", weiße Birken, Föhren, Ahorne. Der psychologische Vorgang ist ungefähr so zu denken. Wohl hat der geheimnisvolle Zauber und Reiz des Waldes Stifters Seele von Jugend an bestrickt; aber diese Schönheiten zu deuten, dazu regt erst Coopers Vorgang ihn an. Dem stummen Bewunderer der Natur löst der beredte fremde Dichter die Zunge. Bald übertrifft der Schüler den Meister. Coopers Wort- und Bilderschatz ist in seinen Landschaftsschilderungen sehr beschränkt; fast alle seine Lieblingsausdrücke finden wir bei Stifter wieder,

aber bald in reicherer Aus- und Umbildung. Die Waldlichtungen bei Cooper sind „eine Art Oase in dem feierlichen Düster der jungfräulichen Waldungen“, das Plätzchen, auf dem das Waldhaus bei Stifter steht, ist eine „warme, windstille Oase“, der Wald wird eine „prangende Oase“ genannt, Gregor als „Kleinod der Wüste“ oder mit biblischem Anklang als „Stimme der Wüste“ bezeichnet. Cooper nimmt gern seine Zuflucht zu Zitaten aus fremden Dichtern; Stifter kann selbständiger aus der eigenen dichterischen Quelle schöpfen. Cooper ist weitschweifiger und umständlicher; wozu er einen ganzen Satz braucht („Sie war meist mit Eichen bedeckt, welche, wie es in den amerikanischen Wäldern gewöhnlich ist, zu großer Höhe gewachsen waren, ohne daß Äste vom Stamme ausgingen, die sich vielmehr erst oben zu einem dichten Laubwerk wölbten“), das versteht Stifter mit dem einen Epitheton „hochschaftig“ auszudrücken. Beide beleben, beseelen, personifizieren die Natur. Bei Cooper legt sich ein halbgefallener Riese des Waldes beinahe schräg über die Oberfläche des Wassers und macht Sorgfalt nötig, seine Glieder zu vermeiden. Stifter nennt einen Baum in der ersten Fassung des Hochwaldes einen „Ahnherrn“ oder spricht von den Enkeln und Urenkeln eines übermütigen Baumes. Bei Cooper lehnen sich eine Buche und eine Schierlingstanne aneinander, so vertraulich wie zwei Brüder oder vielleicht noch vertraulicher wie manche Brüder. Bei Stifter in einer ausgeführteren Szene stehen die schwanken Halme der Fichten gesellig und plaudern bei gelegentlichen Windhauchen, der alte Ahorn steht einsam und greift langarmig in die Luft, die Büsche, Beeren und Ranken, gleichsam die Kinder, sind abseits und zurück in die Winkel gedrängt, daß mitten Raum bleibe für hohe Gäste. Gleichen bei Cooper einige junge Bäume mit ihren wenigen Ästen Schildwache stehenden Grenadieren, so vergleicht Stifter im Heidedorf die Heuschrecken noch drastischer mit Heiducken, die in weißfarbenes Grün gekleidet sind. Überall stößt man bei Cooper

auf sterbende und erstorbene Bäume. „Stellet euch zu euern Waffen", heißt es einmal im „Pfadfinder", „aber liegt so ruhig als die Leichen toter Bäume." Im „Hochwald" „liegt... da und dort das Gerippe eines gestürzten Baumes" oder man sieht an der jenseitigen Wand des Sees entlang „in gräßlicher Verwirrung die alten, ausgebleichten Stämme liegen", „in traurigem, weiß leuchtendem Verhack die dunklen Wasser säumend". Und wieder gelingt Stifter eine kräftigere und wirkungsvollere Vereinfachung, wenn er das Coopersche Bild: „diese entstellten Stämme stehen wie Grabsteine auf einem Kirchhofe aus der Erde hervor" — in das knappe und plastische: „Baumkirchhöfe" umprägt. Auch Sealsfield zaubern die Baumstrünke eines Holzschlages die Vorstellung von Grabsteinen vor. Im übrigen bleibt sich Stifter des Unterschiedes seiner Landschaft von der Sealsfieldschen Tropenlandschaft bewußt, wenn er in einem Vergleiche sagt: Großartig schön wie das Herz eines Jünglings, „ruhend in einer Dichtungs- und Phantasiefülle, üppig wuchernd, schimmernd wie jene Tropenwildnisse, aber ebenso unbewußt, so ungepflegt, so naturroh und so unheimlich wie sie".

Gibt man nach dem Gesagten die starke Abhängigkeit Stifters von Cooper in der Führung der Handlung, in der Charakteristik der Personen, in der Landschaftsschilderung und in vielen anderen Punkten zu, so darf man nun auch manche Einzelheiten bei beiden Dichtern miteinander vergleichen, zu denen der jüngere einer Anregung nicht bedurft hätte. So ist die wichtige Episode mit dem Geier bei Cooper ziemlich genau vorgebildet und die Ähnlichkeit der Schilderung fällt um so mehr ins Gewicht, als auch die daran sich knüpfenden Gespräche verwandte Motive enthalten.

Und nun darf man auch manche gemeinsame Wendung und manches gleiche Bild nicht mehr auf bloßen Zufall zurückführen. Stifters „Zauberphantasie" nährt sich an dem „Zauber", den die Indianer überall wittern. Wie „zauberisch" im „Hochwald", so taucht das andere Lieblingswort Coopers

„magisch“ im „Heidedorf“ auf. Ist bei Cooper und Sealsfield alles „malerisch“ oder „pittoresk“ und ziehen beide gern Maler zum Vergleich heran, so wurde Stifter durch seine malerische Begabung und seinen Beruf auf denselben Weg gewiesen. Die bildende Kunst lag ihm ferner; wenn er daher Gregor mit einem Standbilde, die zwei Schwestern mit zwei tadellosen Marmorbildern vergleicht, so erinnern wir uns der zahllosen ähnlichen Vergleiche bei Cooper: „wie eine dunkle stolze Bildsäule“; „so glich sie einer Statue, in welcher der Künstler tiefe und stille Aufmerksamkeit darzustellen beabsichtigt“; „sie glich einer stummen Bildsäule der kindlichen Liebe“: echt amerikanisch: „wie das Modell einer nackten und schönen Statue der Gewandtheit und Kraft“; „Marmor kann nicht kälter und unbeweglicher sein“; „so vielen leblosen Statuen ähnlich“ usw. Der „Apollo der Wildnis“ im „Hirschtöter“ gemahnt an den aus dem biblisch-orientalischen Tone herausfallenden Vergleich im „Heidedorf“: „wie ein Kriegsgott“.

Die Indianer bei Cooper lieben die Vergleiche mit Tieren; wie der Adler so hoch, wie der Hirsch so schnell usw. Die Frauen werden gern mit Tieren und Blumen verglichen: Hist ist der Zaunkönig der Wälder, Hetty die welkende Lilie, die Geisblattblüte, Judith die wilde Rose, ein Huronenmädchen eine kleine zarte Birke u. dgl. Gregor richtet seine Augen wie zwei Adler gegen die Mädchen. „Sie sind zwei schöne Waldblumen.“ Johannas weiche kleine Hand duckt sich wie eine Taube in die Felsen von Gregors Fingern u. a. m.

Große Verwandtschaft zeigen folgende zwei Stellen: Im „Hirschtöter“: „Man hörte deutlich die vom Feuer aufspringenden Krieger herbeieilen und im nächsten Augenblick erschienen drei oder vier von ihnen oben auf der Anhöhe, die sich gegen den Hintergrund des Lichtes wie die dunkeln Gestalten eines Schattenspieles ausnahmen.“ Im „Hochwald“: „Diese Worte waren die einzigen, die von der Gesellschaft über die seltsame Verlobung gesprochen wurden, die eben

wie ein unheimlich Schattenspiel auf ihrer Wiese vorübergeglitten war.“ Nicht bloß dasselbe Bild fällt auf, auch Geräusch und Geräuschlosigkeit wird in beiden Stellen ähnlich kontrastiert.

Cooper liebt die Wendung: „Es gibt immer einige, denen ... und andere, denen ...“, die ich bisher zwar bei Stifter nicht beobachtet habe. Es deckt sich aber damit, wenn Gregor die Sage von der Espe in doppelter Fassung erzählt: „Es sind da zwei Meinungen ...“

Gedankenlos nimmt Stifter aus den schlechten Übersetzungen Coopers in die ersten Fassungen seiner Werke Fremdwörter hinüber, die er später bei größerer Achtsamkeit durch Verdeutschungen ersetzt, z. B. „Hauptkorps“, später nicht glücklich durch „Hauptschlachthaufe“ wiedergegeben.

So haben diese Indianerromane des europäischen Dichters Phantasie befruchtet, seinen Beobachtungssinn geschärft, sein Stilgefühl geweckt, seine Sprache beeinflußt. Wie auf einer langen weiten Reise war er umhergetrieben worden in fremden, entlegenen, unwegsamen Gegenden, in tollen, bunten, unerhörten Abenteuern, in einer exotischen Welt. Und darum sieht der vertraute heimische Boden manchmal ganz fremdartig und schauerlich bei ihm aus, wie von einer anderen fahleren Sonne beleuchtet: „Es ist eine wilde Lagerung zerrissener Gründe, aus nichts bestehend als tiefschwarzer Erde, dem dunklen Totenbette tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitkugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen bloßgelegt, gewaschen und gerieben sind.“ Klingt das nicht, wie aus einem Indianerroman entlehnt?

Ob Stifter auch die Seeromane Coopers gelesen hat, läßt sich nicht nachweisen. Man möchte aber bei dem Dichter, der das Meer nicht kannte und dem Bilder aus dem Seekriege ganz fernlagen, leise Anklänge daran zu vernehmen glauben, wenn er den Schauplatz seiner Erzählung mit einer abgeschiedenen Meeresbucht vergleicht, von den Inselspitzen

einer „untergesunkenen Melodie“ oder von einem „Gedankengeschwader“ spricht.

Zusammenfassend kann man sagen: Ein deutscher Dichter von ursprünglicher dichterischer Anlage und wurzelechter Bodenständigkeit berauscht sich in jungen Jahren an exotischen abenteuerlichen Romanen, die eine Woge aus dem fernen Nordamerika in seine Heimat hinübergeworfen hatte und die damals zur verbreitetsten Unterhaltungslektüre gehörten. Seine religiöse und künstlerische Entwicklung nimmt dann unabhängig von dem fremden Dichter eine diesem ähnliche Richtung. Als in reiferen Jahren die Quelle der Dichtung plötzlich in ihm aufspringt, sind es neue Werke des alten Freundes, die den Schöpfungsprozeß befördern, beschleunigen und in eine bestimmte Richtung drängen. Erfindung einer Handlung war zeitlebens Stifters schwächste Seite. Hier kommt ihm einer der stoffreichsten Autoren der Weltliteratur zu Hilfe. Die Darstellung einer fremden, der heimischen nicht unähnlichen Landschaft ruft die schlummernde Erinnerung an die frühesten Kindheitseindrücke in ihm wach und hilft ihm die kostbarste Seite seines Talents entdecken, mit Worten die Natur zu malen, die er bis dahin nur mit Farben gemalt hatte. Durch Coopers Eingreifen ist aus einem mittelmäßigen Maler ein hervorragender Dichter geworden. Die fremde Wünschelrute zaubert immer neue Schätze aus seiner angestammten Begabung hervor. Die literarischen Anregungen verbinden sich mit der genauen Kenntnis des eigenen Landes und den schmerzlichen Erfahrungen des eigenen Herzens. Fremdes und Eigenes verschmilzt aufs innigste zu einem wertvollen neuartigen Dichtwerke, das, wie aus einem Guß, dem innersten Wesen seines Schöpfers entsprungen zu sein scheint und seit jeher als seine eigentümlichste Leistung gegolten hat: ein merkwürdiges und lehrreiches Beispiel für die nahe und fruchtbare Berührung zweier Dichter, zweier Literaturen, zweier Weltteile!

Friedrich Halm und die Familie Rettich.

Mit ungedruckten Briefen und Gedichten F. Halms.

Mitgeteilt von

Anton Schlossar.

Knapp vor Schluß des Jahres 1835 am 30. Dezember wurde im Wiener Burgtheater ein „dramatisches Gedicht" in fünf Aufzügen, betitelt „Griseldis", zur Aufführung gebracht. Der Verfasser nannte sich Friedrich Halm und nur sehr eingeweihten Persönlichkeiten, welche ihm nahe standen, war es bekannt, daß sich unter diesem Decknamen der niederösterreichische k. k. Regierungssekretär Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen, der Sprosse einer alten rühmlichst bekannten Adelsfamilie barg. Die schöne Therese Peche spielte die Titelrolle und das Stück errang einen durchschlagenden Erfolg. Aber trotz der beachtenswerten Leistung der Peche fand man, daß diese Schauspielerin „für eine so umfangreiche und anstrengende Rolle nicht überall ausreichte". Da die glänzende Aufnahme der „Griseldis" selbstverständlich eine Reihe von Wiederholungen voraussichtlich machte, wurde für dieselben Julie Rettich als Trägerin der erwähnten Titelrolle ausersehen und erregte durch ihr Spiel die Bewunderung und den Enthusiasmus des Publikums wie nicht minder des jungen Dichters. Julie Rettich, ein dramatisches Talent ersten Ranges, war schon unter Schreyvogel 1830 am Burgtheater engagiert gewesen und wurde der Liebling des Publikums; aber mit dem Sturze Schreyvogels, den der Oberstkämmerer Graf Czernin veranlaßte, mußte auch sie,

die hochbegabte Künstlerin, weichen. Nicht für lange blieb sie den Brettern des Burgtheaters fern, denn als im Jahre 1835 Landgraf von Fürstenberg zum Hoftheaterintendanten ernannt worden war, wurde sie nach einem kurzen Gastspiele im Herbste des genannten Jahres nebst ihrem Gatten Karl Rettich für diese damals erste deutsche Bühne dauernd verpflichtet. Faust Pachler, welcher das Ehepaar Rettich hoch verehrte und es zu seinen besondern Schützern zählte, berichtet, daß im Hause seiner Eltern zu Graz, einem Sammelpunkte künstlerischer Persönlichkeiten der Stadt, sich auch Karl Rettich und Julie, eben auf einem Gastspiele anwesend, im Jahre 1832 näher kennen lernten und jenen Herzensbund schlossen, den die am 9. April 1833 stattgefundene Vermählung besiegelte. In demselben Hause machten beide auch die Bekanntschaft des steiermärkischen Dichters Karl Gottfried R. v. Leitner, der ebenfalls stets ein getreuer Verehrer des Künstlerpaares geblieben ist, namentlich Juliens ausgezeichnete künstlerische Leistungen poetisch verherrlicht und ihr oft seine Bewunderung über ihr großes Talent ausgesprochen hat.

Nach der Aufführung der „Griseldis" und der Bedeutung, welche dieses glänzende dramatische Gedicht ganz besonders auch in Wien durch Julie Rettichs meisterhafte Darstellung erlangt hatte, war es ganz begreiflich, daß Baron Münch auch persönlich dem Ehepaar Rettich näher trat, dessen weiblicher Teil den Ruhm des aufstrebenden Dichters durch die Verkörperung seiner Gestalten auf der Bühne um so heller erstrahlen ließ. Es ist bekannt, daß die „Griseldis" über alle Bühnen Deutschlands ihren Siegeszug antrat, daß sie sogar in fremde Sprachen übersetzt und mit großem Erfolge auf nichtdeutschen Theatern aufgeführt wurde, aber keine Bühne zeigte eine Darstellerin dieser Rolle, die schon ihrer ganzen geistigen und künstlerischen Anlage nach so tief durchdacht Halms Frauengestalt verkörperte als Julie Rettich. Von nun an wurde Julie ihm Beraterin in seinen dichterischen Plänen und sein geistiges Bestreben war

es, in seinen späteren Schöpfungen stets eine weibliche Gestalt in den Vordergrund zu stellen, welche, wie er wohl wußte, Julie auf den Brettern zu noch weit höherer Bedeutung brachte als es die Kraft des Poeten vermochte. Selbst in den später von Münch-Halm geschaffenen Stücken, die nicht den Wert des ersten dramatischen Gedichtes und einiger der berühmt gewordenen dramatischen Werke Halms aus der Folgezeit hatten, verstand es auf der Wiener Hofbühne Julie Rettich, durch ihre Rolle und deren begeisterte Darstellung die höchste Aufmerksamkeit und stürmischen Beifall zu erregen, welcher natürlich auch dem Verfasser zustatten kam und dessen Dankbarkeit für seine „Muse" nur noch steigerte. Der trotz seiner im Beamtenleben bald zu hohen Stellungen gelangte Dichter lebte einsam in Wien und die lange Jahre andauernde schwere Erkrankung seiner Gattin Sophie hatte den von häuslichem Kummer Bedrückten den geselligen Verkehr mit all den glänzenden Kreisen, die ihm offen standen, meiden lassen. Was Baron Münchs erwähnte amtliche Stellung betrifft, so sei für diejenigen, welche mit der Beamtenlaufbahn des Dichters nicht ganz vertraut sind, nur daran erinnert, daß er den Rang eines k. k. Regierungsrates in Wien erreicht hatte, im Jahre 1844 zum ersten Kustos der Hofbibliothek und Hofrat befördert wurde und im Jahre 1867 die Präfektenstelle der erwähnten Hofbibliothek gleichzeitig mit der Generalintendantur der beiden Hoftheater ihm vom Kaiser verliehen wurde. Die Zeit der Erreichung der letztgenannten hohen Hofanstellungen kommt in dem vorliegenden Falle der Veröffentlichung von Briefen aus einer viel früheren Periode übrigens hier nicht weiter in Betracht.

In jenen Tagen, welche an dieser Stelle ins Auge gefaßt werden — also in der Zeit seit Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hatte Münch-Halm noch mehr oder weniger die Spannkraft des besten Mannesalters, wenn auch ein melancholischer Zug ihm nicht abzusprechen war,

zumal mancher gehässige Klatsch ihm die Freude an seinen schönen dichterischen Erfolgen vergällte. Dieser Klatsch verfolgte den fein empfindenden Dichter schon als er noch mit seinem wahrhaft freundschaftlichen poetischen Berater, dem Benediktiner Michael Enk von der Burg, im vertrauten literarischen Verkehr stand. Die Verbreitung des böswilligen Gerüchtes, als sei nicht er, sondern Enk der Verfasser jener Stücke, welche Halms Namen zuerst der Welt rühmlich bekannt machten, raubte dem Dichter das Vertrauen an die Menschen und erst nach dem schrecklichen selbstgewählten Ende Enks in den Wellen der Donau am 11. Juni 1843 verstummten die für Halm so beleidigenden und kränkenden Gerüchte. Schachingers (1890 erschienene) Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Enk und Baron Münch hat endgültig dargetan, wie an den verschiedenen Ausstreuungen kein wahres Wort gewesen. Und noch einmal sollte der zartfühlende Poet später ein Opfer unerhörter Böswilligkeit in bezug auf seine poetische Tätigkeit sein. Es war dies, als im Jahre 1856 die possenhafte Figur des bayrischen Schulmeisters Franz Bacherl auftauchte, der von einer großen Menge seiner Anhänger unterstützt, nach der 1854 zuerst anonym stattgefundenen Aufführung von Halms Stück „Der Fechter von Ravenna" den damals schon zu hohem Ruhme gelangten Halm des Plagiats beschuldigte, nachdem sich dieser öffentlich zum Verfasser des „Fechters" bekannt hatte. Es ist bekannt, daß die Aufführung des „Fechters" in München unter dem Hoftheaterintendanten Franz Dingelstedt, der zuerst Halms Namen als Verfasser auf den Theaterzettel setzen ließ, einen großen Theaterskandal in der bayrischen Residenz zu Folge hatte und den Sturz Dingelstedts herbeiführte. Weniger bekannt dürfte es sein, daß wohl in der Folge diese Angelegenheit zweifellos die spätere Ernennung Dingelstedts zum Generalintendanten der Hoftheater in Wien beeinflußt hat.

Alle diese Umstände schon seit Enks Tode, der ja den

Freund und Jünger Halm auch so niederschmetternd getroffen, veranlaßten Baron Münch, sich aus dem lauten Treiben der großen Welt zurückzuziehen in den kleinen schlichten Freundeskreis, der sich beim Ehepaar Rettich bildete. Dort sowie in der Gesellschaft Karls und Juliens suchte und fand er die Ruhe und Erholung, welche dem Dichter so wohl tat. Im Jahre 1834 wurde diesem Künstlerpaar eine Tochter, Emilie, geboren, auch auf sie übertrug Münch, namentlich als sie heranwuchs, seine besondere Anhänglichkeit. Wie für das Wohl des ihm befreundeten Elternpaares war er auch für jenes Emiliens besorgt und in späterer Zeit, da Emilie sich vermählt hatte, übertrug er diese Sorge auch auf deren zwei Kinder, die Enkel der Rettichs. Emilie wurde im Hause der Eltern sorgfältig erzogen, das Theaterblut konnte sie aber nicht verleugnen: sie bildete sich in Italien zur Sängerin aus und heiratete nach verschiedenen Wanderfahrten auf italienischem Boden nicht ohne manche Einsprache der Eltern den Impressario Merelli daselbst. Ihre zwei Kinder aber genossen schon seit früher Jugend die Erziehung ebenfalls im Hause der Großeltern und manches sinnige Gedicht hat Friedrich Halm insbesondere der Tochter Karoline („Lilly") gewidmet, unter dessen Augen auch diese emporwuchs. Den Sommerurlaub verbrachte Baron Münch gern in den schönen Gegenden des Salzkammergutes, in Ischl, Berchtesgaden auch wohl im Bade Fusch; früher hatte er oft die waldreichen Gebiete von Reichenau besucht, das zu jener Zeit noch nicht als Modeaufenthalt vornehmer Wiener erschien; mitunter erfreute er sich an solchen von der Natur mit allen Reizen geschmückten Stätten auch der Gesellschaft des Rettichschen Ehepaares. Größere Reisen unternahm er selten, als aber sein immer heftiger auftretendes Magenleiden sich besonders fühlbar machte, besuchte er von 1855 bis 1857 Karlsbad, woselbst ihm die strenge Kur wohl anschlug. Aber am liebsten weilte er in dem waldumgebenen und von Wien leicht erreichbaren Hütteldorf. Dort hatten Rettichs

ein Landhaus erworben und dort war Halm in der schönen Jahreszeit deren Gesellschafter; wenn aber die Eltern und späteren Großeltern namentlich auf Gastspielen in sommerlichen Tagen abwesend waren, betreute Baron Münch mit kleiner anhänglicher Dienerschaft die zurückgebliebene Emilie und später auch deren dort weilende Kinder. In einem Nebenbau des Landhauses in Hütteldorf hatte er selbst eine kleine Wohnung, in der viele seiner schönsten Dichtungen entstanden sind. Er liebte die Stille der Natur, welche damals in Hütteldorf herrschte, und schwärmte für den grünen blumigen idyllischen Garten, dessen Räume ihm so vertraut geworden. Im Hütteldorfer Friedhofe ist Friedrich Halm dann auch begraben worden.

Wenn der Dichter eines seiner Werke vollendet hatte, unterließ er es nie, selbst das Ganze zierlich abzuschreiben und mit einer poetischen Widmung das schön gebundene Manuskript dem Paare Rettich oder Julien zu überreichen. Ein solches Gedicht, der Abschrift des 1843 vollendeten Dramas „Sampiero" vorgesetzt, die er „seinen lieben Freunden Karl und Julie Rettich in treuer Dankbarkeit aus vollem Herzen" gewidmet, möge hier als ungedrucktes Poem Halms eine Stelle finden, es zeigt uns den melancholischen Dichter und die Gefühle, welche er jenen ihm so befreundeten zwei Personen entgegenbringt, charakteristisch in der Umgebung des schönen Landaufenthaltes, den sich dieselben in Hütteldorf geschaffen:

Tretet morgens ihr hinaus
Auf die Terrasse vor eurem Haus,
Liegt vor euch in Glanz und Fülle,
Duftend wie ein Blumenstrauß,
Eures Gartens grüne Stille.

Drückt euch dann der Sonne Glut,
Flieht ihr in der Laube Hut;
Von Akazien dicht umschlungen,
Schaut ihr ruhend wohlgemut,
Was euch eure Müh' errungen!

Mustrung haltend, tretet dann
Ihr zu Baum und Beet hinan,
Labt euch hier an Duft und Farben,
Faßt dort Früchte prüfend an,
Ob sie Reife schon erwarben.

Euer Wink ja wars, der dies
Eden ringsum grünen ließ,
Eurer Sorgfalt treues Hüten,
Das hier Blumen duften ließ,
Dort dem Baum lieh Frucht und Blüten.

Danken Blumen nun und Strauch
Euch dafür mit würz'gem Hauch,
Und der Baum mit vollen Zweigen
Laßt dies Buch dann dankbar auch
Grüßen euch als euer Eigen!

Der es schuf, wuchs auf, ein Baum,
Einsam in der Wüste Raum;
Keine Hand war, die ihn tränkte
Mit ersehnter Labung, kaum
Daß der Himmel Tau ihm schenkte.

Aufgezehrt vom Sonnenbrand
Und durchglüht vom Samum
schwand
Mut und Kraft dem Todesmatten,
Bis ihn eure Milde fand,
Und ihm Kühlung gab und Schatten.

Bis ihr ihm, der einsam wild
Aufgeschossen im Gefild,
Raum gewährt in eurem Garten,
Fortan als des eurem mild
Sein zu pflegen und zu warten.

So in kühlem Grund gesenkt
Ward ihm Leben neu geschenkt,
Hat er Wurzeln neu geschlagen,
Nehmt denn, die ihr ihn getränkt
Hier die Frucht, die er getragen!

Scheltet sie nicht herb und klein, —
Wollt' der Liebe Sonnenschein
Sie zur Reife doch euch kochen;
Laßt sie denn vom Baum auch sein
Von der Liebe Hand gebrochen.

Hütteldorf, 2. September 1843. F. H.

In jenem Landhause zu Hütteldorf lebte Baron Münch, der Dichter Friedrich Halm, nur seinen Freunden, dort kam er oft auch mit Faust Pachler und dessen Frau, nachdem sich Pachler verheiratet hatte, zusammen, dort erfolgte auch im Jahre 1857 seine Begegnung mit Gustav zu Putlitz, welcher in der Folge (namentlich in seinen Theatererinnerungen, Berlin 1871) die beste Schilderung nicht nur des schönen Einvernehmens lieferte, das zwischen den drei künstlerisch veranlagten Menschen geherrscht, sondern auch insbesondere die beste Charakterisierung Juliens selbst bot. Putlitz nannte sie die „vielseitigst begabte Frau, die ihm im Leben vorgekommen“, welche er so recht kennen gelernt „als Künstlerin, als geistvolle Beraterin in allen Zweigen der Kunst und des Wissens, als Gattin, Mutter, Hausfrau und Freundin“. Es sei hier noch bemerkt, daß Putlitz auch in bezug auf Halm als warmer Verteidiger des Dichters auftrat und mit gerechter Objektivität über die leidige „Fechterfrage“ eine genaue Darstellung lieferte. Putlitz war einer der Wenigen, mit denen Baron Münch im vertrauten freund-

schaftlichen Briefwechsel stand und der sich als Schweriner Theaterleiter eines jeden der neuen Stücke Friedrich Halms auf seiner Bühne mit Begeisterung annahm. — Julie Rettich wurde namentlich auch von der Erzherzogin Sophie bis zu ihrem Lebensende hoch geschätzt und von der Erzherzogin als Vorleserin in deren Haus gezogen.

Welche Gefühle Halm dem Paare Rettich, Julien, deren Kindern und Enkeln entgegenbrachte, davon legen zahlreiche Gedichte in der 1856 begonnenen Wiener Gesamtausgabe von Halms Werken beredtes Zeugnis ab, zumal aber jene ergreifenden Gedichte, die von Pachler herausgegeben, unter dem Titel „Schwere Jahre" in dem Nachlaßgedichtbande enthalten sind. Der mit den Verhältnissen Vertraute weiß, daß alle diese von Schmerz durchzogenen Lieder, wenn auch Juliens Name nirgends genannt ist, an sie gerichtet erscheinen. In einem derselben ruft der Dichter aus:

Ich lebe noch! — Du wolltest so es haben,
Du wolltest, reine Seele, wohlbewahrt
An einem reinen Herzen deiner Art
Dein sanftes Mädchen, deinen wilden Knaben
Geborgen wissen, auch wenn du begraben! —
Ich lebe denn, doch dein Gebot ist hart!

Zur Herausgabe seines Nachlasses hatte ursprünglich der Poet die zwei Personen bestimmt, welche am besten mit seinem Denken und Fühlen vertraut waren: den literaturkundigen Jünger Faust Pachler und Julie Rettich. Aber Julie hat dem Dichter den Schmerz bereitet, früher von der Welt zu scheiden. Als zweiter Herausgeber wurde deshalb in der letztwilligen Verfügung Baron Münchs Emil Kuh bestimmt.

Die nachfolgenden, aus Wien, Karlsbad und zumeist aus Hütteldorf ausgesendeten Schreiben Münchs an Julie und die ihrem Herzen zunächst Stehenden legen auch in Prosa und in den intimen, ungeschminkten Worten des Briefes Zeugnis ab von den wahrhaft freundschaftlichen, edlen Banden,

welche den Dichter an das Haus Rettich gefesselt. Sie werfen manches Streiflicht auf das äußere, auf das literarische, freilich hauptsächlich auf das innere Leben eines unserer hervorragendsten dramatischen Poeten in Österreich. Nur Weniges aus Halms brieflichem Nachlasse ist bisher in die Öffentlichkeit gedrungen. Diesem Wenigen möge sich die nachfolgende Auswahl von Briefen als wertvoller Beitrag zu Friedrich Halms Denken, Fühlen und Wirken anreihen.

Die mitgeteilten Briefe eröffnen jene aus der Karlsbader Zeit von 1854 an. Nur ein Schreiben aus früherer Zeit ist vorangeschickt, das unmittelbar nach Enks Tode verfaßt, auch des Dramas „Sampiero" gedenkt, welches Halm eben der Vollendung entgegenführte. Dieses Schreiben ist an Karl und Julie Rettich gerichtet, die anläßlich eines Gastspieles in Lemberg weilten.

(Wien), den 7. Juli 1843.

Liebste Freunde!

Ich bin sehr glücklich gewesen, von Lemberg gute Nachrichten bekommen zu haben. Es thut mir Noth, Erfreuliches zu hören, denn in der That, mein Leben ist ebenso traurig als einförmig. Die Führung eines doppelten Referates hat zwar, Gott sei Dank, ein Ende genommen, dagegen hat sich die Nothwendigkeit eingefunden, Tag für Tag Aufwartungen wegen der verwünschten Regierungsrathsstelle zu machen, die äußerst lästig und unangenehm und ich fürchte auch äußerst unfruchtbar sind. Wenn Sie wüßten, was für ein unangenehmes Gefühl es ist, Menschen um etwas zu bitten, von denen ich niemals auch nur gehört zu haben wünschte! Dazu kommt noch, daß die wenigsten Ihnen höflich und zuvorkommend entgegentreten, sondern ebenso aufgeblasen und förmlich steif, als sie gegen ihre Vorgesetzten sich feig und kriechend benehmen. Mit einem Wort: denken Sie, daß ich täglich im schwarzen Frack herumlaufen muß und das bei einer Hitze von 30 Graden

und Alles ist gesagt. Das Wetter ist nun nach fortwähren dem Regen seit beiläufig 4 Tagen ausnehmend schön geworden; ich schließe daraus, daß Sie Ihre Gastvorstellungen begonnen haben und bedaure Sie von ganzem Herzen, wenn Sie dort eben solche Hitze haben wie wir hier.

Um in meinen Klagen fortzufahren, so habe ich seit 23. Juni noch immer keinen grünen Baum gesehen, so hartnäckig arbeite ich an dem 5. Akt, der denn doch nicht vorrücken will. Mir fehlt so viel als Alles dazu, nämlich vor Allem Julie, und mehr als einmal, wenn ich mich viele Stunden recht geplagt habe, sehe ich mir das Ding ganz trübselig an und sage zu mir selbst: Bei Alledem wird es ihr doch nicht gefallen. Seit einiger Zeit will mir auch die Composition im Ganzen nicht gefallen, es klappt und paßt nicht recht zusammen und Julie wird genug zu tun bekommen, denn da Enk nun todt ist und da Herr v. Rettich viel zu faul sind, wird sie die Revision des Ganzen auf ihre Gefahr und Verantwortung übernehmen müssen, und geht es schlecht, so will ich es an Vorwürfen, sauern Gesichtern und Unannehmlichkeiten aller Art nicht fehlen lassen. Alles, was sie mir seit Jahren anthut, will ich bei dieser Gelegenheit ihr entgelten lassen.

Obwohl ich so überaus fleißig arbeite, sorge ich doch dabei, soviel es meine üble Laune zuläßt, aufs Beste für meine Gesundheit, ich esse enorm wenig und gehe täglich nach 11 Uhr zu Bette. Wer kann mehr verlangen? Bei Ihnen zu Hause wird fleißig gearbeitet. Rettichs Zimmer ist fertig und wie ich von fern sah, recht hübsch ausgefallen. Das Schlafzimmer, eher zu blaß als zu roth, ist ganz besonders hübsch und wird Ihre Erwartungen übertreffen. Jetzt soll es bald ans Mittelzimmer gehen; auf jeden Fall wird Alles in 14 Tagen oder 3 Wochen längstens fertig, bis dahin sehe ich Sie ja auch wieder und diese ekelhaft traurige Zeit ist vorüber. — Grillparzer soll an einem neuen Stück schreiben, Gott sei Dank. — Und wie geht es denn meinem

kleinen Kühlebornchen, was macht sie, lernt sie fleißig und denkt sie täglich an ihren Kühleborn? Empfehlen Sie es ihr ja! — Auch die Lemberger lasse ich grüßen, wenn sie artig sind und fleißig ins Theater gehen. Und so leben Sie wohl, ich will mich mit der Vanina noch etwas herumschlagen, obwohl ich lieber Alles liegen und stehen ließe und gar nichts thäte. Noch einmal gute Nacht. Denken Sie meiner in Liebe! Alles Gute, Schöne, Liebe wünscht Ihnen von Herzen

Ihr Münch.

Soeben erhalte ich die Nachricht, daß Enks Leichnam in Grafenegg bei Krems gefunden und in Grafenwörth beerdigt worden ist; da der Verwalter von Grafenegg ihm für die Heranbildung von drei Söhnen sehr verpflichtet ist, so vermuthe ich, daß er im Kirchhof beerdigt worden sein wird und daß man ihm also wie ich vorhabe, einen Grabstein setzen kann. Ruhe er sanft in Frieden!

Eine Reihe von Jahren später sind die nun folgenden Briefe abgefaßt. Der erste derselben hier ist an die damals 20 jährige Tochter der Rettichs, Emilie, nach Florenz gerichtet. Trotz des meist scherzhaften Tones zeigen die Briefe an Emilie Rettich die warme, innige Anteilnahme an dem Geschicke dieses Kindes, welches zur weiteren Ausbildung im Gesange in der Blumenstadt Italiens nun zum erstenmal fern von den Eltern weilte.

Wien, 23. August 1854.

Es ist ärgerlich, wenn ein vernünftiger Mensch etwas thut, ohne zu wissen, warum. Wenn ich Dir schreibe, so befinde ich mich in dieser Lage. Daß meine Briefe Dir nicht viel Freude machen, kann ich mir denken, und was mich selbst betrifft, so habe ich durchaus kein Bedürfniß, Dir zu schreiben, schon darum nicht, weil ich den ganzen Tag bis in die sinkende Nacht nur von Dir höre und weil unser ganzes Hüttel-

dorfer Leben zu einer fortwährenden rührenden Familienscene geworden ist, die ich, wie Du weißt, nicht ausstehen kann. — Rings Trauer und Melancholie und kein Ende, und ich alter Thurm neige mich weder noch drohe ich einzufallen; ich bin im Gegentheil der Frischeste von Allen. Da ich Dir nun aber denn doch einmal schreibe, so muß ich Dir doch eine kleine Bitte ans Herz legen. Reumont soll sehr viel Antheil an Dir nehmen und auf Dich große Stücke halten; was mich nicht wundert, denn Du hast ein viel versprechendes Wesen und man kommt immer erst später hinter das Geheimniß. Nun ist Reumont ein sehr gelehrter Mann im Fache der Geschichte, eigentlich der Kunstgeschichte. Seine Werke: Römische Briefe, Neue römische Briefe, Die Caraffa von Maddelain, Beiträge zur italienischen Geschichte, sind sehr geschätzt und verdienen auch geschätzt zu werden. Da nun dieser würdige Mann, wenn er später hinter das bewußte Geheimniß käme, leicht eine üble Meinung von mir bekommen könnte, so bitte ich Dich dringend, ihm zu verschweigen, daß ich Dir Geschichte beigebracht. Nicht wahr, das wirst Du thun, das bist Du mir schuldig! — Soviel im Scherz, nun einige Dinge im Ernst!

Ich erwarte von Deiner Energie und Deinem Verstande nicht nur, daß Du die Entbehrungen, die Dir Deine jetzige Lage auferlegt, leicht und mit Entschlossenheit hinnimmst, sondern daß Du auch Alles thust, was nöthig ist, um sie für Dich fruchtbringend zu machen. Dazu rechne ich vor allen Dingen die Acquisition eines tüchtigen Gesangslehrers, der Dir zusagt. — Wenn die Unger nach Florenz kömmt, so schreibe mir gleich, denn ich bin von meiner Frau beauftragt, im Namen derselben an sie zu schreiben und Dich ihr dringend zu empfehlen. Daß sie auf diesen Brief Dich mit offenen Armen aufnehmen wird, ist nicht zu bezweifeln. — — Den Alberto Gastone grüß von mir. — Besuche nur fleißig die Kirchen und Gallerien, Zeit genug hast Du; durchdringe Dich mit dem Geiste der Schönheit,

damit Du ihn habest, wenn Du ihn brauchst. Lerne Geschichte, denn kommt der Reumont Dir darauf, daß Deine Weisheit nicht bis zu Max I. reicht, so sagt er Dir: Bhüt Gott! und läßt sich nicht mehr sehen. — —

Unter Anderm, einen Deiner Adorateurs hast Du unwiederbringlich verloren: Faust ist Bräutigam der Jenny Zur Helle und hat in seiner neuen Lage bei aller Freude und Glückseligkeit nach seinem eigenen Geständniß das Gefühl eines Schulbuben, der Examen machen soll; es ist höchst ergötzlich. Und nun leb wohl, mein altes, liebes, gutes, dummes Muschel! Ich kann Dir nicht läugnen, daß ich zuweilen an Dich denke, daß ich Dich gern habe, höchst mäßig, versteht sich, daß Du mir dann und wann, folglich nicht zu oft, abgehst und daß ich mich natürlich ohne alle Leidenschaft auf den Augenblick freue, wenn ich wieder werde mit Dir ringen können. Eins aber thu ich ohne alle Beschränkung: ich wünsche Dir alles Gute auf Deinem Weg, Muth in Deine Brust, Genie in Dein Haupt, Blitze in Deine Augen; ich wünsche, daß Thatkraft an Deiner Linken, Glück an Deiner Rechten gehe, ich wünsche, daß Du hold, leicht und sicher das ersehnte Ziel fassest und festhältst. Dann brauchst Du uns nicht mehr und dann kann der alte Thurm ruhig zusammenfallen, ist doch sein Vöglein geborgen.

Dein alter Baron.

Dem Briefe ist ein Zettelchen beigelegt mit den Versen:

Bei Glückes Sonnenschein, bei rauher Stürme Wehen,
Ob kühn du vordringst, ob erschöpft du ruhst,
Was immer du beschließest, was du thust,
Laß deiner Mutter Bild vor deiner Seele stehen!

Auch das folgende Schreiben ist an Emilie Rettich nach Florenz gerichtet. Es gedenkt unter anderem der nahenden Aufführung des „Fechters von Ravenna“, der anonym im Burgtheater über die Bühne ging und in

welchem Stücke Julie Rettich die Rolle der Thusnelda spielte, eine ihrer hervorragendsten und glänzendsten Darstellungen überhaupt. Der erwähnte Ignaz Papsch gehörte als früherer Schauspieler dem Freundeskreise bei Rettichs an, er wurde später Redakteur des seit 1850 in Triest erschienenen „Familienbuchs", an dem gleichzeitig auch Faust Pachler redaktionell beschäftigt war. Als Papsch 1862 starb und auf dem Währinger Friedhofe beerdigt wurde, hat ihm Halm die Grabschrift verfaßt. Der Kosename „Muschel", der Emilie noch als Kind im Hause beigelegt wurde, erscheint in Münchs Briefen, wie ersichtlich, sehr häufig.

4. Oktober 1854.

Liebstes theuerstes Muschel! Endlich komme ich dazu, Dir zu schreiben und Dir den Brief an die Unger zu schicken. — Das Stück soll am 18ten gegeben werden, die Mutter lernt schon über Hals und Kopf; aber die übrigen Rollen sind so niederträchtig besetzt, daß ich alle Hoffnung auf guten Erfolg aufgebe; doch die Suppe ist eingebrockt und muß also gegessen werden. — Papsch wird alle Tage unerträglicher, absprechender und confuser; es ist eine wahre Qual, mit ihm beisammen zu sein. Die Mutter ist fortwährend in Adoration vor Dir und zwingt den Vater mit niederzuknien, was höchst ergötzlich ist. Charakter, wie gesagt, habe nur ich. Du siehst aus diesen Zügen, die ich ganz einfach nebeneinander hinstelle, wie es beiläufig bei uns aussieht; das Ganze hat eine gewisse eselgraue Färbung, zu ganz Schwarz, Gott sei Dank und zu Weiß, leider kommt es nicht. Deine Briefe sind daher eine ganz angenehme Abwechslung; sie sind wirklich hübsch, immer natürlich, munter und heiter, sogar öfters etwas geistreich. — Die Berichte über Romani sind trostlos; wenn für die Feststellung Deiner Stimme nichts geschieht, was nützen die Manieren, die er Dir beibringen kann. Ich rechne auf Deine Energie und hoffe, Du wirst, wenn Du dir wirklich nichts Wesent-

liches von ihm zu lernen bewußt wirst, zu rechter Zeit ein Ende machen. — Ich wünschte, daß Du dich ernsthaft mit Geschichte beschäftigst, wenn Du nicht früher oder später auf den Umgang mit wahrhaft gebildeten Menschen verzichten — willst. Auch eine Wiederholung der Geographie dürfte nicht unpassend sein, sonst rutschen Dir einmal Dinge heraus, die Herrn v. Reumont, wenn sie ihn unerwartet überfallen, nothwendig wie eine Kanonenkugel zu Tode reißen müssen. Von Reumont ist wieder ein neues Werk erschienen: Die Jugend Katharina's von Medici! Aber was weißt Du von der? Die kommt erst nach Maximilian.

Den 5. Oktober. — — Ich habe jetzt sehr viel mit Pachler zu thun, der als Bräutigam sich unendlich seltsam, unweltläufig und schwerfällig benimmt, so daß ich immer darauf sehen muß, ob er seiner Braut die nöthigen Aufmerksamkeiten beweist, ihr schreibt u. s. w. Er dagegen ist unendlich beschäftigt mit dem „Fechter“ und hat es durch viele Bemühungen, Hin- und Herreden aller Art endlich dahin gebracht, daß auch ihn einige Leute für den Verfasser halten, was ihn sehr glücklich macht. Die Urtheile, die ich über das Stück vernehmen mußte, sind mir äußerst amusant gewesen. Es giebt einige, die wüthend dagegen sind, z. B. Graf Dietrichstein, der es unendlich gemein findet und so wenig sich der Geschichte erinnert, daß er den Armin gar nicht zu kennen scheint, sondern ihn immer Arnim nennt. Vom Hineinziehen ist auch schon die Rede; die Mutter will aus vielen Gründen nicht daran, aber wenn das Wetter schlecht wird und sie viel spielen muß, wird es doch dazu kommen, da die Extrawagen viel kosten. — Wenn Du die Mutter sähest, wie sie seufzt und schmachtet, wenn nur Dein Name genannt wird, wie sie immer Dein Bild vor sich hat und jedes Papier, das man in der Hand hält, für einen Brief von Dir ansieht, selbst Dein Marmorherz würde erschüttert werden, mir wenigstens sind schon mehr als einmal die Thränen in die Augen gekommen. — Lebe jetzt wohl,

mein dummes Schneelfel, lebe wohl, ich lege meinen besten Segen auf Dein Pudelhaupt und wünsche Dir aus vollem Herzen Gesundheit, Fortschritt und Ausdauer.

Dein altes Ungeheuer.

Der folgende Brief aus Karlsbad ist an Julie Rettich in Wien gerichtet. Er diene zur Ergänzung einer Reihe von Karlsbader Briefen an Karl und Julie Rettich, welche ich in der „Neuen Fr. Presse" (Nr. 14281 vom 29. Mai 1904, Literaturblatt) veröffentlicht habe und wird auch die Erwähnung Mathilde Wildauers darin ein gewisses Interesse beanspruchen, die seit 1834 in naiven Rollen das Burgtheaterpublikum entzückte, später aber zur Oper übertrat, woselbst sie ebenfalls große Erfolge als Sängerin aufzuweisen hatte.

Karlsbad, 23. Juli 1855.

Liebste Julie! Daß ich heute den Brief, den ich von Ihnen mit Gewißheit erwartete, nicht erhalten habe, macht mich sehr unruhig, vor Allem der Cholera wegen, die wieder in Wien spucken soll und dann des Concertes halber, von dem ich Nachrichten mit gespannter Erwartung entgegensehe. Ich will mich indessen schon der Kur wegen bis morgen noch aller Besorgnisse entschlagen und das Beste hoffen. Mit meiner Gesundheit steht es ganz gut, dagegen ist der Aufenthalt der bittern Kälte wegen höchst unangenehm. Zudem kenne ich keine Seele und schleiche fortwährend ganz einsam herum. Bei der Ziegelhütte war ich schon zweimal, der Weg dahin durch die schattigsten und dunkelsten Wälder ist zu angenehm und dann trifft man dort keine Seele, ein Vortheil, der auch nicht zu bezahlen ist. Da mir das Zimmer 17 im Schild zu schlecht war — so habe ich für Sie und mich eine Wohnung im Gartenhause genommen. — Die für Sie bestimmten Zimmer sind licht und geräumig, mit einem Vorzimmer und einer förmlichen Garderobe versehen; sie kosten wöchentlich 20 fl.; auch das Clavier ist besorgt. —

Der Wildauer, die hier sehr fetirt und von Herren aller Art umgeben ist, habe ich einen Besuch gemacht; ich habe sie nicht getroffen und habe auch keine Lust, meine Visite zu wiederholen, denn sie ist nie allein. Sie wohnt im Gartenhause, meiner Thür gerade gegenüber und so hatte ich gestern das Vergnügen, in meinem Bette eine Pfeife rauchend, sie eine Arie um die andere singen zu hören. Auf diese Weile lasse ich mir den Gesang gefallen, wenn es nicht zu lange dauert. Die Wildauer reist Dienstag ab, vielleicht gelingt es mir, sie früher noch einmal beim Brunnen zu sprechen.

Und Ihnen, wie geht es Ihnen? Wie ist Alles bei der Erzherzogin abgelaufen? Und Mile, wie geht es mit den Lektionen, mit der Stimme? Sie sehen, wie viele Fragen und noch nicht eine Zeile weder von Ihnen noch von dem angenehmen Herrn Gemal! Sie sind doch nicht krank? — Zu Ihrem Troste kann ich Ihnen sagen, daß der Putz hier nicht übermäßig ist und daß man, wenn man nicht Kursaal und Reunionen besucht, in den einfachsten Anzügen herumsteigen kann. Die runden Hüte werden von Mädchen immer mehr getragen. — Heute sind es acht Tage, seit ich Wien verlassen und mir ist als wären es eben so viele Jahre! Leben Sie wohl, liebste, theuerste Julie, schreiben Sie wenn Sie können, und denken Sie zuweilen freundlich

Ihres unveränderlichen

Münch.

Die nachfolgenden zwei Schreiben aus Wien an Emilie Rettich nach Florenz gedenken unter anderem der von Halm schon 1845 entworfenen, sodann zurückgelegten und 1856 endlich vollendeten „Iphigenia in Delphi", welche am 18. Oktober des genannten Jahres im Burgtheater zur Aufführung gelangte, es aber nicht über einen Achtungserfolg brachte.

Was die Bemerkungen über den „Fechter" im zweiten Briefe betrifft, so möge hier daran erinnert sein, daß der

Redakteur Otto von Schorn in München ein ganz besonders heftiger Verteidiger der Autorschaft Bacherls war. Von ihm rührt auch die umfassende pasquillartige Darstellung, welche unter dem Titel „Die Autorschaft des Fechters von Ravenna“ als Broschüre im Verlage von W. Kaulen in Düsseldorf erschienen ist.

Wien, 22. Februar 1856.

Liebstes Muschel! Da Du dich selbst beklagst, von mir nichts zu hören, so beeile ich mich, mit einigen Zeilen Dich über die Fortdauer meiner bedeutenden Existenz zu beruhigen. Wenn ich Saphir wäre, so würde ich Dir die Schilderung unserer hiesigen Zustände in der Art liefern, wie er jene des Frauenherzens zu Stande bringt, also z. B.: nimm eine hinlängliche und ausgiebige Quantität väterlichen Theaterschmerz, zu dem in neuester Zeit auch eine bedenkliche Dosis Geldschmerz getreten ist, vermischt mit übler Laune, Kränklichkeit, Herzklopfen, Dienstbotensturm; dazu quirle die unbegreiflichen, noch immer kaum unterdrückten Thränen der armen Mutter um den fernen Engel, dazu Hetzerei aller Art, Theaterpoeten und Schulqual, Laubetreiben und Einladungsfolter, versetze das Ganze mit anmutigen, sich stets wiederholenden Papschdisputen, Vaterbegütigungen, die heute fertig geworden, morgen vom Neuen losgehen müssen, Erzherzoginvorlesungen, mit einer erklecklichen Fülle abwechselnder Zahn-, Kopf- und Halsschmerzen, staube noch einige Quentchen Ristoriwahnsinn und Beyer-Bürk Frühlingsgastvorstellungspulver hinein, richte das Ganze auf der Schüssel einer niederträchtigen, graufeucht naßkalten Witterung an und sieh mich bei dieser Schüssel sitzen und den appetittlichen Inhalt mit einem Suppenlöffel in meinen noch immer krampfigen Magen schütten und mit philosophischer Gelassenheit Tag für Tag verdauen und das Bild ist fertig. Bring es in gute Verse und Du kannst es deklamieren. Ich befestige mich immer mehr in der Ansicht, daß die einzige

Möglichkeit, die uns geboten ist, mit dem Leben fertig zu werden, darin liegt, sich der Kunst in die Arme zu werfen, sich eine eigene Welt für den Privatgebrauch zu erbauen und durch anhaltende, angestrengte Beschäftigung mit idealen Zuständen die wirklichen zu vergessen. Möge das auch Dir gelingen; die Hoffnung dazu habe ich nicht aufgegeben, obwohl das Rad Deines Schicksals für den Augenblick noch immer so wenig geschmiert scheint, daß es ächzt und knarrt zum Ohrenzerreißen und der entsetzlichsten Anstrengung bedarf, um vorwärts bewegt zu werden. Indessen nur Geduld, Alles wird gehen! — —

Onkel Toni fragt fleißig um Dich und schwärmt noch immer von dem Liebreiz deines Wesens, was mir um so auffallender, da er doch noch immer in der Besorgung seiner Geschäfte ungeschwächt den alten frischen Geist zeigt. Nun weist Du Alles, was Dich von mir zu hören, interessieren könnte, wenn es nicht noch das ist, daß die Iphigenie fertig geworden, von der Mutter nicht sehr günstig aufgenommen, gleichwohl jetzt mit aller Sorgfalt einer letzten Durcharbeitung unterzogen wird, um wenigstens alles gethan zu haben, was für dies verunglückte Geschöpf meiner Laune geschehen kann. Gott segne Dich, habe Glück, so brauchst Du keinen Verstand und denke zuweilen an

Deinen alten Baron.

Wien, 5. März 1856.

Dümmstes aller jetzt lebenden Wursteln! Brummig hast Du meinen letzten Brief gefunden und ich dachte, Du würdest über die klägliche Schilderung unserer Leiden und Freuden in homerisches Gelächter ausbrechen! Desiderement Dein jugement läßt nach; schon am 3. Akt der Iphigenie hast Du es bewiesen und Dein Urteil über meinen Brief beweist es noch mehr. — In diesem Augenblick geht durch alle Zeitungen ein Aufsatz eines Herrn Schorn, der den Verfasser des Fechters von Ravenna in der Person eines

Schulmeisters Bacherl am Starnberger See entdeckt haben will und zu verstehen gibt, daß dieses Stück nichts als eine Bearbeitung der Schulmeisterischen Idee sei, eine Geschichte, die ganz Wien in Bewegung setzt und jedermann, sogar die Barbiere, für Herrn Bacherl begeistert. Die Bestialität ist groß, aber wenn alle Leute gescheidt wären, wer würde uns Holz hacken! — — —

Lebe wohl. Dein immer unausstehlicher

Münch.

Das nachstehende Schreiben an Julie Rettich ist an die eben in Breslau gastierende Künstlerin gerichtet. Die ausgezeichnete Novelle Halms „Die Marzipanliese" war zu jener Zeit in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" erschienen.

Karlsbad, 10. Juli 1856.

Theuerste Julie! Obwohl ich aus der Breslauer Zeitung nur entnehmen konnte, daß Sie im Fechter ungeheuer gefallen haben, nicht aber wie sich der Kassenerfolg herausstellte, so glaube ich doch hierüber beruhigt sein zu dürfen, umsomehr, als das Wetter unbeständig genug ist. Meine Prophezeiung für Ihr Gastspiel wird so sicher eintreffen, wie sich leider meine Befürchtungen für den Erfolg meiner Karlsbader Kur bewahrheiten. Obwohl ich nur einen Becher trinke, so zeigt sich, daß trotz aller nebenbei angewendeter Diät mein geschwächter Magen auch diese so geringe Quantität nicht ohne fortwährende Beschwerden erträgt. Die Sauerbrunnbäder, die ich nebenbei nehme, scheinen ganz wirkungslos zu bleiben und ich wollte, ich wäre überall, nur nicht hier. — Die Onkeln wollen, daß ich, nachdem ich zu Karlsbad meinen armen Magen mit warmem Wasser überschwemmt, ihn hierauf nach einigen Wochen zu Franzensbad mit kaltem anfüllen solle. — Ich meinestheils möchte am Liebsten auf und davon gehen und eines bin ich fest entschlossen, Karlsbad

oder Franzensbad, eines von beiden, beides halte ich nicht aus. — — Von Rettich habe ich noch keine Zeile gesehen, ich hoffe, es geht ihm gut, jedenfalls geht es ihm besser als mir. — Und wie geht es Ihnen, armes gehetztes Hirschl? Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit, denn zu hören, daß Sie unwohl sind, wäre das Einzige, was mir bei meiner ohnehin gedrückten und mißmuthigen Stimmung noch abginge, um mich schnurstracks dem nächsten besten Wasser zuzutreiben. Die Frühstücke mit M . . . u. L . . . im Schützenhofe sind von einer Langweile, daß ich mich genöthigt sehen werde, sie aufzugeben. — Nachmittags muß ich mich in die tiefsten Wälder flüchten, um Laubes Theatergesprächen zu entgehen, der mich immer mit seiner Herzlichkeit verfolgt. Ich habe dieser Tage den Onkeln die Iphigenie gegeben. Der Onkel Joachim meinte, ich hätte wahre Wunder mit dem Stoffe gewirkt. Sie scheinen das Stück sogar für aufführbar zu halten, welcher Meinung ich nicht beipflichte, umsomehr, da ich überzeugt bin, daß die Begierde, die Laube nach dem Stücke zeigt, sich nach der Lektüre sehr abkühlen wird. Gutzkow hat mir für die Marzipan Lise ein Honorar von 19 Thalern hierher nach Karlsbad geschickt, was er sich hätte schenken können, wenn er klug gewesen wäre. — — Leben Sie wohl, haben Sie alles Glück, was mir fehlt. Ich kann nicht mehr schreiben, nicht meiner Stimmung wegen, sondern weil mir die zusammengedrückte Stellung weh thut. Nie habe ich so tief empfunden was Sie mir sind, als jetzt, da ich krank und verlassen in dem verfluchten Nest hier sitze. — Gott segne Sie und die Ihren. Ihr treuer Münch.

Soeben erhalte ich Ihren lieben Brief. — Nun, wer hat Recht gehabt! Ehre und Geld, wie ich vorausgesagt. Ich hoffe, Ihre Kollegen küssen Ihnen Hände und Füße, denn was aus denen geworden wäre

Der Heimath fern
Am Strande der Barbaren, weiß ich nicht
Und meine Seele schaudert es zu denken.

Dazu möge sich ein knapp vor der Abreise Münchs an Karl Rettich nach Aussee gerichteter Brief aus Karlsbad anschließen.

Karlsbad, 26. Juli 1856.

Liebster Freund! Endlich geht die Zeit meines Exils zu Ende. Mittwoch oder — wie ich aber nicht glaube — längstens Donnerstags den 31. reise ich von hier nach Hof, Tags darauf nach Donauwörth, von Donauwörth schwimme ich nach Regensburg und von da nach Linz. Samstag den 2. oder Sonntag den 3. bin ich in Linz und gehe über Gmunden den nächsten Tag weiter; ob ich noch an demselben Tage nach Aussee komme, weiß ich nicht. — Von Julie weiß ich, daß sie ihren Triumphzug beendet hat und den 23. nach Dresden abgereist ist, sonst nichts; ich hoffe noch von ihr aus Franzensbad zu hören, wenn nicht die Onkeln eigensinnig darauf bestünden, daß ich meine Kur bis aufs Jota vollende. — Ich hoffe, Karlsbad wird auch diesmal seine Schuldigkeit thun.

27. Juli. Einige Bleistiftzeilen Juliens eröffnen mir, daß sie über Breslau nach Aussee geht. — Ich werde auch nicht lange ausbleiben. Ich bringe Ihnen die Iphigenie mit, über deren Aufführung ich noch immer unentschieden, obwohl die Onkeln und Laube mir sehr zureden, das Stück auf die Bühne zu bringen. Ich bin nun begierig zu hören, was Sie dazu sagen und was Sie für Ahnungen für den Erfolg haben werden. — Leben Sie jetzt wohl, theuerster Freund; grüßen Sie Stubenbergs, Zedlitz und Beyers; schimpfen Sie ein bischen über mich, wenn Julie zurückkömmt, damit Sie in der Übung bleiben und mich gleich mit dem nöthigen Nachdruck empfangen können. — Auf baldiges fröhliches Wiedersehen

Ihr unveränderlicher

Münch.

Es liegt mir aus den nächstfolgenden Jahren eine Reihe von Briefen an Karl Rettich, Emilie und Julie Rettich vor, welche hier übergangen werden, da sie sich zumeist mit Familienangelegenheiten beschäftigen, Glückwünsche zu der Geburt der Tochter Emiliens: Lilly, da Emilie inzwischen geheiratet hat, enthalten und Ratschläge bieten bezüglich der Überführung des Kindes zu den Großeltern nach Wien, in deren Hause es aufgezogen werden sollte. Die Briefe sind zum Teile nach Italien gerichtet, zumal an Julie nach Mailand, welche ihre nunmehr verehelichte Tochter Emilie daselbst besuchte, mehrere gedenken der Gastspielreisen Julie Rettichs und der großen Erfolge, welche die Künstlerin neuerlich aufzuweisen hatte, einige aus Karlsbad berichten über den Zustand des leidenden Dichters. Was das folgende Schreiben an Julie Rettich betrifft, so gedenkt dasselbe anläßlich eines neuerlichen Gastspieles Juliens in Leipzig auch des bekannten Burgschauspielers Josef Wagner († 1870). Von besonderem Interesse ist die erste Erwähnung von des Dichters „Wildfeuer“, welches Stück Halm im März 1860 begonnen und im September desselben Jahres vollendet hatte.

Wien, 10. Juli 1860.

Liebste theuerste Julie! Gott segne Sie für Ihre beiden Briefe, die obwohl sie Unangenehmes und Bedauerliches genug enthalten, mich doch durch die Nachricht, daß Sie leben und wohl sind, wieder innigst erquickt und gekräftigt haben. Was den Inhalt Ihrer Briefe bildet, so beschwöre ich Sie vor Allem sich und Lilly nichts abgehen zu lassen; die Paar Groschen, die Sie mehr ausgeben, sind gegenüber Ihres Wohlbefindens nicht in Anschlag zu bringen. Hinsichtlich Ihres Gastspieles habe ich die stille und feste Überzeugung, daß Sie im Laufe desselben, Wagner mag noch so viel Erinnerung für sich haben und fetirt werden wie er will, ihn doch nicht nur bei den Kennern, sondern auch bei dem großen Publikum bei Weitem überflügeln werden

und müssen. Wagner ist dermalen ein ganz erträglicher Schauspieler und macht daher in seinem ganz verwaisten Fache einiges Aufsehen, während Sie, das gottgeborene Genie, jetzt und zu aller Zeit in Allem, was Sie berühren, hinreißen und überwältigen müssen. Das ist meine Überzeugung und ich werde in derselben durch einen in der Wiener Zeitung enthaltenen, aus der Leipz. Allg. Zeitung abgedruckten Artikel, in dem Sie beinahe ausdrücklich über Wagner gestellt werden, bestärkt. Wozu hätte man denn auch Genie, wenn es in der Zusammenstellung mit gewöhnlicher mittelmäßiger Begabung nicht siegend durchdringe. — — Daß Sie nicht nach Retzien gehen wollen, thut mir leid. Sie brauchten — — ein paar kräftigende stille Tage! Gehen Sie doch hin! Putlitz grüßen Sie von mir; ich habe vergessen, Ihnen seine Briefe, die ich ihm zurückstellen will, mitzugeben, jetzt muß ich sie also nach Retzien schicken. Ich lebe hier still und einsam fort. — Pachlers sind mir für die Abende von großer Ressource, aber wenn ich nicht Wildfeuer hätte, so würde ich doch in bodenlose Melancholie verfallen: der kleine Bursche hält mir den Kopf oben, obwohl die Arbeit nicht recht fort geht und ich fürchte, der 4. Akt werde bedeutend abfallen. Wie es nun gehe, ich thue, was ich kann, und am Ende wird mir Ihr Rath Alles zurechtrücken helfen. Grüßen Sie mir mein liebes Lillchen und Sie selbst, leben Sie beglückt, berühmt und bewundert in Leipzig fort. Behalten Sie den Kopf oben, vertrauen Sie Ihrem Geist und Ihrem Glück und denken Sie zuweilen Ihres einsamen Freundes, der mit allen seinen Wünschen und Gedanken jetzt und immer bei Ihnen ist. Gott segne und beschütze Sie. Ewig der Ihre Münch.

Auch der folgende Brief ist an Julie Rettich nach Leipzig gerichtet. Der darin erwähnte Don Juan ist das Trauerspiel Don Juan d'Austria, welches im Folgejahre 1861 auch auf dem Wiener Burgtheater zur Darstellung gelangte.

Wien, 30. Juni 1860.

Liebste, beste, theuerste Julie, unvergleichliche Seele, schlimme Königin von Dänemark! Ich bin ganz außer mir vor Freude, daß Sie glücklich angekommen. Welche Strapatzen Sie dabei ausgestanden haben werden, stand freilich nicht in der Depesche, aber die sind überwunden. Nun liegt zunächst das Gastspiel vor Ihnen und das wird, ahne ich, Ihnen mehr Freude als Mühe machen, denn das Wetter läßt sich vortrefflich an und am Liebsten wäre es mir, wenn es bis zum schneien käme. Schreiben Sie mir, welche Wirkung die Empfehlungsbriefe gemacht haben, und vergessen Sie nicht auf Gutzkow, wenn Sie nicht schon bei ihm waren. Hier ist Alles still und einsam und obwohl die Pachlers recht gut mit uns sind, geht uns doch Großmutter und Enkelin ständlich und aller Orten ab. Aber ich will nicht in die Melancholie gerathen, über die Rettich so schimpft, und statt vergeblicher Klagen lege ich Ihnen denn ans Herz, den D. Juan so bald als möglich herauszubringen, wobei ich darauf rechne, daß Sie Putlitz bestimmen werden, alle nöthigen Änderungen, wenigstens die in Ihrer Rolle, ungesäumt anzubringen. Herr v. Wildfeuer, der heut oder morgen seinen dritten Akt überstanden haben wird, läßt sich Ihnen verbindlichst empfehlen; er jammert entsetzlich über ihre Abwesenheit, behauptet, er habe gar keinen Humor und könne zu gar keinem drolligen Einfall kommen, wenn sein liebes Mütterchen nicht da wäre, und zuckt ihm auch eine gute Idee durch den Kopf, so habe er keine Freude daran, so lange Sie sie nicht gebilligt hätten; dazu komme noch, daß er im vierten Akt ohnehin eine etwas gesetzte Haltung annehmen müsse und so fürchte er, ganz langweilig und insipid zu werden. Obwohl nun diese Besorgnisse allerdings nicht ohne Grund sind, so hoffe ich, den armen Teufel doch so viel als möglich herumzubringen und auch den Taugenichts so viel als möglich Ihres Beifalles würdig zu machen. Von diesem kleinen Kobold lassen Sie mich auf unsere kleinen Engel

kommen. Wie geht es meiner Lilly, hat sie Ihnen auf der Reise Verdruß gemacht? Ist Dresden toll vor Bewunderung? Wenn das letztere nicht der Fall ist, so verdient das zweite Abdera von der Erde verschlungen zu werden. Wer die Lilly nicht bewundert und ihre Großmutter nicht anbetet, der ist in meinen Augen nur ein Mitteldïng zwischen Affen und — einem Thier, das ich nicht nennen darf, weil Sie den Namen nicht leiden können, obwohl Ihnen seine Schinken nicht unangenehm sind.

Leben Sie wohl, ich habe diesen Zeilen, die Sie in Leipzig willkommen nennen sollen, nichts weiter beizufügen als meinen Segen und die heißesten Wünsche für Ihr Wohlergehen. — — Ewig der Ihre

Münch.

Die noch vorliegenden Briefe Halms an Julie aus dem Jahre 1860 verfolgen teilnamsvoll und mit Spannung das Gastspiel der Künstlerin in Leipzig, Dresden und Köln, teilen den besseren Gesundheitszustand des Dichters mit und berichten über das stille häusliche Leben. Nur einige Bruchstücke daraus, welche namentlich der fortschreitenden Arbeit von „Wildfeuer“ sich zuwenden, seien hier unter dem Datum des betreffenden Schreibens wiedergegeben:

5. Juli 1860. Neues gibt es hier gar Nichts, als daß zum größten Erstaunen der ganzen Welt der Hofschauspieler Herr Förster Unter Regisseur geworden ist, eine Stellung, über deren Wirkungskreis ich mir gar keine Vorstellung machen kann. Von Wildfeuer habe ich den 3. Akt tant bien que mal zu Ende gebracht und obwohl mich der Schluß durchaus nicht befriedigt, so lasse ich es doch einstweilen dabei bewenden, bis ich Ihre Meinung darüber gehört haben werde.

17. Juli 1860. Meine Prophezeiungen sind wieder einmal eingetroffen und Sie haben sich überzeugt, daß nicht ich allein Sie für die erste Schauspielerin deutscher Nation

halte. Rettich wird nun schon bei Ihnen sein und Sie hoffendlich überreden, sich ein paar Tage in Retzien zu erholen und dann von dort nach Frankfurt zu gehen, denn der Dresdner Aufenthalt wird Sie eher erschöpfen und aufregen als stärken und calmiren. — Mir leistet indessen der sehr widerspänstige Wildfeuer Gesellschaft und giebt mir mehr zu thun als mir lieb ist. Auf Stellwagen und Eisenbahnwagen mache ich jetzt zur Zerstreuung Ritornelle, wovon ich eins zur Probe hersetze:

Krähe nur Hahn!
Anführer wähn' dich der Hühner,
Aber sie führen dich an.

Ich habe deren schon in allen Gattungen und in Fülle. Es ist die italienische Form für Schnadahüpfln.

20. Juli 1860. — Tausend Dank für Ihre Briefe. So sehr es mich freut, daß Sie den Leuten gezeigt haben, wie man meine Thusnelda zu spielen hat, so sollte es mir doch leid thun, wenn es Ihnen irgend einen Kampf gekostet hat, die Aufführung durchzusetzen. Meine beste Freude ist nicht die geringste Schwierigkeit werth, die es Ihnen macht, sie mir zu bereiten. — Was Wildfeuer betrifft, so macht er mir viel Sorge, die beiden letzten Akte fallen im Interesse etwas ab, sind schwierig und ich komme nicht von der Stelle. Mir fehlt die Möglichkeit, mir durch Mittheilung an Sie Rath, Anregung, Muth zu holen.

28. Juli 1860. — Mit Wildfeuer geht es schlecht. Nahe am Ende des 4. Aktes sah ich mich falscher Berechnung wegen genöthigt, Alles wieder umzuwerfen und beinahe von Neuem anzufangen. Es scheint, in Ihrer Abwesenheit soll und kann mir nichts gelingen. Aber auch die Umarbeitung des 4. Aktes wird seine Wirksamkeit nicht bedeutend erhöhen, wie ich das von Anfang an vorausgesehen und darum immer an der Wirksamkeit des Stückes gezweifelt

habe, das ich gleichwohl vollenden will, wär es auch nur, um ein warnendes Beispiel vor Augen zu haben, was daraus wird, wenn ich Stücke schreibe, in denen Sie nicht die Hauptrolle haben.

7. August 1860. Was Wildfeuer betrifft, so hat er bei Ihren Berichten auch nicht sehr profitirt und erwartet überhaupt den Sonnenschein Ihres Blickes, um zu gedeihn; ich habe für die lange Zeit Ihres Wegseins unglaublich wenig gemacht, obgleich ich entsetzlich angestrengt arbeitete und den 4. Akt, mit dem ich noch immer nicht fertig bin, wenigstens zweimal durchaus umgestürzt. — — Mir geht's gut, mein Karlsbader Wasser hat mir wieder trefflich angeschlagen und da ich im Oktober noch durch Wochen zu trinken gedenke, so hoffe ich, einen guten Winter zu haben. Meine vorjährigen Zustände sind spurlos verschwunden.

Der nachfolgende kürzere Brief an den in Karlsbad weilenden Karl Rettich erwähnt der nun im Hause wohnenden zwei Kinder Emiliens, wirft ein Streiflicht auf die politischen Verhältnisse und gedenkt der wieder auf Gastspielen abwesenden Julie.

Hütteldorf, 26. Juni 1861.

Liebster Freund! Daß Ihnen Lillys Gesichtel Freude gemacht, entzückt mich, auch Julie, der ich es an demselben Tage gesendet, war sehr erfreut darüber, obwohl es hinter dem Liebreize des Originals weit zurückbleibt. — Die Kinder sind unberufen kreuzwohl und lustig und gedeihen sichtlich, namentlich Richino, den Sie viel entwickelter finden als Sie ihn verließen. Die Politik bewegt sich noch immer in den alten Kreisen und trotz des Rescriptes wird sich die ungarische Geschichte noch Monate lang hinschleppen, bis es zur definitiven Lösung kommt. Einstweilen triumphirt Schmerling und prahlt und prunkt wie ein Pfau. Papsch ist fort und Mittwoch haben uns auch Pachlers verlassen, die nach Gastein

gehen. Was mich betrifft, so geht es mir, die Hitze ausgenommen, recht gut. — Wenn nur Julie endlich ihrer Anstrengungen enthoben sein wird, die ihr zwar unerhörten Ruhm und endlich die längst verdiente Gleichstellung mit Rachel und Ristori eingetragen haben, aber nur spärliche Einnahmen abzuwerfen scheinen. Ein Paar Wochen Ruhe und sorglosen Hinlebens werden ihr wohlthun. — — Gott segne und beschütze Sie.

Ihr unveränderlicher Münch.

Einige undatierte Verse, welche, zwischen diesem und dem folgenden Briefe eingelegt, an Julie gerichtet und bisher ungedruckt sind, mögen hier ihre Stelle finden:

Du stehst am Strand! — Dich trug die Fluth nach oben,
Und schaukelte leis plätschernd Dich ans Land;
Uns aber reißt die Strömung schaumumwoben
Vorbei noch an des Ufers Blüthenrand;
Denk unser, die aus wilder Fluthen Toben
Dich freundlich grüßen mit dem Wink der Hand;
Denk unser, die noch Sturm und Wellen wiegen!
Wir rudern noch, Du bist ans Land gestiegen.

Das folgende knappe Schreiben ist an Julie, die anläßlich eines Gastspieles in Breslau weilte, gerichtet. Es erwähnt auch ihres Auftretens in dem „Testament des großen Kurfürsten“ von Putlitz, in welchem Stücke Julie Rettich schon bei der ersten Aufführung im Wiener Burgtheater im September 1858 hohe Anerkennung errang. Baron Münch war inzwischen ins Herrenhaus berufen worden als einer der ersten dramatischen Dichter Österreichs.

Hütteldorf, 14. Juli 1861.

Liebste theuerste Julie! Ich bin nicht so eigennützig, daß ich über die Zahl Ihrer Briefe mir Klagen erlauben sollte; es ist die Qualität und der Inhalt derselben, der mich in Verzweiflung setzt. Wir wissen, daß Sie in Breslau in Testament und Medea gespielt haben, sonst wissen wir

nichts. Ein oder zwei Recensionen haben Sie uns zugesandt, so daß wir für die hiesigen Journale gar nichts thun konnten, während von Lewinsky alle Tage Notizen erscheinen. Noch weniger weiß ich von dem Geldresultate Ihres Gastspieles, das Sie mir doch sonst beiläufig mitzutheilen pflegten. Kurz ich weiß nichts, als daß Sie gefallen, was ohnehin Niemand bezweifeln konnte und daß Sie wohl sind, was freilich eine gute, herrliche, ja eigentlich die allerbeste Nachricht ist. Für diese gute Nachricht will ich über Alles, was ich sonst noch zu sagen hätte, hinausgehen und nur noch für das Leipziger Gastspiel um Recensionen und statt der überflüssigen Grüße und Küsse um Auskunft bitten, was und mit welchem Erfolge Sie spielen. — Sie fehlen mir aller Orten und Enden. Am 31. d. M. will ich, wenn nicht eine Herrenhaussitzung dazwischenkommt, mit der Lilly nach Gablitz Frühstücken fahren. Das Kind ist überhaupt mein Trost; denn es wächst von Tag zu Tag an Liebenswürdigkeit und Verstand, während Richino noch immer so viel als gar keine Entwicklung zeigt. Leben Sie wohl. Mögen Sie in Leipzig so schlechtes Wetter finden als wir jetzt haben, denn für das Übrige ist mir nicht bang. — Ewig der Ihre

Münch.

Aus einem Schreiben Münchs an Julie vom 19. Juli 1861.

Ihr letzter Brief hat mich etwas beruhigt. Ein Betrag von 374 Thaler ist kein Pappenstiel; wenn auch auf die Kosten 174 Thlr. wegfallen, so bleiben noch 200 oder 400 fl. ö. W. übrig, ein Verdienst für 14 Tage, der sich schon sehen lassen kann. Wenn Sie nun in Leipzig eben so viel verdienen, so dürfte das Geschäft doch nicht so übel gewesen und die freudigen Erwartungen Rettichs, daß dies wohl Ihr letztes Gastspiel sein werde, getäuscht sein. Ich meinestheils bin, wie Sie wissen, dieser Ansicht nicht, denn ich schlage den moralischen Gewinn, das wieder in Ihnen Lebendigwerden des Bewußtseins, daß Sie eine große Künstlerin

sind, bei Weitem höher an als den Geldbetrag. Gott gebe nur, daß es in Leipzig gut geht, d. h. nicht mit dem Ruhm, der gewiß ist, sondern mit dem Geld. —

Nach dem angedeuteten Gastspiele begab sich Julie Rettich in ihre Vaterstadt Hamburg, diesmal zur Erholung. Dahin sind auch die nachfolgenden Zeilen Münchs gerichtet.

Wien, 6. August 1861.

Gott sei Dank, theuerste Julie, die Zeit des Vagabundirens geht zu Ende und das landfahrende Volk muß nun bald nach Hause, obwohl ich Ihnen nach so vielen Anstrengungen noch gern einige Wochen Luft und Freiheit gönnte. Unsere Briefe nach Dresden sind wahrscheinlich verloren gegangen, obwohl nichts an ihnen verloren ist; denn die Kinder blühen wie die Rosen und schreien und lärmen, daß es eine Freude ist. Möge es Ihnen in Ihrer Vaterstadt recht wohl gehen, Rauchfleisch und Schellfische Ihnen wohl bekommen und möge Ihnen das Hamburger Schlaraffenleben die Rückkehr nach dem kleinen grünen Hütteldorf nicht zu sehr verleiden. Für den Fall, daß Sie über München zurückkehren, notificire ich, daß Heyse mit Familie sich in Tegernsee befindet. Ich schreibe Ihnen nun nicht mehr, beschwöre Sie aber, mir genau wissen zu lassen, wann und mit welchem Zuge Sie in Wien ankommen. Meine Frau ist erträglich und grüßt. Gott segne, erhalte und beschütze Sie

Ihr Münch.

Die Briefe an Julie und Karl Rettich aus den Sommermonaten des Jahres 1862 beschäftigen sich zumeist mit Familienangelegenheiten und Mitteilungen über das Gedeihen der beiden Enkelkinder, enthalten auch wohl einige Nachrichten über befreundete Persönlichkeiten; so insbesondere über den Tod jener edlen Gräfin Angelika von Stubenberg, auf derem Schlosse Wieden in Obersteiermark schon Jahre zuvor Baron Münch als Gast freundliche Tage verlebte. Auch Julie Rettich

war mit der Gräfin befreundet. Der Dichter widmete ihr seinem Briefe nach die kurze Grabschrift:

Engel hieß ich und Engel war ich,
Vom Himmel kam ich, zum Himmel fahr ich!

welche sich auch tatsächlich auf dem Grabmale der Gräfin im Kapfenberger Friedhofe befindet.

Eines der Schreiben Halms an Julie Rettich, die eben auf einem Gastspiele in Berlin weilte, vom 31. Juli 1862 datiert, besteht in jenem tiefergreifenden Gedichte:

Zu Bett jüngst sah ich deine Enkel bringen 2c.

welches der Herausgeber von Halms Nachlaß im Gedichtbande desselben (der Werke 9. Band, Wien 1872) vollständig zum Abdrucke gebracht hat.

Besonders beachtenswert erscheinen einige Schreiben Halms aus dem Jahre 1863, welche dessen letztes Stück „Begum Somru" betreffen, das in der Anlage und Ausführung so gänzlich den romantischen Hauch verleugnet, welcher den dramatischen Werken Halms aus früheren Perioden eigen ist. Obwohl „Begum Somru", und zwar nicht auf dem Wiener Burgtheater, früher zur Erstaufführung gelangte, sei doch zuvor noch „Wildfeuers" gedacht, das ebenfalls nicht in Wien, sondern in Schwerin eben auch im Jahre 1863 (November) seine Erstaufführung unter der Leitung von Putlitz erlebte. Putlitz selbst berichtet hierüber in seinen 1874 erschienenen „Theatererinnerungen" und teilt auch mit, wie „Wildfeuer" in Schwerin durch die temperamentvoll von Fräulein Röckel dargestellte Titelrolle einen durchschlagenden Erfolg errang, freilich nicht ohne, daß Münch noch in den letzten Tagen vor der Aufführung wieder seine Bedenken kundgab, ob diese Dichtung wirklich für die Bühne geeignet sei. Erst als Fräulein Röckel im Wiener Burgtheater selbst engagiert erschien, wurde am 18. Oktober 1866 auf dieser Wiener Bühne „Wildfeuer" zur Darstellung gebracht und wird bis auf den heutigen Tag gern dem Repertoire des Hoftheaters in Wien einverleibt.

Ganz eigenartig steht es mit „Begum Somru“, zu welchem Stücke Halm den Stoff von Faust Pachler, der ihn seinerzeit selbst dramatisch bearbeitete, übernommen hatte. Zahlreiche Bedenken stellten sich dem Dichter während der Arbeit an dem Trauerspiele entgegen (in der Fassung als solches ist es im Nachlaßbande von Halms Werken, Bd. 10, enthalten). Im Gegensatze zu „Wildfeuer“ war die Hauptrolle der indischen königlichen Witwe wieder für Julie Rettich bestimmt und diese beschloß, auf einer Gastspielreise im Viktoria-Theater zu Berlin in dieser Rolle aufzutreten. Dort sollte es also zur Erstaufführung der „Begum“ kommen. Da aber die genannte Bühne Trauerspiele prinzipiell von ihrem Repertoir ausschloß, fühlte sich Halm auf den Wunsch Julies veranlaßt, den Schluß anders und milder zu gestalten, in welcher Umarbeitung „Begum Somru“ am 20. Juli 1863 auch auf dem Viktoria-Theater in Berlin zur Darstellung gelangt ist. Übrigens wurde bei der ersten Aufführung auf dem Wiener Burgtheater am 18. Oktober 1867 — also schon nach Julies Tode — der Charakter des Stückes als Trauerspiel wiederhergestellt.

Diese Bemerkungen werden zum Verständnisse der folgenden Schreiben beitragen, die an Julie gerichtet sind, und deren erstes hier für den Dichter überaus charakteristisch erscheint.

Wien, 8. Jänner 1863.

Ich schreibe Ihnen, liebste Julie, 1. weil es mir zu bitter u. zu beschämend ist, mündlich zu sagen, daß ich mich, im Eifer Ihnen zu dienen und etwas recht Wirksames u. Bedeutendes zu Stande zu bringen, übereilt und in der Berechnung der „Begum“ gänzlich getäuscht habe, 2. aber, um nach einer schlaflos zugebrachten Nacht selbst zu etwas Klarheit und Entschiedenheit über das, was jetzt zu thun ist, zu kommen. Was ich am Liebsten thäte, das ganze verhunzte Stück ins Feuer zu werfen, unterlasse ich nur Ihretwegen.

Die Sache liegt so. Nach der sorgfältigsten Erwägung aller Umstände steht es mir felsenfest in der Seele, daß es poetisch unmöglich, die Begum den Mord ihres Gatten vergeben zu lassen, ohne dies für sie mit einem tragischen Ausgang zu verbinden. Ebensowenig ist das Zureden Nadirs und seine Fürsprache für den Mörder des Vaters bei einem guten Ausgang zulässig. Das Publikum muß empört statt erhoben und befriedigt das Haus verlassen. Es liegen also dermalen nur zwei Wege vor, die gegangen werden können; Entweder das Stück tragisch mit dem Tode der Begum enden, d. h. den dämonischen Einfluß, den Dyce, ein zweiter Leone Leoni auf sie übt, so mächtig sein zu lassen, daß sie Dyce vergiebt, weil sie ihn noch immer liebt u. darüber der getäuschten Rachgier Komorans zum Opfer fällt (dieser Ausgang, auf den das ganze Stück, nämlich wie es jetzt daliegt, hindrängt, ist nicht ohne seine Schwierigkeiten und setzt hie und da Umarbeitungen voraus, allein er ist bei Weitem der bedeutendste und gewaltigste, der zu denken ist und der das Stück zur Tragödie macht: allein Sie können ja eine Tragödie nicht brauchen) oder den Mord des Radscha Somru bei Seite zu lassen, Komorans Haß gegen Dyce mit den letzten Worten des sterbenden Somru zu begründen u. die Begum im vierten Akt beschließen zu lassen, den Dyce wegen des Versuchs, ihre Unterthanen zur Empörung aufzuwiegeln, vor Gericht zu ziehen. Dann kann sie vergeben, den Staatsverrath und den Verrath ihrer Liebe vergeben und Dyce verachtend abziehen. Und diesen Weg, der freilich bedeutende Umarbeitungen voraussetzt, werde ich wohl gehen müssen, wenn Sie das Stück in Berlin geben wollen, wobei mir noch immer die Möglichkeit bleibt, das Stück für den Druck nach seinem jetzigen Inhalt und mit tragischem Schluß auszuarbeiten. — Ich bin über das Schreiben wirklich ruhiger und klarer geworden. Denken Sie nun Ihrerseits über die Sache nach. Wenn wir den Mord weglassen und das Stück als Drama aufführen, so werde ich freilich kaum

vor Ende März fertig werden. Aber dies ist ja früh genug. Das Stück als Tragödie zu schließen, würde mir vielleicht noch mehr Zeit kosten. Wenn Sie einverstanden sind, so gehe ich heute noch ans Werk.

Ich aber habe heute Nacht etwas Großes gelernt. Daß Ihr Lob verwirrt und verblendet und daß man kein Stück schnell schreiben muß, wenn man eben kein Genie ist.

Ewig der Ihre

Münch.

Die nachfolgenden Schreiben, an Julie Rettich während ihrer Gastspielreise nach Berlin gerichtet, behandeln unter anderem schon die Vorbereitungen zur Darstellung der „Begum" daselbst. Von Interesse ist in den ersten Briefen auch die Nachricht über die Aufführung der „Heimkehr" von Marie v. Ebner-Eschenbach. Es ist mir übrigens ein Stück der genannten, heute so rühmlich genannten, und damals auf dramatischem Gebiete aufstrebenden Verfasserin mit diesem Titel nicht bekannt und dürfte es sich vielleicht um ein Drama handeln, dessen Titel nachträglich geändert wurde. Die nach Berlin gerichteten folgenden Briefe an Julie lauten:

Hütteldorf, 6. Juli 1863.

Liebste, theuerste Julie! Die Kinder und wir Alle sind frisch und gesund und Alle grüßen Sie. Was Ihren Brief betrifft, so entnehme ich aus demselben nur Eins, was eine gute Nachricht ist, nämlich, daß Sie wohl sind. Daß Sie in der Heimkehr gefallen haben, schlage ich minder hoch an, denn was nützt aller Enthusiasmus, wenn Sie nichts zu spielen haben, und was können Sie spielen, wenn die Stücke, die Sie mitbringen, misfallen und wie soll ein Stück gefallen, wenn die Viktoria-Schauspieler nicht einmal ein Stück wie die „Heimkehr", anständig zu spielen im Stande sind. Laube triumphirt und wir gehen zu Grunde. Ich habe nun die angenehme Aufgabe, der Ebner zu schreiben, und ihr die

Nachricht so schonend als möglich beizubringen! Das Wetter wäre so gut. Die Hitze hat sich hier anständig gebrochen, die Abende sind sogar unangenehm kühl, aber was nützt dies Alles, wenn Sie von solchen E.... umgeben sind. Behalten Sie nur den Kopf hübsch oben, lassen Sie sich nicht entmuthigen und schicken Sie Recensionen. — — Grüßen Sie Putlitz und seien Sie überzeugt, daß ich mit Allem, was ich nur habe, Ihnen einen schicklichen Fortgang Ihres Gastspieles erkaufen möchte. Aber Sie wissen ja das ohnehin. — — Mein einziger und bester Trost ist, bei der Lilly zu sitzen und mit ihr zu spielen. Das Kind ist ein wahrer Engel. — Im Lesen hat sie große Fortschritte gemacht und ich hoffe, sie soll ganz geläufig lesen, bis Sie zurückkommen.

Leben Sie wohl, bleiben Sie gesund. — Ewig der Ihre

Münch.

Hütteldorf, 12. Juli 1863.

Liebste, theuerste Julie! — — Wir haben bisher nur aus den Zeitungen von Ihrem Ruhm gehört, lassen Sie uns doch auch wissen, wie es mit den Einnahmen steht. Daß Sie dem E... den Dyce entrissen, dafür danke ich Ihnen auf den Knien; übrigens genieren Sie sich nicht mit der Aufführung der „Begum“, für Sie kommt es mir nicht darauf an, auch einmal durchzufallen. Von Rettich gute Nachrichten. — — Sonst nichts Neues, als daß ich mich jammervoll ennuyire, denn da jetzt zufällig keine Stelle irgendwo leer ist, zu der ich ihm behülflich sein könnte, sieht sich auch Herr Kuh nicht weiter um. Gleichviel! Kommen nur Sie ruhm- und geldbeladen, frisch und lebensmuthig wieder zurück. Der Rest ist nicht der Mühe werth, darüber auch nur ein Wort zu verlieren. Der Erfolg „Wildfeuers“ erfreut mich herzlich! Bringen Sie mir nur beide Stücke gewiß wieder zurück. — — Ewig der Ihre

Münch.

Wien, 15. Juli 1863.

Liebste, theuerste Julie! Die Kinder sind gesund und frisch. Was Ihren Brief betrifft, so hat er mich rein mit Entsetzen erfüllt. In welcher Lage muß ich mir Sie denken, in dieser Hitze, diesem Geschäftsdrang, dieser Verwirrung! Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke! Aber ich will weder Sie noch mich mit der Erwägung dieser Umstände aufhalten! So lange Sie den Kopf noch oben behalten können, schwimmen Sie muthig fort in diesem Meere und sorgen Sie sich nicht um die Begum. Wenn sie Ihnen irgend einen Vortheil bringen kann, führen Sie sie auf! Wenn das Stück durchfällt, Ihre Rolle ist so stark, drei bis vier Vorstellungen zu füllen, und das Stück hat seine Schuldigkeit gethan. Freilich wird Laube triumphiren, aber wenn nur Sie prosperiren, so liegt weiter nicht viel daran. Sollte Ihnen aber das Ding zu viel werden, sollten Sie sich moralisch erschöpft fühlen, dann werfen Sie Alles hin und kommen Sie zu uns zurück! Besser Alles, als daß Sie in dem Backofen Berlin etwa krank werden. — — Lassen Sie uns wissen, daß Sie gesund sind. Wenn Sie nach Vollendung Ihres Gastspieles nicht nach Hütteldorf zurückkehren können oder wollen, so wäre Retzien vielleicht der passendste Ort, Ihnen Erholung zu gewähren, und im Nothfalle würde Rettich Ihnen dahin folgen. Von Rettich habe ich die besten Nachrichten, er schreibt heiter und vergnügt. Alle grüßen. — —

Ewig der Ihre

Münch.

Dem nachfolgenden Schreiben sind die mit Lilly unterzeichneten Zeilen vorgesetzt, von denen Münchs Brief eingangs erwähnt und die in kindlicher Weise von dem Geburtstagfeste der Kleinen berichten. An diese Zeilen unmittelbar knüpft das Folgende an:

Hütteldorf, 19. Juli 1863.

— — — Liebste, theuerste Julie! Aus den voranstehenden, von Lilly diktirten Zeilen ersehen Sie, daß die Kinder wohl sind und daß das Doppelgeburtstagsfest mit allem Eclat vor sich ging. — Was Ihre Lage betrifft, so finde ich sie geradezu schaudervoll und selbst von Ihnen ist es mir unbegreiflich, daß Sie es aushalten können. Das Gastspiel wegen der „Begum" abzubrechen, wird gleichwohl schon der Kosten wegen seine Schwierigkeiten haben. Riskiren Sie die Aufführung; der 1., 4., 5. Akt sind zu halten im Stande und wenn das Stück auch durchfällt, so wird es ja gedruckt und wird am Ende doch so viel Geltung finden, als es verdient. — Rettich soll mit Ihnen nach Retzien gehen oder nach Hütteldorf zurückkehren. Von Ihren Bekannten ist Niemand in Wien, Niemand vermuthet Sie in Hütteldorf, Sie würden also 14 Tage tiefer Ruhe hier genießen können. — Leben Sie jetzt wohl, Gott erhalte und beschütze Sie. Denken Sie an den, der Ihrer immer denkt. Ewig der Ihre

Münch.

Im Jahre 1864, als Julie Rettich, diesmal schon im März, ihre Gastspielreise unternommen, zeigten sich schon Spuren des Leidens, welches später die Operation notwendig machte und dem die Künstlerin zwei Jahre darauf auch tatsächlich erlag. Julie begab sich im März 1864 auch nach Hamburg und nach Breslau, wo sie, wie überall, die reichsten Erfolge für ihr Spiel erntete. Der nachfolgende Brief meldet unter anderem die bisher kaum bekannte Tatsache, daß Erzherzog Ferdinand Max, der spätere, so furchtbar unglückliche und gemordete Kaiser Max von Mexiko, den Dichter Halm zum literarischen Beirate anläßlich der Herausgabe der Schriften des fürstlichen Verfassers erwählt hatte. Diese Schriften sind anonym unter dem Titel: „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte" 1867 in sieben Bänden im Drucke erschienen.

Wien, 23. März 1864.

Liebste, theuerste Julie! Wenn es einem Sterblichen vergönnt ist, einer von Weihrauch umdampften Göttin in Ehrfurcht ersterbend zu nahen, so lassen Sie mich die schüchterne Frage an Sie richten, wie es dem Stücke der armen Ebner ergangen ist, die zitternd und zuckend auf die Nachricht von dessen Schicksal harrt. Mir geht es so, als es Einem gehen kann, der in Ihnen lebt und dem Sie fehlen. Erzherzog Ferd. Max war so entzückt über die Art und Weise, wie ich seine Werke gestrichen, daß er nicht abließ, in mich zu dringen, die Herausgabe derselben zu besorgen, was ich endlich annahm, aber nur unter der Bedingung, daß der Kaiser davon wisse, — und zweitens, daß kein Band erscheinen dürfe, ohne daß demselben sein eigenhändiges Imprimatur beigefügt werde; nebstbei habe ich Carte blanche für alle Auslagen und die Hilfsarbeiter, die ich dabei verwenden will. Die Arbeit wäre nicht so schwer, wenn die Gedichte nicht wären, deren Feile allein auf meine Schultern fällt. Ich und M.... sind wüthend über die 20 Napoleons, die Sie am Palmsonntag statt des Anteils erhielten, was einen Verlust von beiläufig 100 Thalern in sich schließt! Dagegen schwelge ich in dem Gedanken, daß die Kerle dahintergekommen, daß Sie die erste deutsche Tragödin sind, was ich immer gesagt habe und worüber ich von Ihnen so oft heruntergemacht worden bin. — Rettich lebt sehr in der großen Welt, speist fast alle Tage außer Hause, ist Abends nie da, während ich alter treuer Hund täglich mit M.... und G.... Karten spiele. In Ihrem Hause weilen, ist mir, auch wenn Sie fort sind, immer der liebste Aufenthalt der Welt. Leben Sie wohl! — Schonen Sie Ihren lieben kranken Arm und denken Sie zuweilen des fernen, unveränderlichen Freundes

Münch.

Im nächsten Briefe, welcher von Wien aus an Julie nach Schwerin gerichtet ist, gedenkt der Dichter zum Schlusse

der Vorbereitungen zu seinem Festspiele: „Ein Abend zu Titchfield", welches anläßlich der dritten Säkularfeier von Shakespeares Geburtstag am 23. April 1864 im Hofburgtheater aufgeführt wurde und wohl Halms letzte ganz vollendete dramatische Dichtung genannt werden kann.

Wien, 26. März 1864.

Liebste, theuerste Julie! Ich schreibe Ihnen, indem die P'sche Photographie, die beste, die von Ihnen existirt, vor mir steht und mich ganz so ansieht, als ob Sie's selbst wären. Bilder sind doch ein großer Trost und da es schon so ewig lang ist, daß Sie fort sind, ein um so größerer. Was mich die Ebner dauert, kann ich nicht sagen. So viel Talent und solches Mißgeschick! Dieser Brief trifft Sie leider in Schwerin; dies leider ist in pekuniären Beziehungen gemeint, da Sie natürlich von Hamburg viel mehr Geld mitgenommen hätten. Aber es läßt sich eben nicht Alles berechnen oder vielmehr Sie gehen bei Ihrer Berechnung immer von der Voraussetzung, von der nicht und nirgends existirenden Möglichkeit aus, daß Sie nicht gefallen könnten. Hätten Sie, wie Sie gesollt hätten, wie ich Ihnen tausendmal gesagt habe, die Überzeugung festgehalten, daß Sie überall gefallen müssen, so wären Sie auf das Schweriner Gastspiel gar nicht eingegangen. — Zu arbeiten habe ich genug, aber nichts Angenehmes, nichts, was mich innerlich erquickt, da mir für den ganzen Sommer nichts als ein fortwährendes Druckfehlercorrigiren vor Augen steht. — Geiger hat das Schlußtableau zum Shakespeare-Festspiel schon fertig, es gefällt mir so ziemlich, jedenfalls erscheint es mir wenigstens prattisch und ausführbar. Grüßen Sie mir Putlitz aufs Schönste und vertiefen Sie sich nur nebenbei nicht zu sehr ins Norddeutsche, damit es Ihnen hier wieder gefalle. — Schonen Sie Ihren Arm und lassen Sie um Gotteswillen Andere für sich einpacken. — Ewig der Ihre

Münch.

Es liegt vom 27. Mai aus Hütteldorf ein Brief Münchs an die in Wien weilende Julie Rettich vor, welcher der an ihr vollzogenen Operation gedenkt und die Freundin beschwört, sich zu schonen und namentlich ein in Lemberg geplantes Gastspiel aufzugeben. Auch an eine wahrscheinlich notwendige neuerliche Operation gemahnt dieses verzweifelte Schreiben des mitfühlenden Freundes, in welchem er Julie unter anderem zuruft: „Ihr Leben, Ihre Gesundheit ist für die Ihrigen in jeder Beziehung ein Zinsen tragendes Kapital, ein unschätzbares Gut; dürfen Sie es verschlendern, dürfen Sie auf gut Glück hin es in die Schanze schlagen? Sie haben Pflichten gegen Rettich, gegen Ihr Kind, gegen Ihre Enkel! Was Sie in dieser Angelegenheit beschließen, darf nicht bloß Sache Ihrer Neigung sein, es ist auch Sache Ihres Gewissens."

Daß sich Julie Rettich nach der Besserung ihres Zustandes doch wieder wohler fühlte, erweist der nächste Brief Halm-Münchs, welcher, nach Lemberg gesendet, über die häuslichen Zustände Mitteilungen sendet. Zu jener Zeit arbeitete Halm an seiner ausgezeichneten, erst nach Herausgabe seines Nachlasses erschienenen Novelle „Das Haus an der Veronabrücke", deren er auch in dem Schreiben gedenkt.

Hütteldorf, 10. Juli 1864.

Herzliebstes, theuerstes Julele! Daß Sie in Lemberg so schönes Wetter haben und daß Sie so traurige Träume träumen, würde mich tief betrüben, wenn ich nicht in Beziehung auf das Erstere die Überzeugung hätte, daß Sie dessenungeachtet gute Geschäfte machen werden und wenn mich nicht hinsichtlich des Letzteren der Umstand beruhigte, daß besonders schreckhafte Träume gewöhnlich das Gegentheil bedeuten. In der That befinden sich, Gott verhüte, daß wirs verschreien, die Kinder wie die Blüthen frisch und gesund. Was Ihre Wunde und das Zusammenziehen

derselben betrifft, so wünschte ich, sie schlöße sich ganz. — Mit meinen Augen geht es Dank meiner sorgfältigen Schonung — ich lese nämlich seit 14 Tagen so viel als gar nichts — etwas besser; ich hoffe, wenigstens über die Gefahr einer Augenentzündung hinaus zu sein, was um so nöthiger ist, als ich doch endlich daran denken muß, mein Karlsbader zu trinken. Gleichwohl hat diese Schonung mir schreckliche Langeweile gemacht und wenn ich nicht an meiner Novelle, die Ihnen, ohne daß Sie sie kennen, ein Gräuel ist, hätte arbeiten können, so wäre ich geradezu umgekommen. — — — Sie wissen, daß ich im Fache der Poesie die Vorschläge für die von dem Staatsministerium zu ertheilenden Stipendien und Pensionen zu machen habe. Erfahren Sie denn, daß ich die Betty Paoli für eine Pension von jährlich 600 fl. in Antrag gebracht habe, wenn sie nicht anders auch diese Auszeichnung zurückweist. Möglich ist Alles auf dieser verrückten Welt. — Vielleicht interessiert es Sie zu erfahren, daß ich für acht Tage Staubferien habe, die ich ganz in Hütteldorf bei meiner Novelle zubringen kann; wenigstens muß ich nicht in Wind und Staub in die Stadt fahren, was meinen Augen sehr wohl thun wird. — Lassen Sie sich in diesen letzten Zeilen sagen, daß alle meine Gedanken bei Ihnen sind und daß ich nur den einen Zweifel hege, ob Sie, mit Arbeit und Besuchen überladen, wie Sie sind, einen Gedanken übrig zu behalten Zeit haben für

Ihren ewig treuergebenen

Münch.

Ein folgendes, nach Brünn gerichtetes Schreiben vom 21. Juli 1864 begrüßt die „auf der Heimkehr von ihrem Triumphzug“ befindliche Julie, nicht ohne die ernstliche Besorgnis wegen des kranken Armes und des Leidens auszudrücken. Dem Schreiben ist am Schlusse das nachstehende, „für den 31. Juli“ bestimmte tiefempfundene, bisher unbekannte Poem des Dichters beigefügt:

Dank.

Wenn Viele Dank von mir erworben
Für Gaben, deren flücht'ger Werth
Oft im Berühren mir erstorben,
Ja sich in Galle mir verkehrt.

Wie dank ich dir, die mir gegeben,
Was immer reicher aufgeblüht,
Vorhaltend für ein halbes Leben
Noch heut mir hell im Herzen glüht?

Wie dank ich dir, daß du dich lieben
So gründlich mein Gemüth gelehrt,
Daß grün und frisch in allen Trieben
Im Herbst noch Frühling es verklärt?

Doch was zum Dank kann Liebe geben
Für das, was Liebe gab und giebt,
Als daß sie unerschöpflich eben
Unsterblich liebt und wieder liebt.

Das Leiden Juliens verschlimmerte sich immer mehr und im Sommer des folgenden Jahres 1865 war ihre Sommerreise nicht mehr den Gastspielen, sondern für die Leidende der Erholung gewidmet, welche Julie Rettich in Begleitung ihres Gatten in der Schweiz suchte. Sie weilte längere Zeit am Vierwaldstätter See, in Luzern und in Interlaken und mancher freundliche Brief des alten bekümmerten Freundes Münch folgte ihr dahin, stets in eingehender Weise vom Leben und Befinden der Enkel im Hause berichtend. Das nachfolgende Schreiben ist an Karl Rettich nach Interlaken gerichtet.

Hütteldorf, 31. Juli 1865.

Liebster, theuerster Freund! Ich habe nach dem Inhalte Ihres letzten Schreibens meine zwei letzten Briefe nach Luzern poste restante adressiert; da ich nun aus Ihrem Schreiben entnehme, daß es noch zweifelhaft ist, ob Sie nach Luzern gehen, so schreibe ich wieder nach Interlaken.

— Sie haben Regen, wir unausstehliche Hitze, die meine armen Augen furchtbar angreift. Was sie über Julie schreiben, bekümmert mich sehr. Wird dieser Rothlauf nie aufhören, uns Unglückliche zu verfolgen? Lassen Sie mich bald wieder hören, wie es geht, denn die Angst vergällt mir alle Stunden, um so mehr, da ich noch immer zur Unthätigkeit verurtheilt bin. Die Kinder sind gesund und frisch. Sagen Sie der Julie, daß ich heute nach langer Zeit wieder ein Gedicht gemacht habe. — — – Ewig der Ihre Münch.

Nachdem die Gatten zurückgekehrt waren, spielte Julie Rettich mit Anstrengung noch eine Zeitlang, aber als sie am 17. September des verhängnisvollen Jahres 1865 die „Portia" in „Julius Cäsar" gespielt hatte, brach die Leidende zusammen. Es war ihre letzte Rolle auf der Bühne des Wiener Burgtheaters, auf der sie so viele Gestalten der Dichter so herrlich verkörpert hatte. Die Krankheit fesselte sie bald darauf aus Lager, das sie noch ab und zu, zuletzt aber nicht mehr verließ. Aus dieser Periode rührten die nachfolgenden Zeilen Münchs an die Erkrankte her, welche seine letzten an die Schwererkrankte sein mögen und die von Wien nach Hütteldorf gerichtet erscheinen.

Liebste, theuerste Julie! Arlt findet, daß ich an einer leichten Regenbogenhautentzündung leide, die in ein Paar Tagen vorüber sein wird. Wolle Gott, daß er Recht habe! Für Ihren lieben Brief danke ich Ihnen aus vollem Herzen. Ja wohl leben wir in einer schweren Zeit und müssen eben Muth und Geduld haben, um sie zu überwinden. Muth und Geduld! Sie, große Dulderin, dürfen diese Worte aussprechen und wir müssen von Ihnen lernen, Muth und Geduld haben! Nun, ich will mich bemühen, ein gelehriger Schüler zu sein. Doch genug für heute! Gott behüte und schütze Sie und verleihe Ihnen eine erträgliche Nacht. — — 10. Februar 1866 Abends. Ewig der Ihre

Münch.

Am 11. April 1866 hatte Julie Rettich ausgelitten und der Tod sie von den unsäglichen Leiden erlöst. Wie schmerzlich der Verlust außer für ihren Gatten und die Kinder für Baron Münch war, läßt sich aus den vorstehend mitgeteilten Briefen an die Entschlafene voll und ganz ermessen.

Bald darauf brach für Österreich eine schwere Zeit herein, der Sommerfeldzug des Jahres 1866 brachte Jammer und Unheil. Aus jenen bewegten Zeiten seien hier noch zwei Briefe an den alten Freund Karl Rettich wiedergegeben, welche die rührende Sorgfalt erweisen, die Münch den Enkeln Julies auch weiterhin bewahrt hat, in denen er das Vermächtnis der Freundin trauernd ehrte. Da diese Schreiben auch die Zustände Wiens aus jener Zeit beleuchten, mögen sie den Abschluß dieser Veröffentlichung von Briefen Halms an die Familienmitglieder Rettichs bilden.

Wien, 14. Juli 1866.

Lieber Freund! Sie werden wahrscheinlich meine Briefe schon empfangen und daraus entnommen haben, welch schwere Wolken sich über unsern Häuptern zusammenziehen. Wenn den lügenhaften Zeitungsblättern zu glauben ist, so stehen die Preußen in Lundenburg und von dem Zustandekommen eines Waffenstillstandes ist keine Rede mehr. Bei diesen Umständen habe ich, um uns und namentlich den Kindern den augenblicklichen Rückzug nach Wien sicherzustellen, heute alles Gepäck nach Wien geschickt und nur so viel zurückbehalten, daß wir jede Stunde nach Wien aufbrechen und daher einstweilen ruhig in Hütteldorf den Gang der Ereignisse abwarten können. Die Leute ziehen massenweise hinein, da bei Neulengbach Schanzen aufgeworfen werden sollen und daher allerdings die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein Gefecht daselbst stattfinden und der Rückzug über Hütteldorf erfolgen kann. — Mein Neffe Festenberg ist leicht verwundet und gefangen. Pitha soll einer Zeitungsnachricht zu Folge leben. — Hofrath Dräxler ist pensioniert, nach-

dem der Nachfolger Graf Kuefsteins und künftige wirkliche Obersthofmeister Fürst Hohenlohe dies ausdrücklich zur Bedingung seines Dienstantrittes gemacht. Was Sie selbst betrifft, so können Sie sich mit aller Ruhe der Ihnen nöthigen Erholung hingeben; ich habe für alles Nöthige gesorgt und Sie werden die Kinder, die sehr brav lernen, wohlbehalten wiederfinden. Alle grüßen. — — In unveränderlicher Treue und Hingebung Ihr

Münch.

Wien, 20. Juli 1866.

Lieber Freund! Gestern haben wir in Hütteldorf den Geburtstag der Lilly gefeiert; bei der Gratulation habe ich und M.... namentlich über den von Ihnen an Blondchen gerichteten Brief heiße Thränen geweint, wie das wohl fortan bei allen Familienfesten der Fall sein wird. — Im Übrigen harren wir der Ereignisse, die kommen sollen. Die hiesige Stimmung hat sich seit einigen Tagen, nämlich seit der Ankunft der italienischen Armee, etwas gehoben. Erzwingen die Preußen den Übergang über die Donau bei Krems, das sie heute noch nicht erreicht haben, so müssen wir in die Stadt, denn die Kinder können der Gefahr eines Rückzuges und der Verfolgung von Seite des Feindes nicht ausgesetzt bleiben. Anders ist es, wenn es bei Floridsdorf oder bei Preßburg zur Schlacht kommen sollte. Gewinnen wir, so bleiben wir ruhig in Hütteldorf, wird hier verloren und die Preußen rücken nach Wien, so muß ich jedenfalls meines Dienstes wegen in die Stadt und dann müssen die armen Kinder auch mit; denn wenn auch an und für sich in Hütteldorf nichts zu besorgen wäre, so ist doch M.... nicht die Person, die über ihre Sicherheit im Falle feindlicher Einquartierung, die dann gewiß nicht ausbliebe, zu wachen im Stande ist und ich stürbe vor Angst, wenn ich sie unter der Obhut der M.... allein in Hütteldorf lassen müßte. So stehen die Sachen. Seien Sie überzeugt, daß ich den

Kindern ihren Landaufenthalt, wenn es nicht sein muß, auch nicht um eine Stunde verkürze. — Leben Sie wohl und sorglos, denn so lang ich lebe, soll den Kindern kein Haar gekrümmt werden.

Ihr unveränderlicher ergebener

Münch.

Anselm Hüttenbrenners Erinnerungen an Schubert.

Mitgeteilt von

Otto Erich Deutsch.

Obwohl uns Schubert zeitlich noch nahesteht, haben wir über sein kurzes, wenig bewegtes Leben doch nur spärliche Aufzeichnungen von Wert. Außer den beiden Tagebuchfragmenten und den kargen sechzig Briefen des Meisters, deren Originale zum Teil verschollen sind, zählen als authentische Zeugnisse vor allem die Memoiren seiner Freunde Josef v. Spaun und Eduard Bauernfeld, die Tagebücher Bauernfelds und die Briefe Moritz v. Schwinds. Diesen schon geklärten Quellen der Biographie Franz Schuberts soll nun hier das Bächlein der Erinnerungen seines Freundes und Kunstbruders Anselm Hüttenbrenner zugeleitet werden. Seine „Bruchstücke aus dem Leben des Liederkomponisten Franz Schubert" sind bereits von einigen Biographen ziemlich kritiklos und ohne Kenntnis des ungedruckten Manuskripts verwertet worden. Sie werden hier zum erstenmal nach Hüttenbrenners erster Niederschrift, die mir sein Sohn, Herr Bezirksrichter Felix Hüttenbrenner in Graz, zur Verfügung stellte, im Wortlaute mitgeteilt. Fünf Briefe, in denen Hüttenbrenner Beiträge für zwei nicht erschienene Schubert-Biographien liefern wollte, können seine Memoiren ergänzen. Sie stammen aus den Sammlungen der Stadt Wien und werden mit Erlaubnis des Stadtrates hier zum erstenmal abgedruckt.

Von den interessanten Beziehungen Schuberts zu Anselm Hüttenbrenner und dessen ganz verschieden gearteten Brüdern Josef und Heinrich ist in den Erinnerungen und in der Schubert-Biographie gar oft die Rede. Ich benütze deshalb

die Gelegenheit, um in der folgenden Einleitung die noch zu ermittelnden Daten aus dem Leben dieser drei Brüder mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu Schubert festzuhalten. Es wird dabei Bekanntes gesammelt und berichtigt und auch durch Unbekanntes ergänzt werden.

Anselm Hüttenbrenner[1]) wurde am 13. Oktober 1794 in Graz als Sohn eines angesehenen Juristen gleichen Namens geboren, der damals Herrschaftsverwalter von Neuhof bei Graz war, später aber selbst die Güter Roseneggen in Geidorf (heute III. Gemeindebezirk von Graz) und Rotenturm[2]) bei Judenburg erwarb und verwaltete. Anselm, der älteste von sieben Kindern, erhielt schon im siebenten Lebensjahre Gesang- und Klavierunterricht bei dem Domorganisten Matthäus Gell in Graz, und erntete 1802 bereits in einem Liebhaberkonzert, das im Redoutensaale seiner Vaterstadt abgehalten wurde, durch den Vortrag eines Mozartschen Klavierstückes seine ersten Lorbeeren. Bald darauf spielte er mit gleichem Erfolge in Triest und Klagenfurt, wohin er den Dichter und Deklamator Theodor von Südow (1770—1855) be-

[1]) Vergl. „Österreichische Nationalenzyklopädie", Wien 1837, Bd. VI, Suppl., S. 489 f.; K. v. Wurzbach, „Biographisches Lexikon d. K. Ö.", IX., S. 406 ff., 1863; „Tagespost", Graz 1863, Nr. 173, 178 und 179: „Ein steirischer Tondichter" (Verfasser ungenannt); dto., Graz 1868, Nr. 142, 144 und 146: „Anselm Hüttenbrenner", Nekrolog von K. G. v. Leitner, als Separatabdruck erschienen; dto., Graz 1868, Beilage zu Nr. 154: „Ein kleiner Beitrag zur Charakteristik Anselm Hüttenbrenners" von seinem dankbaren Schüler Jakob Eduard Schmölzer; „Deutsche Zeitung", Wien 1894, Nr. 8186: „Anselm Hüttenbrenner. Ein steirischer Tonkünstler." (Zum 100. Geburtstage.) Von Julius Schuch; „Tagespost", Graz 1894, Nr. 304, 306 und 307: „Anselm Hüttenbrenner und Franz Schubert" von Hans von der Sann; „Allgemeine deutsche Biographie", Leipzig 1905, Bd. L., S. 523: „Anselm Hüttenbrenner" von Anton Schlossar.

[2]) Schloß und Gut Rotenturm in der gleichnamigen Orts- und Katastralgemeinde des Gerichtsbezirkes Judenburg in Steiermark. Anselm Hüttenbrenner d. Ä. kaufte es am 12. November 1808 von Klara Edlen v. Roßeneck.

gleitete, Konzertstücke von Hummel, Ries und Beethoven. Er besuchte das Gymnasium und das Lyzeum in Graz und studierte nebenher seit 1808 Generalbaß. 1811 hatte er die Philosophieklassen absolviert und kam in das nahe Zisterzienserstift Rein, wo er $2^1/_2$ Jahre als Novize zubrachte, ohne seine musikalische Ausbildung zu vernachlässigen. Dem geistlichen Berufe entsagte er bald, um sich der Juristerei zu verschreiben. Das erste Semester seiner Studienzeit verbrachte er in Graz. 1814 zog er nach Wien, wo er sich bei einer Konkurrenz um die philosophische Lehrkanzel in Laibach bewarb. Obwohl er die notwendige Prüfung bestand, bekam er dieses Amt ebensowenig, wie zwei Jahre später sein Freund Schubert die Musiklehrerstelle in derselben Stadt. Er blieb deshalb in Wien, wo er längere Zeit im „Neubad" wohnte und die Winterkurse der juridischen Fakultät besuchte, während er die Sommersemester immer bei seinen Angehörigen in Graz verbrachte. Hüttenbrenner war schon damals entschlossen, sich nach Absolvierung der juridischen Studien ganz der Musik zu widmen. Durch die wirksame Empfehlung des Grafen Moritz Fries, den er ein Jahr vorher in Südsteiermark kennen gelernt hatte, wurde er 1815 Schüler Salieris, der ihn unentgeltlich unterrichtete. Bei diesem Meister der Tonkunst kam er auch mit Gyrowetz, Sechter, Aßmayr und Franz Schubert in Berührung, mit dem ihn bald eine innige Freundschaft verband. Auch Beethoven fand an ihm Gefallen, als er seine ersten Kompositionen musterte. 1817 erschienen bei Steiner & Co. in Wien Hüttenbrenners erste „Variationen in E-Dur" und ein dem Grafen Fries gewidmetes Streichquartett in derselben Tonart. 1818 beendete er seine juridischen Studien und diente ein Jahr lang beim Kreisamte in Graz als Konzeptspraktikant. Dann entschied er sich für die militärische Gerichtspraxis und wurde 1819 Auditoriatspraktikant in Wien. Im selben Jahre entstand seine erste Oper: „Die französische Einquartierung", deren Text Karl Schütz mit Beziehung auf die letzten Ereignisse

in Wien geschrieben hatte. Diese komische Oper in drei Akten sollte am Theater an der Wien aufgeführt werden, fiel aber, nachdem Graf Pálffy bei der Quartettprobe die Musik bereits approbiert hatte, dem schlechten Libretto zum Opfer. Am 18. September 1819 wurde seine erste Symphonie in E-Dur vom steiermärkischen Musikverein in Graz mit gutem Erfolge aufgeführt. Durch seine gesellschaftliche Gewandtheit und sein gutes Klavierspiel hatte Hüttenbrenner in Wien viele bedeutsame Bekanntschaften gemacht. Von dem Verkehre mit seinen Freunden, von seinen Wiener Bekannten, von seinem Lehrer Salieri [1]) und seinen damaligen Schülern erzählt er selbst. Im Jahre 1820 starb sein Vater in Graz und Anselm mußte bald darauf (1821) seiner Stellung und seinen Freunden in Wien Valet sagen und als ältester Sohn die Verwaltung der beiden Familiengüter übernehmen, die 1826 in seinen Besitz übergingen. Im November 1821 heiratete er das Fräulein Elise v. Pichler, eine Tochter des russischen Staatsrates Alois v. Pichler, der sich kurz vorher in Graz angesiedelt hatte. Auf dem Gute Roseneggen, das er des Winters, und auf Rotenturm, das er des Sommers bewirtschaftete, komponierte er nun mit emsigem Fleiß. Am 8. April 1821 wurde die Ouvertüre seiner ersten Oper beim siebenten „Gesellschaftskonzert" in Wien aufgeführt.

Im Frühjahr 1823 wurde Schubert auf Anregung seines Freundes Johann Baptist Jenger, der von 1819 bis 1826 als Militärbeamter in Graz weilte, zum Ehrenmitglied

[1]) Der Meister hatte ihm folgendes, im Besitze seines Sohnes befindliche Zeugnis ausgestellt: „Herr Anselm Hüttenbrenner, Sänger und Künstler am Pianoforte hat an meinem in der Tonsetzkunst ertheilten Unterrichte durch mehrere Jahre eifrig Theil genohmen, und durch seine Compositionen gründliche theoretische Musik-Kentniße und gediegenen Geschmak an Tag gelegt, auch im Spartspielen seltene Fertigkeit bewiesen; daher ich ihm für vollends fähig erkläre, die Stelle eines Kapellmeisters, auch die eines Operndirectors mit dem erwünschtesten Erfolge zu bekleiden.

Wien, den 23. May 1819. (Siegel.)

Ant. Salieri, k. k. Hofkap. Meister."

des steiermärkischen Musikvereines ernannt, dessen Sekretär der rührige Jenger geworden war. Schubert wollte dem Vereine zum Dank für diese erste Anerkennung seines Schaffens eine Symphonie übersenden, die er auch in einem Schreiben vom 20. September 1823 ankündigte. Bald darauf schickte er durch Josef Hüttenbrenner an dessen Bruder Anselm seine am 30. Oktober 1822 begonnene unvollendete H-Moll Symphonie, die dieser behielt und verschloß. Von dem eigentümlichen Schicksal dieses Werkes wird noch die Rede sein.

Im Juni 1824 gab die Wiener Verlagsfirma Anton Diabelli & Co. 50 Variationen österreichischer Künstler über ein Walzerthema Diabellis heraus; zu diesem Werke hatte neben Schubert und anderen Freunden auch Hüttenbrenner sein Scherflein geliefert.[1]) Im selben Jahre subskribierte Anselm mit zahlreichen Bekannten des Schubert-Kreises auf Johann Mayrhofers Gedichte, die in einem Bändchen bei Volker in Wien erschienen. Hüttenbrenner veröffentlichte in den folgenden Jahren mehrere Kompositionen, darunter noch 1824 die „Tableaux musicales pour le Pianoforte seul", die Diabelli, und eine Klaviersonate in F-Dur, die F. Ferstel in Graz herausgab, 1825 endlich einen „Marche funèbre" in D-Moll, der als Beilage der „Leipziger musikalischen Zeitung" (Nr. 42, 4) erschien.

Am 17. März 1825 wurde Hüttenbrenner zum artistischen Direktor des 1817 gegründeten steiermärkischen Musikvereines ernannt. Dieses anstrengende Amt versah er mit kurzen Unterbrechungen bis 1839, ohne die Werke seines noch wenig bekannten Freundes Schubert sonderlich zu berücksichtigen. Am 22. Juli 1825 schrieb Hüttenbrenner einen „Segen" für großes Orchester, der am 24. in der St. Annakirche am Münzgraben zu Graz aufgeführt wurde. Im Jahre 1825

[1]) Vergl. „Österreichische Rundschau", Bd. III, Heft 36: „Ein gemeinsames Werk österreichischer Komponisten" von Prof. Dr. Heinrich Rietsch. Das von Anselm Hüttenbrenner verwahrte Werk ist auf S. 447 irrtümlich als C-Dur (statt H-Moll) Symphonie angegeben.

entstand auch das große doppelchörige Requiem in C-Moll, das für Salieri, Beethoven und Kaiser Franz I. in Graz, für Schubert in Wien gesungen wurde. Ende 1825 bewarb sich Anselm mit Schubert und einigen anderen Komponisten vergebens um die erledigte Vizehofkapellmeisterstelle in Wien, die Josef Weigl erhielt.

Seit seinem Aufenthalt in Graz war Hüttenbrenner als Mitarbeiter einiger Blätter musikkritisch tätig. Er schrieb für die Wiener und die Leipziger „Allgemeine musikalische Zeitung", für den „Sammler", für Bäuerles „Theaterzeitung" und für den „Aufmerksamen", das belletristische Beiblatt der amtlichen „Grätzer Zeitung".

Am 6. Februar 1827 wurde seine schon 1824 entstandene komische Oper „Die beiden Vizeköniginnen" oder „Armella" unter dem Direktor Johann August Stöger in Graz mit großem Erfolge aufgeführt. Bei dieser Premiere, die Hüttenbrenner persönlich leitete, sang Johann Nestroy eine dankbare Baßpartie. Den Text der zweiaktigen Oper hatte Ignaz Kollmann, Skriptor am steiermärkischen Landesmuseum „Joanneum", verfaßt.

Als Beethoven im März 1827 im Sterben lag, fuhr Anselm zu ihm nach Wien. Er weilte mit der Schwägerin Beethovens allein im Zimmer, als der Meister starb, und drückte ihm am 26. März um $^{3}/_{4}6$ Uhr abends die Augen zu. Von Beethovens Kopf nahm er eine graue Locke zum Andenken mit. Davon erzählte Hüttenbrenner ausführlich in einem Briefe an Alexander W. Thayer, den nordamerikanischen Generalkonsul in Triest. Der interessante Bericht Hüttenbrenners ist am 20. August 1860 auf dem Hallerschloß zu Graz geschrieben und wurde am 23. Oktober 1868 in der Grazer „Tagespost" veröffentlicht.

Im Jahre 1827 erfand Anselm auf einer einsamen Wanderung eine „Tonsprache" für geheime Mitteilungen im Freien, die bei den Behörden zur Approbation eingereicht wurde und lautlos verhallte.

Im September desselben Jahres kam Schubert mit Jenger zum Besuch der Familie Pachler nach Graz und verbrachte mit seinen Freunden, denen sich natürlich auch Anselm Hüttenbrenner anschloß, einige glückliche Tage. Hüttenbrenner begleitete die Gesellschaft nach Wildbach bei Deutsch-Landsberg und häufig nach dem nahen Hallerschlößl am Ruckerlberg, besuchte auch mit Schubert das Theater und den Schloßberg. Damals soll er dem Meister seinen „Erlkönig" vorgespielt haben, der Schubert so gefallen habe, daß er zu Hüttenbrenner sagte: „Anselm, gib du deinen Erlkönig heraus, ich ziehe meinen zurück!" Hüttenbrenner aber soll ihm erwidert haben: „Franz, solange ich lebe, bekommt meinen Erlkönig kein Mensch zu Gesicht!" Tatsächlich wurde die Vertonung Hüttenbrenners nicht bekannt. Er soll sie vernichtet, 1829 und 1832 aber wieder niedergeschrieben haben. Sicher ist ferner, daß Hüttenbrenner bald nach dem Erfolge des Schubertschen „Erlkönigs"(1821), der viele Nachahmer fand, einen „Erlkönigwalzer" schrieb. Diese geschmacklose Komposition wurde in der Wiener „Allgemeinen musikalischen Zeitung" von dem Herausgeber Friedrich August Kanne in sarkastischen Distichen verhöhnt, die sich Schubert herausschnitt und durch Josef Hüttenbrenner an Anselm schickte. — Anselm Hüttenbrenner war es wohl, der, unterstützt durch Pachler und Jenger, Schubert anläßlich des Aufenthaltes in Graz dazu bewog, in einem Wohltätigkeitskonzert des steiermärkischen Musikvereines zum erstenmal öffentlich als Begleiter seiner Lieder aufzutreten.[1]) Von der Freundschaft, die ihn mit Schubert und Jenger verband, erzählt eine Bleistiftzeichnung Josef Teltschers im Besitze der Frau Ida v. Schweitzer (Wien) mit den Porträten der drei Jünglinge.[2]) Im Jahre 1828 wurde

[1]) Von diesem bisher unbekannten Datum berichtet eine Arbeit des Herausgebers im ersten Schubert-Heft der „Musik", Berlin 1906.

[2]) Ein Miniaturporträt Anselm Hüttenbrenners, von dem leider nur eine Photographie bei seinem Sohne zu finden ist, dürfte ebenfalls

Hüttenbrenner durch Schuberts Tod hart betroffen, da er ebenso an dem Meister hing, wie dieser an Anselm, den er oft seine „musikalische Stütze“ genannt haben soll. Hüttenbrenners Requiem in C-Moll wurde bei der Totenfeier zu Ehren Schuberts in der Wiener Augustinerkirche aufgeführt. Im Jahre 1828 komponierte Anselm einen „Nachruf“ für Beethoven, 1829 einen für Schubert (Grave in F-Moll). Beide Stücke erschienen bei Steiner & Haslinger in Wien.

In den Jahren nach 1830 unterrichtete Hüttenbrenner den steirischen Komponisten Jakob Eduard Schmölzer, der sein erfolgreichster und dankbarster Schüler wurde. Am 25. Mai 1832 wurde Hüttenbrenners Ouvertüre in C-Dur, die aus dieser Zeit stammen dürfte und von Lanners Kapelle später oft gespielt wurde, in einem Konzert des Virtuosen Slawik im Wiener Redoutensaal zum erstenmal aufgeführt. Im selben Jahre wurde er zum Musikinspektor und Oberleutnant im Stabe des „uniformierten Grätzer Bürgerkorps“ ernannt. 1833 und 1834 redigierte er zwei Jahrgänge des „Musikalischen Heller-Magazins“, das in zwölf Heften bei Franz Kaiser in Graz erschien und ebenso wie die wenigen Nummern des Wiener „Vollkommenen Organisten“ zahlreiche Kompositionen Hüttenbrenners brachte. 1834 wurde er Verwaltungsrat der steiermärkischen Sparkasse, der er im Kuratorium und dann im Ausschuß bis 1852 angehörte. Am 22. April 1835 wurde unter Pellets Direktion seine zweiaktige Oper „Leonore“ in Graz aufgeführt, deren Text der steiermärkische Dichter Karl Gottfried v. Leitner, Hüttenbrenners Freund, nach Bürgers Ballade verfaßt hatte. Dieses Werk Hüttenbrenners sollte auch am Kärtnertortheater in Wien gegeben werden; der Plan scheiterte aber, als Duport aus der Direktion der Oper schied. Kollmann erweiterte später den Text durch einen von Hüttenbrenner vertonten „Vorakt“, und in dieser

---

von Teltscher stammen, der einige Jahre in Graz geweilt hat. Vergl. Katalog der „Schubert-Ausstellung“, Wien 1897, Nr. 1012.

zweiten Fassung wurde die Oper, der auch ein Ballett eingefügt wurde, seit dem 16. Juni 1837 in Graz noch oft gegeben. Der Text einer wahrscheinlich früher entstandenen Oper Anselms, „Der Rekrut", den Karl Schütz verfaßt hatte, war von der Zensur unterdrückt worden.

Im Jahre 1835 verkaufte Hüttenbrenner seine beiden Güter Roseneggen und Rotenturm, wohnte einige Jahre in der Grabenstraße und erwarb 1839 ein Haus in der Laimgrubengasse zu Graz, das er nun mit seiner vielköpfigen Familie allein bewohnte. Neben zahlreichen anderen Kompositionen schuf er 1836 die heroische Oper „Ödipus auf Kolonos", in drei Akten nach Sophokles, die niemals gegeben wurde. Im Jahre 1838 oder 1839 entstand nach dem zweiten Requiem in D-Moll, das für Landkirchen geschrieben worden war, aber außer in Admont und Radkersburg auch in der Dom- und in der Stadtpfarrkirche zu Graz erklang, das dritte in F-Moll, das für den Herzog von Reichstadt in der Grazer Domkirche aufgeführt wurde. Im Jahre 1840 wurde Anselm von dem „Deutschen Nationalverein für Musik und ihre Wissenschaft", der damals unter Ludwig Spohrs Leitung stand, zum Ehrenmitgliede ernannt. Die gleiche Anerkennung seines Strebens wurde ihm von den Musikvereinen in Graz, Marburg und Ischl und den philharmonischen Gesellschaften in Kärnten, Kroatien (1830) und Krain (1835) zuteil. Im Jahre 1841 verbrannte er sein wertvolles Tagebuch — ein unersetzlicher Verlust für die Schubert-Forschung. Für den 19. August desselben Jahres vertonte Hüttenbrenner eine von Leitner gedichtete Festkantate zur Enthüllung des Grazer Franzens-Monuments, deren Klavierauszug bei H. Lampel in Graz erschien. 1848 starb Anselms Frau und bald verließen ihn auch einige der herangewachsenen neun Kinder. Wegen mancherlei, zum Teil eingebildeter, Kränkungen zog sich der nun griesgrämige Künstler mehr und mehr zurück, verkaufte sein Haus und übersiedelte 1852 zu Freunden nach Radkersburg, wo er viel mit Schmölzer ver-

kehrte und mit kurzen Unterbrechungen bis 1855 verblieb. Im Jahre 1854 muß Hüttenbrenner in Wien geweilt haben, da seine dort geschriebenen Memoiren aus diesem Jahre datiert sind. Anselm schickte eine Abschrift seiner „Bruchstücke aus dem Leben des Liederkomponisten Franz Schubert" aus Radkersburg an Liszt nach Weimar, der ihn zur Niederschrift dieser Memorabilien aufgemuntert hatte. Liszt antwortete nicht, so daß wir mit Hüttenbrenner annehmen müssen, daß diese Kopie verloren ging. Im Jahre 1854 oder 1855 verkaufte Anselm eine zweite Abschrift an den Buchhändler Mühlfeit in Graz, der das Heftchen herausgeben wollte. Die Bruchstücke sind aber weder damals noch später erschienen und wurden nur auszugsweise und fehlerhaft in der Grazer „Tagespost" (a. a. O.) veröffentlicht. Es gelang mir mit vieler Mühe und erst unter Mithilfe des Herrn Felix Hüttenbrenner, das schlecht geschriebene, vielfach durchgestrichene und verbesserte Originalkonzept zu entziffern, nach dem nun der Abruck getreulich erfolgt.

Von 1855—1858 hielt sich Hüttenbrenner meistens in Marburg a. d. Dr. auf, wo er Musikstunden in angesehenen Familien gab und die Gastfreundschaft des Baron Rast genoß, der unter dem Pseudonym Hilarius zahlreiche Dichtungen veröffentlichte. Anselms Schaffensfreude erwachte in Marburg von neuem und er vertonte damals ungefähr 160 Gedichte seines Freundes Rast. Im Frühjahr 1858 übersiedelte er, wie aus dem letzten der beigefügten Briefe hervorgeht, nach Graz und weilte des Sommers wieder für kurze Zeit in Marburg. Zum Besuche seiner in Wien stationierten Söhne fuhr er im Herbst 1858 — nicht im Frühjahr, wie seine Biographen schreiben — in die Stadt seiner Jugendträume, wo er am 28. Oktober ein Verzeichnis seiner bis dahin entstandenen Kompositionen niederschrieb, das in den städtischen Sammlungen Wiens verwahrt wird und von mir benützt wurde. In diesen Jahren vor 1860 weilte Anselm auch öfters in Radkersburg, Pettau und Cilli

und war häufig auf einsamen Fußwanderungen unterwegs. Ein paar Jahre wohnte Hüttenbrenner nun in Graz bei einer seiner verheirateten Töchter, bis seine Kinder gemeinsam ein Landgut, „Straßerhof" genannt, in dem nahen Ober-Andritz erstanden, wo Anselm seine Tage beschloß. Hier wurde der greise Komponist ganz zum Einsiedler, brach seine Verbindungen mit der Welt ab, empfing nur noch manchmal seinen treuen Schüler Schmölzer, seinen Schulfreund Josef Deibl und den Dichter Leitner, komponierte nur selten und wollte von Musik gar nichts mehr hören. Er ergab sich theologischen und magnetistischen Studien und verfiel in einen Pietismus, der mit seinem Jugendtreiben und mit der Lebensauffassung seiner einstigen Wiener Freunde in argem Kontrast stand. Darin gleicht er einem anderen Manne aus dem Schubert-Schwind-Kreise, dem späteren Feldmarschalleutnant Ferdinand Mayerhofer v. Grünbühel.

Hüttenbrenner besaß einige Originalmanuskripte Schuberts, die er immer verschlossen hielt, darunter das berühmte Fragment der erwähnten H-Moll Symphonie, die er durch mehr als 40 Jahre der Mitwelt vorenthielt, bis ihr in Herbeck ein Retter erstand. Johann Herbeck[1]) lernte Anselms Bruder Josef im Jahre 1860 in Wien kennen. Am 8. März dieses Jahres schrieb ihm Josef Hüttenbrenner über Anselms Autographensammlung: „. . . einen Schatz besitzt er aber in Schuberts ‚H-Moll-Symphonie', welche wir der großen C-Symphonie, seinem Instrumental-Schwanengesang, und jeder Beethovenschen gleichstellen. — Nur ist sie nicht vollendet. — Schubert übergab sie mir für Anselm zum Danke, daß er ihm das Ehrendiplom des Grazer Musikvereines durch mich überschickte . . ." Herbeck kam in den folgenden Jahren mehrmals nach Graz, aber erst am 1. Mai 1865 suchte er den schwer zugänglichen Komponisten und

[1]) Vergl. „Johann Herbeck, Ein Lebensbild" von Ludwig Herbeck. Wien 1885, S. 164 ff.

Schatzvergräber in Ober-Andritz auf. Unter dem Vorwande, er wolle die drei Zeitgenossen Schubert, Hüttenbrenner und Lachner den Wienern durch ein Konzert ins Gedächtnis rufen, erbat er sich von Anselm einige seiner Kompositionen und die Schubertsche H-Moll Symphonie. Hüttenbrenner gab ihm u. a. seine bis dahin unbekannte Ouvertüre in C-Moll und nach langem Zögern auch Schuberts Torso mit. Eine Visitenkarte Herbecks im Besitze des Herrn Felix Hüttenbrenner zeigt unter dem Namen eine Notiz des besorgten Anselm: „Josef Herbeck, Hofkapellmeister, artistischer Direktor und Chormeister — besuchte mich am 1. Mai 1865 Vormittag im Straßerhof. Ihm zur Aufführung anvertraut: Orgl.-H-Moll Sinfonie von Schubert, dann . . .“ (die folgenden Worte sind unleserlich). Herbeck führte nun im dritten Gesellschaftskonzert am 17. Dezember 1865 nach Hüttenbrenners C-Moll Ouvertüre die beiden Sätze der Schubert-Symphonie zum erstenmal im k. k. Redoutensaal in Wien auf.[1]) Sie zählt seit damals neben der großen C-Dur Symphonie zu den beliebtesten Orchesterwerken Schuberts.

Trotz der oben zitierten unklaren Angaben Josef Hüttenbrenners nimmt man allgemein an, daß Schubert die unvollendete Symphonie, deren letzter Satz, ein Scherzo, später als Skizze aufgefunden wurde, nicht Anselm, sondern dem steiermärkischen Musikvereine zugedacht habe, der sie 1871 zum erstenmal aufführte. Für diese Auffassung, die Hüttenbrenners moralische Schuld natürlich vervielfacht, spricht das erwähnte Dankschreiben an den Verein, in dem Schubert die Sendung einer Symphonie ankündigte, und eine Mahnung seiner Eltern vom 14. August 1824, ja

---

[1]) Das Konzertprogramm meldete: „Herr Anselm Hüttenbrenner in Graz war so freundlich, das Originalmanuskript des 1. und 2. Satzes der H-Moll Symphonie, welche Schubert im Oktober 1822, und zwar bis zum Anfang des 3. Satzes komponiert hat, freundlichst zu überlassen.“ Nach den beiden H-Moll Sätzen wurde das Presto aus Schuberts kleiner D-Dur Symphonie gespielt.

nicht daran zu vergessen, sich dem Vereine erkenntlich zu zeigen. Es ist auch unwahrscheinlich, daß Schubert dem Freunde für die kleine postalische Dienstleistung eine nicht vollendete Symphonie schenkte, was bei dem Vereine, dem er so rasch als möglich ein Angebinde schicken wollte, eher erklärlich wäre. Endlich muß es auffallen, daß Anselm die H-Moll Symphonie wohl in dem beigefügten Briefe an seinen Bruder Josef, nicht aber in dem ersten Briefe an Ferdinand Luib, der dafür besonderes Interesse hatte, unter den Originalmanuskripten von Schubert erwähnt. Die künstlerische Schuld Hüttenbrenners könnte allerdings durch dieses Vorenthalten fremden Eigentums nicht erhöht werden. Da man ihm kaum eifersüchtige Motive bei der Verschließung des Meisterwerkes unterschieben kann, so muß man sein Tun mit Unverständnis für den künstlerischen Wert oder mit kleinlicher Eitelkeit am Besitz zu erklären suchen, was freilich bei einem Banausen eher zu entschuldigen wäre als bei einem schaffenden Künstler. Es scheint übrigens ein Fluch auf dem Manuskript dieser Symphonie gelastet zu haben. Obwohl Hüttenbrenner, wie er behauptete, Herbeck die Partitur nur leihweise überließ, behielt sie dieser, ohne Anselm weiter mit Erklärungen über den Besitzwechsel zu behelligen, für sich. Die Handschrift ging später mit der Scherzoskizze an Nikolaus Dumba über, der sie dem Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde" vererbte.

Hüttenbrenner übersiedelte noch einmal in das dem Straßerhof benachbarte Häuschen seines Schwiegersohnes, wo ihn seine jüngste Tochter Angelika betreute. Er wohnte dort in einem einsamen Stübchen zu ebener Erde. Seine geringen Kräfte schwanden ganz, als ihn ein Kopftyphus befiel, dem er am 5. Juni 1868 um 7 Uhr morgens erlag. Bei seinem Leichenbegängnisse am 7. Juni wurde u. a. Franz Lachners Chor „Die Liebe" vom Grazer Männergesangverein gesungen. Ein letzter Gruß aus dem alten Wien!

In Anselms Nachlaß fanden sich außer den von ihm

selbst aufgezählten Schubert-Manuskripten drei volle Kisten mit Kompositionen seiner Hand, von denen kaum der vierte Teil zu seinen Lebzeiten bekannt geworden war. Die lange Liste der Tonschöpfungen des fruchtbaren Komponisten umfaßt: die vier genannten Opern; mehrere Ouvertüren, darunter je eine zu Leitners „König Tordo“, zu Schillers „Jungfrau von Orleans“, „Don Carlos“, „Die Räuber“ und „Maria Stuart“, eine „patriotische“ und drei Konzertouvertüren; sechs Symphonien; sechs Messen, darunter eine in der Wiener Augustinerkirche aufgeführte „Missa solemnis“ in Es-Dur und eine Männerquartettmesse in E-Dur; die drei genannten Requiems, zahlreiche Motetten, Graduale, Offertorien, Litaneien für kleines Orchester, ein Tedeum für Blasinstrumente, eine Libera mit Posaunenbegleitung und mehrere vierstimmige Psalmen; über 200 Lieder nach Texten von Hilarius, Leitner, Uhland, Bürger, Vinzenz Zusner, Heinrich Hüttenbrenner, Joh. Nepomuk Vogl, Kajetan Cerri und Frau v. Přemethazy, von denen „König Hakons letzte Meerfahrt“ (Leitner) als op. 112 bei Konstantin Tandler in Graz und bei Robert Fürberg in Leipzig, „Der Seekönig“ (Přemethazy) mit einer Titelvignette von Matthias Ranftl in Kommission bei Diabelli & Co., „Die Blume“ als Beilage in Johann Schikhs „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ und „Die innere Welt“ in dem von Gustav Schilling herausgegebenen „Beethoven-Album“ erschien; ferner bei 300 Männerquartette, darunter das Vokalquartett mit Klavierbegleitung „Der Abend“, das bei Sauer und Leidesdorf erschien und rasch vergriffen war, auch Schubert gut gefiel und zu seiner Zeit beim Grafen Karl Esterházy, 1862 in einem „musikalischen Kränzchen“ in Wien aufgeführt wurde; zahlreiche Chöre zu Schauspielen von Kollmann („Die Drachenhöhle zu Rötelstein“) und Jakob Bernhard Frey („Genovefa“), dann einen großen „patriotischen Chor“, der bei dem letzten Besuch des Kaisers Franz in Graz aufgeführt wurde; eine Konzertarie mit Posaunenbegleitung für den

Bassisten Pöck; mehrere Klaviersonaten für zwei und vier Hände, von denen einige bei Steiner & Co. in Wien, drei bei F. Ferstel in Graz erschienen, während eine dem Erzherzog Rudolf gewidmete ungedruckt blieb; mehr als 20 „Geisterszenen", 24 Fugen, 72 kurze Präludien für Pianoforte; einige Tanzstücke, von denen der „Brautwalzer" besonders beliebt wurde; außer den beiden erwähnten noch ein dritter „Nachruf" für eine Fürstin Metternich-Winneburg[1]); viele vierhändige Variationen, Souvenirs, Divertissements, Rondos, Adagios und Andantes, von denen das „Rondo pastoral" bei Sauer und Leidesdorf, andere Stücke bei Diabelli erschienen; einen vierhändigen Trauermarsch für Radetzky und einen für den englischen General Havelock; zwei Capriccios und ein Duo für Pianoforte und Violoncello, Herrn Tobias Haslinger gewidmet, das Steiner & Co. herausgab; ein Konzertino, zwei Konzertpolonäsen und zwei Elegien für Violine; endlich zwei Streichquartette und ein Streichquintett. Für zwei und vier Hände bearbeitete Hüttenbrenner seine Konzertouvertüre in C-Dur (im „Hellermagazin" erschienen), ferner die Ouvertüren zur „Lenore" (in Wien gedruckt), zum „Ödipus" und die Partitur der Oper „Lenore". Außerdem setzte Hüttenbrenner Schuberts H-Moll Symphonie, Mozarts „Bergknappenmusik" und einige fugierte Choräle J. S. Bachs für vier Hände, Beethovens „Adelaide" für ein sechzehnstimmiges Orchester um. Sein Fleiß wetteiferte mit dem seines großen Freundes, dessen Geistes er einen Hauch verspürt hatte. Aber von seinem langen, erfolglosen Werben um die Kunst gilt mutatis mutandis das Wort, das man einst auf die romanbrütende Karoline Pichler angewendet hat: er strickte seine Noten.

Josef Hüttenbrenner, der zweite der vier Brüder, wurde am 17. Februar 1796 in Graz geboren. Auch er

---

[1]) Wahrscheinlich für die zweite Gemahlin des Fürsten Klemens Lothar Wenzel Metternich-Winneburg, Maria Antonia (1806—1829).

war ein Schüler des Organisten Gell. Seine musikalische Begabung scheint nicht hervorragend gewesen zu sein; er war aber ein tüchtiger und naiv genießender Klavierdilettant. Von seinen Brüdern erwarb er allein keine akademische Bildung. Als er herangewachsen war, übernahm er die Verwaltung des väterlichen Gutes Rotenturm. Im Sommer 1817 kam er nach Wien, wo er durch seinen Bruder Anselm mit Schubert bekannt wurde. Josef wurde bald ein enthusiastischer Verehrer des Meisters und Schubert scheint schon frühzeitig für ihn Sympathie gefaßt zu haben. Er schickte ihm einige Abschriften seiner Lieder nach Graz und sprach 1818 den Wunsch aus, Josef bald näher kennen zu lernen. Im Jahre 1819 übersiedelte dieser nach Wien, wo er als k. k. Hofbeamter im Ministerium des Innern eine Anstellung fand und sich dauernd niederließ. Er wohnte zuerst im „Bürgerspital", einem großen Durchhause an der Stelle der heutigen Tegetthoffgasse, zog aber bald in die Wipplingerstraße Nr. 420, wo er bis 1821 mit Schubert unter einem Dache lebte. Josef wurde allmählich des Meisters Faktotum. Von seiner auflodernden Begeisterung erzählt gleich ein Brieschen an seinen Bruder Heinrich in Graz, das er einem Schreiben Schuberts vom 19. Mai 1819 an Anselm Hüttenbrenner beilegte. Er fordert darin den poetischen Studenten und den steirischen Dichter Karl Johann Nepomuk Schröckinger[1]) auf, für Schubert ein Opernbuch zu schreiben: „... Sag's dem Schröckinger. Es fällt auch ein Honorarium aus. Eure Namen werden in Europa genannt werden. Schubert wird wirklich als ein neuer Orion am musikalischen Himmel glänzen. Schreibe bald wegen Sch. Deinen Entschluß." Schröckinger starb noch im selben Jahre und Josefs Bemühungen blieben erfolglos. Als bei Dr. Josef v. Sonn-

[1]) Geb. zu Graz am 16. November 1798, gest. in Wien am 23. Dezember 1819. Schubert und die Brüder Hüttenbrenner folgten seinem Sarge, als er in Währing begraben wurde.

leithner 1819 Schuberts „Prometheus-Kantate“ aufgeführt wurde., sang Josef Hüttenbrenner im Chore mit. Von der dienstfertigen Verehrung Josefs zu Schubert und dessen lebhaften Dankesgefühlen berichten einige, heute verschollene Zettelchen, die Kreißle v. Hellborn in seiner Monographie (1865) leider sehr flüchtig mitgeteilt hat. Noch im Jahre 1819, offenbar bevor Josef in die Wipplingerstraße gezogen war, schrieb Schubert (ohne Datum) an ihn: „Lieber Hüttenbrenner! Ich bin und bleibe der Ihrige. Mich freut es außerordentlich, daß Sie mit der Sinfonie fertig sind. Kommen Sie heute Abends damit zu mir, und zwar um 5 Uhr. Ich wohne in der Wipplingerstraße bei Mayrhofer.“ Von der erwähnten Symphonie in D-Dur wurde ein vierhändiger Klavierauszug angefertigt, den Schubert mit Josef zum erstenmal auf einem alten Milpitz-Flügel durchspielte. Im November 1819 komponierte Schubert in Josefs Wohnung eine vierhändige Ouvertüre in F-Moll, deren Manuskript von des Meisters Hand die Aufschrift trägt: „Im November in Herrn Josef Hüttenbrenners Zimmer im Bürgerspital innerhalb drei Stunden geschrieben und darüber das Mittagsmahl versäumt.“ Hofrat Ignaz v. Mosel schrieb am 13. März 1821 über die Widmung des Schubertschen „Erlkönigs“ an Josef Hüttenbrenner, Leopold v. Sonnleithner am 26. März über zwei Proben von Gesangkompositionen Schuberts und am 13. April desselben Jahres über die Dedikation des „Gretchen am Spinnrad“. All diese Brieschen sind Zeugnisse der uneigennützigen Dienste Josefs, der die meisten Geschäfte Schuberts mit Wiener und ausländischen Verlegern übernahm und den Meister mit Gefälligkeiten jeder Art bedachte. Im Jahre 1821 bittet Schubert den Hofkonzipisten Groß in einem Briefe, all seine „Deutschen“ Josef zu übergeben, der sie zu Diabelli in den Stich tragen sollte. 1822 ließ Schubert bei Diabelli eine Kopie seiner eben entstandenen Oper „Alfonso und Estrella“ anfertigen, für die der Verleger später 100 fl. von den kargen Honoraren abzog. Damals schrieb Schubert

an Josef: „Lieber Freund! Seien Sie so gut, und bringen Sie mir von der Oper einen Act nach dem andern heraus zum Corrigiren. Auch wünsche ich, daß Sie sich um die bisherige Rechnung bei Diabelli bekümmerten, da ich Geld brauche." Schubert war über die schrankenlose Begeisterung Josefs oft ungehalten, so daß er — wie Josef selbst erzählte — manchmal ausgerufen haben soll: „Dem da gefällt doch alles von mir!" Aber wenn seine Freundschaft mit Josef vielleicht auch nicht so brüderlich war wie mit Anselm Hüttenbrenner, so schätzte er ihn doch sehr. Außer einem Walzer widmete er „seinem Freunde Josef Hüttenbrenner" das Lied „Die Erwartung" (Schiller), das am 27. Februar 1815 entstanden war und erst 1829, nach Schuberts Tod, bei Leidesdorf als op. 116 erschien. Im Jahre 1822 versuchte Josef ohne Erfolg die Aufführung der 1814 vollendeten Zauberoper „Des Teufels Lustschloß" durchzusetzen und wendete sich deshalb an die Direktion des Theaters an der Wien, an Graf Wenzel Robert Gallenberg, den Adlatus des Direktors Barbaja am Kärntnertortheater, an den Kapellmeister Winter in München und an den Direktor Holbein in Prag, der am 22. Oktober wenigstens freundlich antwortete. Am 14. August 1822 schrieb Josef nach Leipzig an den Verleger Peters, der Kompositionen von Schubert verlegen sollte: „. . . Unter den hiesigen neueren Compositeurs besitzt Wien dermal wieder ein Talent, was bereits die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und schon zum Lieblinge des hiesigen Publicums geworden ist — kurz und ohne Übertreibung gesagt, ist es ein zweiter ‚Beethoven'; dieser unsterbliche Mann sagt von ihm gar, ‚dieser wird mich übertreffen' . . ." Peters antwortete am 14. November in einem langen Briefe sehr wohlwollend; aber auch dieser Schachzug Josefs hatte keinen Erfolg. Im Jahre 1824 verwendete er sich wieder vergeblich für die Aufführung der eben entstandenen Oper „Der häusliche Krieg" („Die Verschwornen") am Kärntnertortheater. In den letzten Lebensjahren Schuberts scheint seine

Freundschaft zu Josef Hüttenbrenner erkaltet zu sein, da wir weniger von solchen Liebesdiensten hören. Josef aber bezeugte auch nach des Meisters Tod noch oft, daß er sein wahrer, vielleicht sein bester Freund gewesen war. Am 16. Dezember 1828 überreichte er ein Gesuch bei der niederösterreichischen Landesregierung, das die Erlaubnis zu der am 23. in der Wiener Augustinerkirche abgehaltenen Totenfeier erwirkte. Am 20. Dezember veröffentlichte er in der „Theaterzeitung" einen Aufruf, der zu Beiträgen für ein Grabmonument Schuberts ermunterte. Ein Brief Johann Baptist Jengers vom 26. November dieses Jahres und einige Dokumente der Sammlung Witteczek im Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde" erzählen von dem eifrigen Bemühen Josefs, seinen toten Freund zu ehren. Im Jahre 1828 noch wurde Josef Mitglied des Musikvereines der k. k. Hofbeamten. Er unterstützte später Naumann und Luib, als sie Daten über Schubert für zwei nicht geschriebene Biographien sammelten und war ein eifriger Mitarbeiter des 1865 erschienenen Buches von Kreißle. Längere Zeit hatte er als Schuberts Sekretär dessen Manuskripte gesammelt und behütet, wofür ihm der Meister wohl einige Stücke geschenkt haben mag. Josef besaß in den sechziger Jahren noch die Autographe des undatierten Liedes „Leise, leise laßt uns singen . . .", das Schubert für Fräulein Fanny Hügel komponiert hatte, und des Liedes „Ihr Grab", dessen Text von Richard Roos stammt, einer Fuge in E-Moll für Pianoforte zu vier Händen, die, wenn eine bei Nottebohm erwähnte Abschrift nicht trügt, am 3. Juni 1828 in Baden entstanden ist und 1843 als op. 152 bei Diabelli & Co. erschien; ferner den ersten Entwurf des 1817 als Vokalquartett, später als Männerchor vertonten „Gesanges der Geister über den Wassern" (Goethe), die erwähnte vierhändige Ouvertüre in F-Moll aus dem Jahre 1819, das Manuskript des im Juli—August 1815 entstandenen ersten Akts des Singspieles „Claudine von Villa-Bella" (Goethe), eine Romanze und das Finale des

zweiten Akts aus dem 1818—1819 komponierten Melodram „Die Zauberharfe“ (Hofmann); endlich die Ouvertüre zu der 1821—1822 geschaffenen Oper „Alfonso und Estrella“ (Schober), die ursprünglich für Orchester gesetzt war und 1823 das Schauspiel „Rosamunde“ (Chezy) bei der Erstaufführung einleitete, dann von Schubert und Josef Hüttenbrenner für Klavier arrangiert wurde und in dieser Fassung als op. 69 für zwei und vier Hände bei Diabelli erschien. Die Manuskripte des zweiten und dritten Akts des Singspieles „Claudine von Villa-Bella“ wurden ebenso wie die wertvolle zweite Bearbeitung der Zauberoper „Des Teufels Lustschloß“ aus dem Jahre 1814, die Schubert seinem Freunde zur Begleichung einer Geldschuld überließ, von den Hausleuten Josefs während dessen Abwesenheit im Jahre 1848 als Heizmaterial verwendet. Josef besaß u. a. noch einen interessanten Zettel aus dem Jahre 1824 mit folgender für die Schubert-Forschung wertvollen Notiz des Meisters über seine eben vollendete Oper: „‚Der häusliche Krieg‘, beim Vater componirt, censurirt und für die Aufführung im Hofoperntheater passirt.“ Auch hier liegt eine eitle Hoffnung Schuberts begraben. — Josef Hüttenbrenner, ein Hagestolz, starb im Jahre 1882 als pensionierter Registraturbeamter des Ministeriums des Innern in Wien. Auf der Wiener Schubert-Ausstellung (1897, Katalog-Nr. 90) war aus dem Besitze Nikolaus Dumbas ein Aquarellbrustbild dieses wackeren Schubert-Freundes zu sehen, das Danhauser gemalt haben soll.

Heinrich Hüttenbrenner, der jüngste, früh verstorbene Bruder, wurde am 9. Jänner 1799 in Graz geboren und widmete sich gleich seinem Vater und seinen Brüdern Anselm und Andreas dem Rechtsstudium. Er studierte zuerst in Graz und kam im September 1819 nach Wien zum Besuche der Universität. Schon frühzeitig hatte er sich als Dichter versucht und sollte, wie erwähnt, einmal einen Operntext für Schubert schreiben, wozu er sich aber nicht entschließen konnte. In Wien schuf er eine Anzahl lyrischer Gedichte,

die Beifall fanden und Schubert, dem Freunde seiner beiden Brüder, zukamen. Der Meister vertonte davon im November 1820 das Lied „Der Jüngling auf dem Hügel“, das 1822 als Nr. 1 des op. 8 bei Cappi und Diabelli, und später das Männerquartett „Wehmut“ („Die Abendglocke tönet . . .“), das 1826 als Nr. 1 des op. 64 bei A. Pennauer erschien. Heinrich war auch ein fleißiger Mitarbeiter der „Theaterzeitung“ Bäuerles. Er kehrte bald in seine Vaterstadt zurück, wo er sich als Professor des römischen und des Kirchenrechtes habilitierte und schon am 29. Dezember 1830 starb.

Das ist alles, was man noch von diesen drei Brüdern weiß. So tüchtige Menschen sie gewesen sein mögen, von ihren Schicksalen meldet kein Lied, kein Heldenbuch. In der Musikgeschichte spielen sie die Rolle von Trabanten und Herolden; die Freundschaft des großen Sängers ward ihrem Ruhme zum Fluch. Besonders dem armen Anselm möchte man zurufen: „Weh dir, daß du ein Freund nur bist!“

Diese einleitenden Lebensskizzen sind nur als Ergänzung der Memoiren Anselms gedacht. Sie seien deshalb mit einer rhetorischen Frage nach dem Muster der Bibel beschlossen: Und die übrigen Beziehungen der Brüder zu Schubert und was sie getan, steht das nicht geschrieben in den Bruchstücken und Briefen des Anselm?

Bruchstücke aus dem Leben des Liederkomponisten Franz Schubert.

Mitgeteilt von seinem Jugendfreund und Mitschüler

Anselm Hüttenbrenner,

Ehrenmitglied mehrerer philharmonischer Gesellschaften.

Wien 1854.

Franz Schubert hat als Liederkomponist so viel Neues, Interessantes und Gediegenes zutage gefördert und nicht nur in seiner Vaterstadt Wien und in den Provinzen unserer weitgedehnten Monarchie, sondern auch in allen Gauen

Deutschlands, ja selbst in Frankreich durch die Masse seiner herrlichen Tonschöpfungen so viel Aufsehen erregt, daß es den vielen Verehrern seiner Muse nicht unangenehm sein dürfte, über das musikalische Wirken, über die Lebensweise, den Charakter und die Kunstansichten des zu früh Verblichenen von einem Jugendfreunde und musikalischen Mitschüler desselben einige Mitteilungen zu erhalten.

Schubert lernte ich im Jahre 1815 beim k. k. Hofkapellmeister Salieri[1]) kennen, der ihm bereits einige Jahre im Generalbaß und in der Komposition Unterricht erteilt hatte.[2]) Da auch ich durch die Verwendung des Grafen Moritz von Fries[3]) ein Schüler Salieris wurde, so hatte ich mehrere Jahre hindurch Gelegenheit, mit Schubert wöchentlich zwei- bis dreimal zusammenzukommen. Außerdem besuchten wir uns gegenseitig sehr fleißig, gewannen einander lieb und wurden intime Freunde und Brüder.

Schuberts Äußeres war nichts weniger als auffallend oder einnehmend. Er war kleiner Statur, vollen, runden Angesichts und ziemlich beleibt. Sehr schön gewölbt war seine Stirn. Seiner Kurzsichtigkeit wegen trug er stets Brillen, die er selbst während des Schlafes nicht ablegte. Das Toilettemachen war seine Sache durchaus nicht, daher er auch ungern in höhere Zirkel sich begab, für die er sich mehr herausputzen mußte. So manche Gesellschaft wartete mit Sehnsucht auf sein Erscheinen und würde eine Nachlässigkeit im Anzuge ihm herzlich gern nachgesehen haben; er aber konnte manchmal durchaus nicht so viel Macht über sich gewinnen, den Alltagsrock mit dem schwarzen Frack zu vertauschen; das Bücklingemachen war ihm zuwider und das Anhören ihm geltender Schmeichelreden geradezu ekelhaft.

Ziemlich viele Lieder von Schubert, darunter der „Erlkönig“[4]) und das „Gretchen am Spinnrad“[5]) waren schon mehrere Jahre früher unter seinen Freunden in Wien verbreitet, ehe eines derselben im Stiche erschien. Es wollte sich kein Verleger dazu finden, wenn Schubert sie auch

umsonst hergegeben hätte. — Mein Bruder Josef*) ließ die ersteren, bei Diabelli erschienenen Lieder auf eigene Kosten stechen; sie fanden guten Absatz und was nach Abzug der Auflagskosten erübrigte, händigte mein Bruder dem zumeist geldlosen Tondichter ein, der nun endlich einen kleinen Lohn seiner Mühe erntete.[6]) — Als Diabelli sah, daß um Schuberts Lieder eine stets größere Nachfrage war, bot er dem immer beliebter werdenden Komponisten für jedes Heft 200 fl. W. W., wodurch Schuberts (seiner) beschränkten Lage ein Ende gemacht und er in den Stand gesetzt wurde, sich sorgenlos der Tondichtung zu widmen.[7]) Früher mußte er in einer Vorstadtschule die Kinder das ABC lehren[8]) und nebenbei um einen geringen Preis widerwillig Musikstunden geben[9]), um sich dadurch Kost, Quartier und Kleidung zu verschaffen. Als ich ihn das erstemal in zwar strenger Winterszeit besuchte, fand ich ihn in einem halb dunklen, feuchten und ungeheizten Kämmerlein; er saß in einen alten, fadenscheinigen Schlafrock gehüllt, frierte und — komponierte.[10])

Schubert studierte als Zögling des k. k. Konvikts in Wien[11]) einige lateinische Schulen; gleichzeitig war er Sängerknabe der k. k. Hofkapelle. Seine Stimme war schwach, aber sehr gemütlich. In seinem 19. Jahre sang er Bariton und Tenor: im Notfalle, wenn eben eine Dame fehlte, übernahm er, da er ein umfangreiches Falsett besaß, auch die Alt- oder Sopranpartie, wenn bei Salieri aus alten Partituren der musikalischen Hofbibliothek prima vista gesungen ward.

In demselben Zeitraume, als Schubert und ich den Unterricht bei Salieri genossen, nahmen auch Tonsetzer Stunz[12]) aus München, Panseron[13]) aus Paris, Aßmaier[14]), Randhartinger[15]) und Mozatti[16]) daran Anteil. Ausnehmend schön und nicht selten zu Tränen rührend trug zu jener Zeit Karl Baron v. Schönstein[17]) Schuberts Lieder vor,

*) Derzeit k. k. Minist.-Adj. in Wien. [Anmerkung Hüttenbrenners.]

die ihm Jenger[18]) vortrefflich akkompagnierte; in Schuberts Männerquartetten exzellierten Barth[19]), Nejebse[20]), Götz[21]), Gymnich[22]) und Gottfried.

Schubert, Aßmaier, Mozatti und ich verabredeten uns, jeden Donnerstag abends ein neues, von uns komponiertes Männerquartett bei dem uns dann freundlich bewirtenden Mozatti zu singen. — Einmal kam Schubert ohne Quartett, schrieb aber, da er von uns einen kleinen Verweis erhielt, sogleich eines in unserer Gegenwart; Schubert achtete dieser Gelegenheitsstücklein sehr wenig und es werden kaum sechs davon mehr existieren.

An diesen Donnerstagen sangen wir vier auch die damals sehr beliebten Männerquartette von C. M. v. Weber und mitunter einige von Konradin Kreutzer[23]), dessen Kompositionen Schubert schätzte. Für Beethoven, zu dem Schubert unverhindert Zutritt hatte[24]), fühlte er die höchste Achtung. Eine neue Sonate oder Symphonie dieses Beherrschers der Töne war für Schubert der seligste Genuß. Ebensosehr bewunderte er Händels Riesengeist und spielte in freien Stunden mit großer Begierde dessen Oratorien und Opern aus der Partitur. Zuweilen erleichterten wir uns die Arbeit dadurch, daß Schubert die höheren und ich die tieferen Stimmen am Klavier übernahm. — Manchmal beim Durchspielen Händelscher Werke fuhr er wie elektrisiert auf und rief: „Ah, was sind das für kühne Modulationen! So was könnte unsereinem im Traume nicht einfallen!“ — Schubert war kein eleganter, aber ein sicherer und sehr geläufiger Klavierspieler; er spielte auch Violine und Bratsche; er las alle Schlüssel mit gleicher Leichtigkeit und übersah auch mit dem Halbsopran- und Baritonschlüssel keine Note von Wichtigkeit, eben wie unser Papa Salieri, der ein bewunderungswerter Partiturspieler war und es sein mußte, da er 52 Opern schrieb.[25])

Für Mozarts Opern, besonders für den „Don Juan“, die „Zauberflöte“, „Figaro“ und die Ensemblestücke (Nummern)

im „Idomeneo“, war Schubert außerordentlich eingenommen. Mozart galt ihm als das herrlichste Vorbild für Opernkomponisten.

Cherubinis Opern schätzte er nicht so hoch, wiewohl einige auch großen Wert haben, besonders „Die Tage der Gefahr“, „Lodoiska“, die für Wien komponierte „Faniska“ und „Medea“.[26]) — Salieri ging doch zu weit, indem er zu uns sagte, Cherubinis Opern seien Orchestermusik mit Begleitung des Gesanges.

Schubert schrieb auch einige Opern, und zwar, soviel ich mich entsinne, „Des Teufels Lustschloß“, Text von Kotzebue, welches Werk er binnen 14 Tagen vollendete.[27]) Auch einen Operntext von Goethe, wenn ich nicht irre, die „Claudine von Villa bella“ setzte er[28]); eine von ihm komponierte Oper, betitelt „Alfonso und Estrella“, enthält mehrere ausnehmend schöne Nummern.[29]) Er spielte sie im Jahre 1827 dem Kapellmeister Kinsky[30]), dem Dr. Karl Pachler[31]) und mir in Grätz vor, wo diese Oper hätte aufgeführt werden sollen. Kinsky bemerkte dabei, daß Schubert dem Orchester und den Chören eine zu schwere Bürde auferlegt habe, und fragte ihn, ob es ihm recht sei, daß manche Nummern, die in Cis- und Fis-Dur geschrieben waren, vom Kopisten um einen halben Ton tiefer transponiert werden dürften, wozu Schubert zwar einwilligte, aber, wie mir vorkam, ungern.[32]) Weigl[33]) durchlas auch einige Opern von Schubert und machte ihm öfter Hoffnung, daß selbe zur Aufführung kommen werden, aber es blieb bei der leeren Hoffnung; so unterblieb auch aus mir unbekannten Ursachen die Produktion des „Alfonso“ in Grätz. Ich kann mich dunkel erinnern, daß er auch eine Oper, benannt „Fierabras“, gesetzt habe.[34]) — Nur eine Operette von Schubert[35]), deren Titel mir entfallen ist und worin Hofoperist Vogl[36]) die Hauptpartie sang, wurde im Kärntnertortheater mehreremal mit vielem Beifalle aufgeführt. Bei der ersten Vorstellung saß ich mit Schubert auf der letzten Galerie. Er war ganz glücklich, daß die Introduktion dieser

Operette mit gewaltigem Applaus aufgenommen ward. Alle Nummern, in denen Vogl beschäftigt war, wurden lebhaft beklatscht. Am Schlusse wurde Schubert stürmisch gerufen, er wollte jedoch nicht auf die Bühne hinabgehen, da er einen alten Kaputrock anhatte. Ich zog eiligst meinen schwarzen Frack aus und persuadierte ihn, denselben anzuziehen und sich dem Publikum zu präsentieren, was ihm sehr nützlich gewesen wäre; er aber war zu unentschlossen und scheu. Da das Hervorrufen kein Ende nehmen wollte, trat endlich der Regisseur hervor und meldete, Schubert sei im Opernhause nicht anwesend, was dieser selbst lächelnd anhörte. Darauf gingen wir in Lenkers Gasthaus in der Singerstraße, wo wir mit einigen Seiteln Neßmüller den glücklichen Sukzeß der Operette zelebrierten. — Für gewöhnlich trank Schubert bayrisches Bier bei der „schwarzen Katze" in der Annastraße oder bei der „Schnecke" [37]) am Peter und rauchte viel dazu; waren wir aber mehr bei Kassa, so wurde Wein und in besonders brillanten Umständen Punsch in der Weihburggasse getrunken.

Eines Abends lud ich Schubert zu mir, da ich aus einem angesehenen Hause etliche Bouteillen roten Wein als Präsent für mehrmaliges Akkompagnieren erhielt. Nachdem wir den edlen Sexarder [38]) bis auf den letzten Tropfen geleert hatten, setzte er sich an mein Pult und komponierte das wunderliebliche Lied „Die Forelle", das ich noch im Original besitze [39]). — Als er ziemlich damit fertig war, nahm er, schon schläfrig, Tinte statt Streusand, wodurch mehrere Takte beinahe unleserlich wurden. — Er schrieb auch am Rande des Notenblattes folgende Anmerkung: „Theuerster Freund! Es freut mich außerordentlich, daß Ihnen meine Lieder gefallen. Als einen Beweis meiner innigsten Freundschaft schicke ich Ihnen hier ein anderes, welches ich eben jetzt bei Anselm Hüttenbrenner Nachts um 12 Uhr geschrieben habe. Ich wünschte, daß ich bei einem Glas Punsch nähere Freundschaft mit Ihnen schließen könnte. [40]) Eben als ich in

Eile das Ding bestreuen wollte, nahm ich, etwas schlaftrunken, das Tintenfaß und goß es ganz gemächlich darüber. Welches Unheil!" [41]) — Das war am 21. Februar 1818 nachts um 12 Uhr.

Ein Jahr vorher schrieb Schubert über ein Thema in A-Moll aus meinem bei Steiner erschienenen Violinquartett 13 sehr interessante Variationen [42]) mir zum freundlichen Angedenken, die ich bisher noch niemanden mitteilte. [43]) — Die von ihm komponierten Variationen à 4 mains über ein französisches Thema in E-Moll [44]) trug ich noch im Manuskript mit ihm zuerst beim Hofrate Collin [45]) vor. An jenem Abende sang und spielte er auch den „Wanderer" [46]) zum erstenmal, worüber ihm die in der Soiree anwesende Schriftstellerin Karoline Pichler [47]) sehr viel Verbindliches und Aufmunterndes sagte. Sie war für Schuberts Muse überhaupt sehr eingenommen.

Ich führte Schubert und er mich in viele musikalische Gesellschaften. Wir kamen zu Kunz, Wateroth [48]), Schönstein, Kiesewetter [49]), Zeiler [50]), Schmerling [51]), Borgher, Krippner, Linhart, Sophie Müller [52]), Schachner, Teltsch usf. Viele Namen sind mir entfallen. Mein Wiener Tagebuch habe ich leider verbrannt [53]). — Sang Schubert in musikalischen Zirkeln selbst seine Lieder, so begleitete er sie gewöhnlich auch selbst. Sangen andere, so akkompagnierte ich und er setzte sich gewöhnlich in einen Winkel des Salons oder gar in ein Nebenzimmer und hörte zu. Eines Abends sagte er mir leise ins Ohr: „Du, diese Frauenzimmer sind mir zuwider mit ihren Artigkeiten. Sie verstehen von der Musik nichts und was sie mir da sagen, geht ihnen nicht von Herzen. Geh, Anselm, und bring' mir heimlich ein Glasel Wein."

Während eines Spazierganges, den ich mit Schubert ins Grüne machte, fragte ich ihn, ob er denn nie verliebt gewesen sei. Da er in Gesellschaften sich so kalt und trocken gegen das zarte Geschlecht benahm, so war ich schier der Meinung, er sei demselben ganz abgeneigt. „O nein!" sprach

er, „ich habe Eine recht innig geliebt und sie mich auch. Sie war eine Schullehrerstochter, etwas jünger als ich, und sang in einer Messe, die ich komponierte, die Sopransoli wunderschön und mit tiefer Empfindung. Sie war eben nicht hübsch, hatte Blatternarben im Gesicht; aber gut war sie, herzensgut. Drei Jahre lang hoffte sie, daß ich sie ehelichen werde; ich konnte jedoch keine Anstellung finden, wodurch wir beide versorgt gewesen wären. Sie heiratete dann nach dem Wunsche ihrer Eltern einen anderen, was mich sehr schmerzte. Ich liebe sie noch immer und mir konnte seither keine andere so gut und besser gefallen wie sie. Sie war mir halt nicht bestimmt." [54])

Als Schubert und Mayerhofer [55]), der ihm viele Gedichte lieferte, in der Wipplingerstraße beisammen wohnten, setzte sich ersterer täglich um 6 Uhr morgens ans Schreibpult und komponierte in einem Zuge fort bis 1 Uhr nachmittags. Dabei wurden einige Pfeifchen geschmaucht. Kam ich vormittags zu ihm, so spielte er mir, was eben fertig war, sogleich vor und wollte mein Urteil hören. Lobte ich irgendeine Nummer besonders, so sagte er: „Ja, da ist halt ein gutes Gedicht; da fällt einem sogleich was Gescheidtes ein; die Melodien strömen herzu, daß es eine wahre Freude ist. — Bei einem schlechten Gedichte geht nichts vom Fleck; man martert sich dabei und es kommt nichts heraus als trockenes Zeug. Ich habe schon viele mir aufgedrungene Gedichte zurückgewiesen."

Schubert war auf seine zahlreichen Manuskripte wenig achtsam. Kamen gute Freunde zu ihm, denen er neue Lieder vortrug, die ihnen gefielen, so nahmen sie die Hefte mit sich und versprachen, selbe bald wieder zu bringen, was aber selten geschah. — Oft wußte Schubert nicht, wer dieses oder jenes Lied fortgetragen habe. Da entschloß sich mein Bruder Josef, der mit ihm im selben Hause wohnte, alle die zerstreuten Lämmer zu sammeln, was ihm auch nach vielen Nachforschungen so ziemlich gelang. Ich überzeugte mich eines Tages selbst, daß mein Bruder über 100 Lieder von

Schubert in einer Schublade gut aufbewahrt und wohl geordnet liegen hatte. Dies freute auch unseren Freund Schubert, der dann alle nachfolgenden Werke meinem Bruder zur Aufbewahrung übergab, solange sie unter einem Dache wohnten.

Nachmittags komponierte Schubert nie; nach dem Mittagsessen ging er in ein Kaffeehaus, trank eine kleine Portion schwarzen Kaffee, rauchte ein paar Stunden und las nebenher Zeitungen. — Abends besuchte er ein oder das andere Theater. Gute Schauspieler waren ihm ebenso interessant wie gute Opern[56]. Lange[57], Ochsenheimer[58], Madame Schröder[59], Anschütz[60], Koberwein[61], Korn[62], Heurteur[63] u. a. m. fesselten seine Aufmerksamkeit ebenso sehr wie die sonoren Stimmen eines Wild[64], Jäger[65], Rauscher[66], Haitzinger[67], Vogel[68], Weinmüller[69], Siboni[70], Tachinardi[71], einer Milder[72], Wranitzky[73], Waldmüller[74], Schechner[75], Borgondio[76] usw.

Daß Rossinis Werke der deutschen Oper großen Eintrag tun werden, sah er klar voraus, tröstete sich aber damit, daß sie wegen Mangels an innerem Gehalte auf die Länge sich nicht werden halten können und daß man endlich wieder zu sich kommen und den „Don Juan“, die „Zauberflöte“ und den „Fidelio“ hervorsuchen werde. Übrigens verwarf er Rossinis Produkte nicht ganz und gar; er lobte an diesem fruchtbaren Autor den feinen Geschmack in der Instrumentierung und die Neuheit und Anmut mancher Melodien. Dem „Wilhelm Tell“ würde er sicher Beifall gezollt haben, wenn er ihn erlebt hätte. Daß späterhin Bellini und Donizetti ebenso große Sensation wie Rossini machen und die deutsche Oper beinahe gänzlich auf die Seite schieben werden, daß dann Strauß und Lanner Triumphe feiern und in den Auslagen der Musikalienhandlungen mehr Walzer als Sonaten paradieren werden, ja die himmlische Tonkunst endlich so tief in den Staub getreten werde, daß Katzenmusiken über die Maßen beifällig aufgenommen werden, davon hatte der schon

im Jahre 1828 dahingeschiedene Schubert glücklicherweise nicht die leiseste Ahnung.

Meyerbeers „Crociato", den Schubert mit mir bei guter Besetzung im Grätzer Theater anhörte[77]), machte auf ihn einen ungünstigen Eindruck. Nach dem ersten Akte sagte er zu mir: „Du, ich halt's nimmer aus; gehen wir ins Freie!" — „Robert der Teufel", „Die Hugenotten" und „Der Prophet" würden unserem Schubert, so wie ich ihn kannte, gewiß sehr gefallen haben; aber er erlebte das Erscheinen dieser Meisterwerke nicht.

Eines Tages kam Schubert zu mir und zeigte mir die Originalpartitur von W. Mozarts „Bergknappenmusik" in F-Dur, bestehend aus einem Allegro, einem Menuett samt Trio, einem Adagio cantabile und einem Presto. Er erhielt dieses Werk von einem damals noch lebenden Freunde Mozarts als Geschenk. Wir spielten diese Symphonie, gesetzt für zwei Violinen, eine Viola, zwei Waldhörner und Kontrabaß, ganz durch und delektierten uns weidlich an dem Wuste von Kompositionsfehlern, die Mozart darin geflissentlich sich zuschulden kommen ließ. Um mir eine Freude zu machen, wollte er Mozarts handschriftliches Werk mit mir brüderlich teilen, damit wir beide ein Andenken vom unsterblichen Komponisten hätten; ich aber protestierte gegen das Zerreißen der Partitur und lehnte die Hälfte ab, worauf er mir das ganze Manuskript schenkte.[78]) Mir fiel dabei Salomos Urteil ein. — Ich arrangierte diese „Bergknappenmusik" erst in längerer Zeit für das Pianoforte zu vier Händen. Alle, die mit mir spielten, konnten sich des lauten Auflachens nicht erwehren.

Der bekannte gemütliche Trauerwalzer in As-Dur[79]) galt längere Zeit für eine Komposition von Beethoven, welcher, darüber befragt, die Autorschaft ablehnte. Zufällig erfuhr ich, daß Schubert diesen Walzer verfaßt habe und bat ihn, denselben für mich zu Papier zu bringen, weil so viele voneinander abweichende Abschriften hiervon existierten. Er tat

mir alsbald den Gefallen und schrieb am Rande des Notenblattes hinzu: „Aufgeschrieben für mein Kaffeh-, Wein- und Punsch-Brüderl Anselm Hüttenbrenner, Compositeur.[80]) Wien den 14. März im Jahre des Herrn 1818 in seiner höchsteigenen Behausung (Wohnung) monathlich 30 fl. W. W." — Ich wohnte zu selber Zeit beim Buchhändler Geistinger am Kohlmarkt, wo mich Schubert oft besuchte und mehrmals bei mir übernachtete.

Einmal fragte ich Schubert, ob er nicht auch versuchen wollte, Prosa in Musik zu setzen und wählte zu diesem Behufe den Text aus Johannes VI. K., 59. V.: „Dieses ist das Brot, das vom Himmel gekommen ist. Nicht wie eure Väter haben Himmelbrot gegessen und sind gestorben; wer von diesem Brote isset, der wird leben in Ewigkeit." — Er löste diese Aufgabe herrlich in 24 Takten, die ich noch als ein sehr wertes Andenken von ihm besitze. Er wählte hierzu die feierliche Tonart E-Dur und setzte obigen Vers für eine Sopranstimme mit Begleitung des bezifferten Basses.[81])

Schubert hatte ein frommes Gemüt und glaubte fest an Gott und die Unsterblichkeit der Seele. Sein religiöser Sinn spricht sich auch deutlich in manchen seiner Lieder aus. Zur Zeit, als er Mangel litt, verlor er keineswegs den Mut, und hatte er zuweilen mehr, als er bedurfte, so teilte er auch gern anderen mit, die ihn um milde Gaben ansprachen.

Eine Sonate in Cis-Dur schrieb er, die so schwer gesetzt war, daß er sie selbst nicht ohne Anstoß spielen konnte. Ich exerzierte selbe drei Wochen hindurch fleißig und trug sie dann ihm und mehreren Freunden vor. Er dedizierte sie mir hierauf und übersandte sie einem ausländischen Verleger; er erhielt sie jedoch mit dem Bedeuten zurück, daß man eine so abschreckend schwierige Komposition nicht zu veröffentlichen sich getraue, da nur wenig Absatz zu gewärtigen wäre.[82])

Bruchstücke sind es, was ich da schreibe; möge der

geneigte Leser ja keine geordnete Erzählung erwarten. Zu viele Jahre sind verflossen, seit Schubert hinübergegangen ist. Ich bringe nur das zu Papier, was mir nach so langer Zeit in betreff meines Freundes noch treu im Gedächtnisse geblieben ist; was mir nur dunkel über ihn vorschwebt, lasse ich unberührt.

— — — — — — — — — — — — — — — [83]

Bei einem Glase Wein oder Punsch war Schubert am gesprächigsten; seine musikalischen Urteile waren scharf, kurz und bündig; er traf allezeit den Nagel auf den Kopf. Er glich hierin Beethoven, der mitunter auch sehr ironisch war. — Wenn in Gesellschaften gründlich über Musik gesprochen wurde, hörte Schubert mit Vergnügen zu und fiel selten in die Rede. Wenn aber irgendein naseweiser Dilettant Behauptungen aufstellte, die von totaler theoretischer Unwissenheit des Redners zeugten, da riß dem guten Schubert der goldene Faden der Geduld und er sagte einem solchen Schwätzer rasch ins Gesicht: „Schweigen Sie lieber: das verstehen Sie nicht und werden's auch nie verstehen!"

Von sich und seinen Werken sprach Schubert selten und auch da nur wenige Worte. — Sein Lieblingsdiskurs drehte sich um Händel, Mozart und Beethoven. — Er schätzte auch die beiden Haydn sehr hoch; aber ihre Werke gaben seinem Geiste zu wenig Nahrung und Aufschwung. — Mit Sebastian Bachs Kompositionen, die ich nun in meinen alten Tagen fleißig spiele, war Schubert nur wenig vertraut; aber seinem Geschmacke nach zu urteilen, würde auch er in vorgerückterem Alter an den höchst originellen Kompositionen dieses Großmeisters der Tonkunst lebhaftes Interesse gefunden haben. — Beethovens C-Messe [84]) stimmte ihn am meisten zur Andacht.

Wenn die fidelen Musikbrüder, oft zehn an der Zahl, irgendwo traulich beisammensaßen, hatte jeder seinen eigenen Gesellschaftsnamen. — — — [85]) Unser Schubert hieß Schwammerl. [86]) Schade, daß solche musikalische Trüffeln

so rar sind. — Wir waren junge, lustige Leute und ließen uns in der lieben Kaiserstadt so wohl als möglich geschehen und einer griff dem anderen unter die Arme. Nun sind die schönen Tage von Aranjuez lange vorüber. Seit einem Vierteljahrhundert deckt ein Stein Schuberts Hülle. — Ich hege aber die lebendige Zuversicht, den teuren Jugendfreund und Kunstgenossen verklärt in schöneren Regionen wiederzufinden. Der göttliche Funke [87]), der in seiner Brust loderte, kann ewig nicht erlöschen.

Nachtrag.

Nr. 1.

Schuberts „Erlkönig" ward, noch im Manuskript, zuerst am 7. März 1821 in einer großen musikalischen Akademie, mit Deklamation und Gemäldedarstellungen verbunden, in dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnertore vorgetragen. Der k. k. Hofoperist Vogl sang dieses Lied mit solcher Gediegenheit und Begeisterung, daß es wiederholt werden mußte. Ich spielte die Begleitung hierzu auf einem neuen Flügel von Konrad Graf. [88]) Schubert, der seine eigene Komposition so gut wie ich hätte spielen können, war aus Scheu nicht dazu zu bewegen; er begnügte sich, neben mir zu stehen und umzublättern. Bei der diesfälligen Probe schaltete Schubert auf Vogls Verlangen hie und da einige Takte in der Klavierbegleitung ein, damit der Sänger mehr Gelegenheit habe, sich zu erholen. [89])

In eben dieser Akademie wurden noch zwei andere Werke von Schubert produziert, nämlich das „Dörfchen", ein Gedicht von Bürger, für zwei Tenor- und zwei Baßstimmen, vorgetragen von den Herren Götz, Barth, Nejebse und Umlauf [90]); dann „Der Gesang der Geister über den Wassern", Gedicht von Goethe, für vier Tenor- und vier Baßstimmen, vorgetragen von den vorhin genannten Sängern und den Herren Weinkopf [91]), Frühwald [92]) und zwei Chorsängern. [93])

Nr. 2.

Schubert hätte einesteils eine große Freude darüber gehabt, daß mehrere seiner schönsten Lieder von Liszts Meisterhand so trefflich für das Pianoforte arrangiert wurden, daß man bei seelenvollem Vortrage derselben auf einem klangreichen Flügel Worte und Gesang ziemlich leicht vermissen kann; anderenteils aber wäre Schubert durch das Hinzufügen von Ausschmückungsnoten, die nicht die seinen waren, unangenehm berührt worden.

Dabei bleibt dem genialen Virtuosen Liszt immerhin das unbestreitbare Verdienst, der klavierspielenden Welt die Möglichkeit dargetan zu haben, daß der Finger approximativ das leisten könne, was die Kehle leistet.

Schubert sagte mir, er habe in einem auf der Violine gespielten Adagio einen Engel singen gehört.[94]) Dieser Engel war Paganini.[95])

Nr. 3.[96])

An

Herrn Hüttenbrenner, Compositeur

in

Wien.

Wien den 17. März 1818.

Lieber Hüttenbrenner! Ich bitte Dich recht sehr, Donnerstags Nachmittags, das ist Monath März den 19. um 3 Uhr zu Hause zu seyn, damit ich Dich abhohlen und wir zusammen zu den Kunzen[97]) gehen können. Solltest Du nicht Zeit haben, was mich außerordentlich derangiren würde, so lasse mir eine Nachricht bei Deinem Hausherrn. Um dieß alles bittet Dich inständigst Dein Freund

Franz Schubert $\frac{\text{m.}}{\text{p.}}$

Nr. 4.

An

Herrn Anselm Hüttenbrenner

in

Grätz.[98])

Wien, den 21. Jänner 1819.

Lieber alter Freund!

Lebst Du denn noch! So muß ich billig fragen, wenn ich erwäge, wie lange Du schon von uns weg bist, wie lange Du nichts geschrieben, wie — treulos Du uns verlassen hast. Auch die letzte Hoffnung Deiner Wiederkunft ist erloschen. Was hält Dich denn so satanisch fest in dem vermaledeyten Grätz, ist ein Zauberkreis um Dich, der Dich so entsetzlich fesselt, daß Du alle Welt vergißt? Wohl ahnete es mir, als ich Dir den Abschiedskuß gab, Du kämest so bald nicht. Du hast zwei Sinfonien componirt, das ist gut. Du läßt uns nichts davon sehen, das ist nicht gut.[99]) — Doch, wo sind die vielen Stunden, die ich mit Dir zu glücklich zubrachte. Du denkst vielleicht nicht mehr daran. Wohl aber ich. — Daß es mir übrigens recht gut geht, wirst Du schon gehört haben. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen dasselbe. Bleibe mein Freund und vergesse nicht

Deinen

Schreibe mir recht bald. Schubert m./p.[100])

Nr. 5.[101])

An

Herrn Anselm Hüttenbrenner, Güterbesitzer

in

Grätz.

Wien, den 18. Jänner 1828.

Mein lieber alter Hüttenbrenner!!!

Du wirst Dich wundern, daß ich einmahl schreibe? Ich auch. Aber wenn ich schon schreibe, so habe ich ein

Interesse dabey. Höre also: Bei Euch in Grätz ist eine Zeichnungslehrerstelle erledigt, und der Concurs ausgeschrieben. Mein Bruder Carl [102]), den Du vielleicht auch kennst, wünscht diese Stelle zu erhalten. Er ist sehr geschickt, sowohl als Landschaftsmahler wie auch als Zeichner. Wenn Du nun etwas in dieser Sache für ihn thun könntest, so würdest Du mich unendlich verbinden. [103]) — Mein Bruder ist verheirathet, und hat Familie, und es wäre ihm also sehr willkommen, eine sichere Anstellung zu erlangen. Ich hoffe, daß es Dir sehr gut geht, sowie Deiner lieben Familie und Deinen Brüdern. Grüße mir Alles aufs Herzlichste. Neulich ist von mir ein Trio für Pianoforte, Violin und Violoncello [104]) bei Schuppanzigh [105]) aufgeführt worden, und hat sehr gefallen. Es wurde von Bocklet [106]), Schuppanzigh und Linke [107]) vortrefflich exequirt. — Hast Du nichts Neues gemacht? A propos, warum erscheinen denn die 2 Lieder [108]) nicht? Was ist denn das? Sapperment hinein!!! [109]) Ich wiederhohle meine obige Bitte und denke nur, was Du meinem Bruder thust, thust Du mir. [110])

In Erwartung einer angenehmen Nachricht verbleibe ich

Dein treuer Freund

bis in den Tod

Franz Schubert m./p.

[Dies war der letzte Brief, den ich von Schubert erhielt.]

Nr. 6. [111])

Einladung zu Franz Schuberts

Todtenfeyer

welche am 23. Dezember 1828 um 11 Uhr in der Augustiner Hof- und Pfarrkirche in Wien stattfindet, und wobey das doppelchörige Requiem [112]) seines Freundes, des Herrn Anselm Hüttenbrenner, Musikdirektors des steiermärkischen Musik-Vereines, aufgeführt wird. Die Probe von diesem Requiem

ist am 22. Dezember 1828 Nachmittag um 4 Uhr[113]) im Concertsaal der Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaates, Tuchlauben zum rothen Igel, 1=ten Stock.

* * *

Brief Anselm Hüttenbrenners an seinen Bruder Josef.

Am 4t. April 1842.

Liebster Joseph!

Dein ausführliches Schreiben habe ich durch Andrä[114]) erhalten; er meint, daß die Wirthshausgerechtsame dennoch nur als eine personale und nicht als eine reale angesehen werden könne.

Puncto Mozarts Begräbniß weiß ich von Salieri, daß die Leiche des Größten aller Tondichter vom Hause in der Rauhensteingasse[115]), welches mit einem Marienbilde versehen ist, durch das Stubenthor in den Gottesacker getragen wurde, und daß nur wenige Personen mitgingen, da es stark regnete und kothig war.[116])

In Betreff der Dle Caroline Mayer[117]) erhielt ich durch Kapellmeister Ott[118]) zur Nachricht, daß eben jetzt keine weiblichen Operngastspiele hier Stattfinden können, da ohnehin statt der Dlle Rettich[119]) zwei neu engagierte Sängerinnen Stiepanek[120]) u. Hoffmann[121]) das ganze Opernrepertoir durchsingen müssen; auch wird späterhin die Eschen[122]) auf Gastrollen erwartet; vielleicht singt auch die Rettich, die erst Ende d. M. nach München geht, noch einige Mahle.[123]) Zudem ist ein neues höchst unerwartetes Opernhinderniß eingetreten. Am 2t. d. M. debütirten in der Somnambule[124]) der Tenorist H. Hübner aus Zürich, der Bassist H. Herger aus Olmütz u. die Dle Stiepanek aus Stuttgart. Der Tenorist wurde ausgezischt, und ist bereits abgereist; nun sitzt Funk[125]) im Pfeffer; wo solle er sogleich einen Tenor bekommen? Kreipl verlangte zu seinen 1800 f noch 200 hinzu; dann wäre er geblieben; Funk wollte aber

nicht einwilligen. — Nun können größere Opern wie Norma, Robert, Don Juan, Zauberflöte &c nicht gegeben werden, da der 2t Tenor Henkel[126]) fast gar keine Stimme besitzt.

In Betreff Schubert fand ich nachfolgende Daten:

a) die Forelle geschrieben am 21. Febrnar 1818 Nachts um 12 Uhr. Darunter steht: Theuerster Freund! Es freut mich außerordentlich, daß Ihnen meine Lieder gefallen. Als einen Beweis meiner innigsten Freundschaft schicke ich Ihnen hier ein anderes, welches ich eben jetzt bey Anselm Hüttenbrenner Nachts um 12 Uhr geschrieben habe. Ich wünschte, daß ich bei einem Glas Punsch nähere Freundschaft mit Ihnen schließen könnte. Vale. Eben als ich in Eile das Ding bestreuen wollte, nahm ich, etwas schlaftrunken, das Tintenfaß, und goß es ganz gemächlich darüber. Welches Unheil! — [127])

b) das in meinen Händen befindle. Orgl. der zürnenden Diana, ist mit dem Dezember 1820 bezeichnet. [128])

c) 13 Variationen in A moll über ein Thema aus Anselm Hüttenbrenners Violinquartett (Steiner & Comp.) sind datirt August 1817. Der Tag ist wie sub b) nicht beigesetzt. [129])

d) die unvollendete Sinfonie in H moll ist bezeichnet: Wien den 30. Oktober 1822. [130])

e) Deutscher von Franz Schubert $\frac{\text{m.}}{\text{p.}}$ Wien den 14. März 1818. (As dur) (Trauerwalzer genannt.) Aufgeschrieben für mein Kaffeh= Wein= und Punsch=Brüderl Anselm Hüttenbrenner. [131])

Das sind Originalien.

Copien.

f) Auf dem See. März 1817. Gedicht von Goethe (E dur). [132])

g) Ganymed von Goethe. März 1817. (As dur.) [133])

Das ist Alles, was ich liefern kann.[134]) Mir ist nur leid, daß ich voriges Jahr mein Tagebuch verbrannte, welches ich gegen 20 Jahre lang führte, und worin Schubert vom Jahre 815 bis 828 gewiß mehrere hundertemahle vorkam.[135]) Von 815 bis 821, wo ich heirathete, waren wir unzählige Mahle zusammen. — Friede dem übertheuren Freunde u. Bruder!

In Eile

dein Anselm.

Wäre ich noch Director des M. Vereins, ich hätte für Cherubini sicherlich eine Todtenfeyer veranstaltet.[136])

* * *

Vier Briefe Anselm Hüttenbrenners an Ferdinand Luib.[137])

I.

Marburg am 21. Febr. 1858.

Euer Wohlgeborn!

Ihre verehrte Zuschrift ddto. 19/20 d. M. hat mich sehr erfreut. Es ist gut, daß Euer Wohlgeborn sich noch früher an mich gewendet haben, als ich meinem lieben, unvergeßlichen Freund und Kunstbruder in's Grab nachfolge, um dann mit ihm, und Beethoven, dem ich die Augen zudrückte, in schöneren Gefilden auf ewig vereint zu leben. — Vor ungefähr 5 Jahren habe ich auf Ersuchen „Bruchstücke aus dem Leben des Componisten Franz Schubert“ geschrieben und dieses kleine Operat an Liszt nach Weimar von Radkersburg aus gesendet. — Bis heute hat Liszt den Erhalt meines Schreibens nicht bestätiget; vielleicht ist es verloren gegangen. Im Jahre 1854 oder 1855 verkaufte ich oberwähntes Operat |: das Concept desselben :| an den Buchhändler Mühlfeit[138]) in Grätz. Er kündigte das Erscheinen der „Bruchstücke“ vor 2 Jahren im Grätzer „Telegraphen“ an; aber bisher sind sie noch nicht erschienen. (Diese Lauigkeit, unter uns gesagt,

verdrießt mich, so daß ich weder an Liszt noch an Mühlfeit weiters mich wenden will: sondern ich laße die Sache auf sich beruhen.) — Mir wäre es sehr erwünscht, wenn Euer Wohlgeborn mit der Herausgabe der Biographie Schuberts allen Anderen zuvorkommen. In Wien, Paris und anderen Residenzen floriren Schuberts Werke immer mehr und mehr. Bald nach Salieris Tode, ungefähr im Jahre 1825 oder 1826 schrieb ich für die Leipziger musikal. Zeitung [Redaction Rochlitz [139]) oder Fink [140])], deren Mitarbeiter ich war, einen kurzen Necrolog über Salieri. [141]) Ich glaube, daß ich darin auch meines lieben Freundes und Mitschülers Schubert erwähnte. Wenigstens werden E. W. aus diesem Aufsatze die Methode erkennen, nach der Salieri seine Zöglinge unterrichtete, die Grundsätze seiner Schule, und die Richtung, die er seinen Schülern gab. — Schubert galt sehr viel bei Salieri, bei dem er Generalbaß und Composition studierte. — Beethoven sagte eines Tages von Schubert: „Der hat den göttlichen Funken!“ [142]) — An Orgl. Manuscripten, die dann im Stiche erschienen sind, besitze ich Schuberts „Forelle“, componirt am 21. Febr. 1818 in meiner Wohnung am Kohlmarkt [143]); — dann die „zürnende Diana“ componirt im Dezember 1820. Von „Gretchen am Spinnrade“ habe ich auch eine Handschrift. Dieses herrliche Lied schrieb Schubert am 19. Oktober 1814. [144]) — Über ein Thema aus einem bei Steiner & Comp. erschienenen Violinquartette schrieb Schubert für mich 13 Variationen in August 1817, die ich noch als teures Andenken besitze. [145]) —

Schließlich übersende ich Euer Wohlgeborn noch 2 Briefe Schuberts an mich in ·/. Abschrift [146]), und verharre hiermit in vorzüglicher Hochachtung

Euer Wohlgeborn
Ergebenster Diener
Anselm Hüttenbrenner
|: bereits 64 Jahre alt :|

II.

Marburg am 23. Hornung 1858.

Euer Wohlgeborn!

In Erwiederung auf Ihr geehrtes Schreiben vom 22. d. M. berichte ich E. Wohlgeborn, daß es mir unbekannt ist, wie und wann Schubert den großen Beethoven persönlich kennen lernte. Nur dunkel kann ich mich erinnern, daß mir Schubert eines Tages sagte, er wolle ein seiniges musikal. Product zu Beethoven tragen, ob zur Prüfung, oder um es ihm zu dediciren, das weiß ich nicht mehr.[147]) — Beethoven kam wöchentlich ein Paarmal in die Verlagshandlung Steiner u. Compa. Vormittags zwischen 11 u. 12 Uhr. Da war fast jedesmal Componisten-Versammlung, und Austausch der musikal. Ansichten. — Schubert begleitete mich öfter dahin. Das Gewölb war im Pater noster-Gäßchen.[148]) Wir weideten uns an den kernigen, mitunter sarkastischen Bemerkungen Beethovens, besonders wenn es wäll'sche Musik galt. — Es kann seyn, daß Schubert durch den Neffen Beethovens, der bei Klingosströn[149]) in der Erziehungsanstalt war, mit Beethoven bekannt wurde.[150]) — Das weiß ich aber ganz bestimmt, daß Professor Schindler[151]), Schubert u. ich, ungefähr 8 Tage vor Beethovens Tode, Letzterem einen Krankenbesuch abstatteten.[152]) Schindler meldete uns Beide an, und fragte, wen Beethoven aus uns Beiden zuerst sehen wolle; da sagte er: Schubert möge zuerst kommen. Aus dem schließe ich, daß Schubert dem Beethoven aus früherer Zeit bekannt war.[153]) — Vielleicht kann über diesen Punkt mein Bruder Joseph, Ministerial-Adjunct im Ministerio des Innern, der mit Schubert gar viel zu thun hatte, nähere Auskunft geben. — Ich lernte meinen lieben Franz Schubert zuerst bei Salieri kennen, wohin als Schüler zu jener Zeit Aßmaier, Randhartinger, Mozzati, Szalay[154]), Stunz aus München, Panseron aus Paris, D^{lle} Bio[155]), Caroline Unger[156]),

Cornet[157]) u. a. m. kamen. — Schubert war Anfangs mißtrauisch gegen mich; er glaubte, ich wolle nur so oberflächliche Bekanntschaft mit ihm schließen, mich eine Weile mit seinen Werken amüsieren und ihm dann den Rücken kehren. — Da er aber mit der Zeit sah, daß ich es ernstlich meine, und er erkannte, daß ich in seinen Liedern gerade diejenigen Stellen hervorhob, die auch er für die gelungensten hielt, so fing er mir an zu trauen, und wir wurden die besten Freunde. — Als er Paganini zum erstenmal spielen hörte, schrieb er mir nach Grätz: „Ich habe im Adagio einen Engel singen gehört!“ — Dieser Brief ist mir abhanden gekommen.[158]) Bei einem Grafen Esterhazy[159]) verlebte er höchst angenehme Tage in Ungarn.[160]) Da sammelte er den Stoff für das späterhin erschienene 4händige, ziemlich gedehnte ungarische Rondo.[161]) — Er erzählte mir, daß ihn die Zigeunermusik sehr interessiert habe. — Ein Jahr vor seinem Tode besuchte mich Schubert in Grätz[162]), wo er meine Gattin und Kinder kennen lernte. Von dort machten wir einen Ausflug nach Wildbach[163]), einem freundlichen Schloße, wo er den echten Schilcherwein bestens goutirte. — In Grätz componirte Schubert 2 Lieder; eines ist betitelt: „Auf der Brücke“. Kienreich verlegte sie; ich besorgte die Correctur. Später kaufte Diabelli diese 2 Lieder dem Kienreich ab.[164]) —

Verharre hiemit Euer Wohlgeborn in vollster Hochachtung Ergebenster Diener

Anselm Hüttenbrenner.

III.

Marburg am 7. März 1858.

Euer Wohlgeborn!

Herzlich gerne möchte ich Ihnen über all' Ihre Anfragen genügende Auskunft geben; aber schon verläßt mich das Gedächtniß, die Erinnerungen fliegen bunt durcheinander, und ich besorge, Wahres mit Irrthümlichen vermengt zu

berichten, womit E. Wohlgeborn durchaus nicht gedient sein könnte. — Ich werde auch heute Allerlei mittheilen und haben Sie die Güte den Waitzen von der Spreu zu sondern. — Ob Schubert ein oder zweimal in Grätz war, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben.[165]) Darüber kann Ihnen vielleicht Dor Faust Pachler[166]) |: in der Wienerhofbibliothek angestellt :|, bei dessen Eltern Schubert in Grätz einquartiert war, bessere Auskunft geben. — Daß Schubert 2 Lieder dem Grätzer Kunsthändler Kienreich (auch Buchdrucker und Papierfabrikant) käuflich überließ, soll den Wienerverlegern der Schubertschen Werke ein wenig in die Nase geraucht haben; denn sie mußten dieser zwei Lieder wegen öfters nach Grätz schreiben, um gewisse Kunden, die alles und jedes von Schubert haben wollten, zu befriedigen. Ob nun Leidesdorf oder Diabelli dem Kienreich diese 2 Lieder abkaufte, vielleicht auch eine neue Wiener Auflage veranstaltete, weiß ich nicht; aber der noch lebende Papierfabrikant Kienreich wird sich sicherlich noch gut entsinnen können, an wen er das Eigenthum dieser 2 Lieder abgetreten hat. Die Grätzer-Auflage war nicht nett, obschon sich Kienreich ziemlich lang Zeit ließ mit der Herausgabe.[167]) — Schubert speiste eines Tages bei Kienreich, wo seine Lieder sehr bewundert wurden. Wenn E. Wohlgeborn mit meinem Bruder Joseph in Berührung sind, so könnten Sie vielleicht von ihm erfahren, was es mit mehrbesagten Liedern für eine Bewandtniß habe; auch muß mein Bruder ein Exemplar der Kienreichschen Auflage besitzen. Mein Bruder kam oft zu Leidesdorf und Diabelli, und besorgte dort die Auflage meiner Werke, die zum Theil bei diesen Herrn erschienen sind. — Als Schubert in Grätz war, besuchte ich mit ihm das Theater; es ward eben Meierbeers Crociato gegeben; diese Oper gefiel ihm nicht.[168]) Den „Hugenotten" und „Robert dem Teufel" würde er, wenn er noch am Leben gewesen wäre, seinen Beifall nicht versagt haben. Moscheles[169]) als Componist war dem Schubert gleichgiltig; doch schätzte er seine Bravour und

sein reines Spiel. — Schubert hielt zu hohe Stücke auf Beethoven, als daß ein anderer gleichzeitig lebender Componist ihm hätte imponiren können. Er schätzte ungemein seinen Lehrer Salieri, den Hummel[170]), den Eibler[171]), den Abbè Stadler[172]); aber das waren für Schubert doch nur Dii minorum gentium. — Salieri, der 52 Opern schrieb[173]), war dem Mozart, der ihn verdunkelte, eben nicht gram[174]); aber wo er eine schwache Seite an Mozart erspähen konnte, machte er seine Schüler darauf aufmerksam. So hat mir Salieri eines Tages, da ich allein mit ihm war, dargethan, daß Mozart die Schlußszene des ersten Actes im „Titus" ganz falsch aufgefaßt habe. Rom brennt; die ganze Bevölkerung ist in Aufruhr; da solle die Musik auch toben und brausen; aber Mozart wählt ein langsames feierliches Tempo und drückt mehr ein Grauen, Entsetzen aus. — Ich ließ mich durch Salieri nicht irre machen, und halte es noch heute mit Mozarts Ansicht. — So viel ich weiß, hat Salieri nur eine Aufführung des „Don Juan" versäumt. Dieses Werk muß ihn absonderlich interessirt haben; ich wüßte aber nicht, daß er sich je darüber enthusiastisch ausgesprochen hätte. — Eines Tages ließ er abrupto zu mir die Worte fallen: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen." Ich wagte es aus Pietät nicht, ihn zu fragen, ob er damit Christum, den Herrn, oder Mozart oder Beethoven gemeint habe. — Von Beethoven erzählte mir Salieri, daß er ihm den „Fidelio" zur Begutachtung vorgelegt habe, er hätte daran manche Ausstellung gemacht, und dem Beethoven gerathen, dies und jenes zu ändern; aber Beethoven ließ den Fidelio gerade so aufführen, wie er ihn geschrieben hat, und besuchte Salieri nicht mehr. — Von Joseph Haydn sprach Salieri sehr rühmlich; auch Weigl[175]) stand bei ihm besonders in Gnaden. — Salieri kam mir vor wie der größte musikalische Diplomat; er war der Talleyrand der Musik. — Mir sagte er viel im Vertrauen, weil ich ihm kindlich zugethan war; er nannte mich auch den jungen

Salieri und betrauerte gar oft den Verlust seines einzigen Sohnes Antonio, der eine wunderschöne Stimme gehabt und großes Talent für die Composition verrathen haben soll. — Die 5 Töchter Salieris[176]) waren nicht hübsch, und ohne Musiktalent; sie nähten u. strickten den ganzen Tag; das war dem Papa nicht recht. — Wie ich mich jetzt klar entsinne, war jener Schüler, der mit Salieri u. mir 1822 nach Weidlingau fuhr Randhartinger. Salieri componirte einen 3stimmigen Canon im Wagen, den wir dann beim Aussteigen sangen. Zuweilen traktirte Salieri seine Schüler, worunter Schubert, mit Gefrornem, welches in einer Limonadehütte am Graben (glaube ich) zu bekommen war. — Eben fällt mir bei, daß ich eines Tages mit Schubert bei der Hofschauspielerin Sophie Müller[177]) u. deren Vater speiste. Diese sang die Schubert'schen Lieder nach Schönstein am herzlichsten; auch eine Baronesse Hügel[178]), die ich nicht kennen lernte, lobte er in Hinsicht des Vortrages seiner Lieder. Einmal speiste ich mit Schubert bei der Sängerin Schechner, deren Mutter uns echt bairische Dampfnudel bereitete. Zugegen war der Bassist Santini[179]) aus München, der die Sarastro-Arie statt in E-, in D dur sang, und eine riesige Donnerstimme entwickelte. Die liebe Schechner saß nicht bei Tische; sie mußte wie ein Stubenmädchen als Künstlerin servieren. Entschuldigen E. Wohlgeborn, daß ich alles so bunt durcheinander werfe. Im Herbst 1814 lernte ich in Deutschlandsberg den Grafen Moriz Fries[180]) kennen; in seiner Gesellschaft befanden sich ein Baron (ich glaube Carl) Dobblhof[181]) und der Dichter Johann v. Kalchberg.[182]) Fries gewann mich lieb, weil ich ihn am Pianoforte mehrmals Fantasien vorspielte. Er animirte mich, nach Wien zu kommen; des Geldes wegen solle ich nicht besorgt sein; seine Kasse stünde mir zu Gebothe, er werde mich durch Salieri ausbilden lassen. 1815 nach dem ersten juridischen Winterkurse reiste ich nach Wien und machte eine Concursprüfung für die philos. Lehrkanzel der

Geschichte in Laibach. Ich erhielt die Kanzel nicht, sondern der früher unter der französ. Regierung angestellt gewesene Professor wurde bestättiget. — Ich meldete mich bei Fries; der schrieb sogleich ein Billet an Salieri, der mich äußerst freundlich aufnahm. Den 2ten Curs der juridischen Studien des I. Jahrganges hörte ich [in] Wien. Späterhin hörte ich die Winterkurse in Wien, und die Sommerkurse in Grätz, wo mein Vater begütert war. Ich hatte im Jus sämmtliche juridische Professoren von Wien, nemlich Zizius[183]), Egger[184]), Dolliner[185]), Scheidlein[186]), Zamlich und Wateroth[187]), der mich zuweilen als Mordbrenner von der Kanzel herab aufrief, mich übrigens besonders gut leiden konnte, und auch meinen Schubert, der oft mit mir zu Wateroth kam. In Grätz waren meine juridischen Lehrer Jenull[188]), Albrich, Appeltauer, Leeb und Krudler. Anno 1818 absolvirte ich das Jus und diente ein Jahr beim Kreisamte Grätz als Conceptspraktikant. Im Jahre 1819 wurde ich Auditoriatspraktikant in Wien, und war qua talis den Hofräthen Dratschmidt und Hitzinger zugeteilt. Ich hatte unentgeltliche Wohnung und Kost bei meiner mütterlichen Gönnerinn der Gräfin Leslie-Wurmbrand[189]), durch die ich in die fürstlichen Häuser Dietrichstein, Auersberg, Paar, Salm u. Sulkowsky eingeführt wurde. Im J. 1820 starb mein Vater, und anno 1821 mußte ich (nicht ohne Widerstreben) als ältester Sohn auf Zureden meiner Mutter und Geschwister die Güter Rosenegen und Rothenthurm übernehmen. Im November 1821 heirathete ich ein Fräulein v. Pichler, geboren 1800 in St. Petersburg. Sie sprach kein deutsches Wort, sondern bloß russisch u. französisch. Sie war nicht im geringsten musikalisch, aber herzensgut, und ich lebte sehr glücklich mit ihr bis 1848, wo sie der Tod mir entriß. Meine 2 älteren Söhne Peter[190]) u. Paul[191]) sind Lieutenants bei König der Belgier Infant. Nr. 27 u. dermal in Wien. Mein jüngster Sohn Felix[192]) ist Hörer der Rechte in Grätz; 2 Töchter sind gut ver-

heirathet und 4 noch ledig.[193]) — Ein rechter Bruder meiner Gattin ist Oberst eines Uhlanenregiments.[194]) — Nun überspringe ich abermals auf Salieri. Ich muß das, was mir beifällt, sogleich notiren, den in 5 Minuten habe ich wieder alles vergessen. — Bei Salieris 50jähriger Dienstleistungs-Feyer war ich nicht zugegen, habe auch davon weder von Salieri noch aus den Zeitungen etwas Näheres vernommen.[195]) Von Kaiser Joseph erzählte mir Salieri, daß er oft Stunden lang italienische Partituren mit ihm durchmusterte.[196]) Salieri spielte das Klavier, Kaiser Joseph das Violoncell, auf dem er die Cantilenen der Opern meisterhaft vortrug. Unserem Salieri waren die liebsten Musiker die Treffer, oder vom Blatt Leser[197]); er selbst war ein Partiturspieler, wie mir noch keiner vorgekommen ist; der Halbsopran, der Barytonschlüssel waren ihm so geläufig, wie die übrigen bekannten Schlüssel. — Beethoven lernte ich kennen durch die Güte des H. Dr. Joseph Eppinger, (Israelit), der vielleicht noch lebt. — Das erstemal war Beethoven nicht zu Hause: seine Haushälterin öffnete uns aber sein Wohn- u. sein Studierzimmer; da lag alles durcheinander: Partituren, Hemden, Socken, Bücher. Das zweitemal war er zu Hause, eingesperrt mit 2 Kopisten. Auf die Parole „Eppinger" öffnete er die Thüre, und excusirte sich, daß er eben viel zu thun habe, und bat uns, ein andermal zu kommen. Da er aber in meiner Hand eine Rolle Noten sah, nahm er sie hin, setzte sich an's Klavier, und blätterte alles genau durch. Darauf sprang er auf, klopfte mir mit aller Macht auf die rechte Schulter, und sagte mir nachfolgende Worte, die mich beschämten und die ich mir heute noch nicht erklären kann: „Ich bin nicht werth, daß Sie mich besuchen." War das Demuth, so war es göttlich; war es Ironie, so war es verzeihlich.[198]) Die Werke, die ich Beethoven zur Durchsicht vorlegte, waren eine Ouverture zu Schillers „Räubern" und ein Vokalterzett mit Clavierbegleitung (Text von Schiller). Beide Sachen

verlor ich in Originali im Nachhausegehen von Beethoven. Im Oktober 1857 schrieb ich abermal eine Ouverture zu den „Räubern". — Schließlich werden sich E. Wohlgeborn wundern, wenn ich sage, daß die Musik mir eine reine Nebensache und pur eine Erholung ist. — Was meinen Geist hauptsächlich beschäftigt, das ist die Theologie und der Magnetismus. In den Jahren 1812 u. 1813 war ich Cisterziensermönch im Stifte Rein bei Grätz, studirte die Kirchengeschichte, Exegese, die hebräische und aramäische Sprache, predigte als Klerikus, ließ mich aber nicht ausweihen. — Dieses theologische Element blieb in mir haftend, und ich habe meine Wunder erlebt, und Geheimniße sind mir geoffenbart, die ich mit ins Grab nehmen muß. Der Herr, der da ist die Auferstehung und das Leben, der Weg und Wahrheit, segne E. Wohlgeborn reichlich, und verleihe uns ein fröhliches Zusammenleben für ewig! Wenn E. W. die Gefälligkeit haben wollen, mir wieder zu schreiben, so möge solches noch im Verlaufe dieses Monaths geschehen; denn im April und Mai bin ich bald in Grätz bald in Radkersburg, Pettau oder Cilli; auch wandere ich in den Gebirgen umher und besuche alte Schulgespäne und Schüler, Pfarrer, Schullehrer, auch Bauersleute, bei denen ich gut beherbergt werde. Da sammle ich mir Wachs und Honig für den Winter. Dort, wo ich den Herrn im Herzen meines Nebenmenschen finde, kehre ich am liebsten ein. Schubert war auch grundehrlich, wahr und aufrichtig, und er lebte in jener Zeit (unter uns gesagt) viel reiner als ich. — Auch Beethoven u. Salieri waren in der Tiefe des Herzens sehr religiös, trugen aber ihre Frömmigkeit nicht zur Schau. — Meine Schüler und Schülerinnen in Wien waren ein Graf Zedwitz, 2 Grafen Wurmbrand, davon einer (Ferdinand) dermal Obersthofmeister beim Vater unseres vielgeliebten Kaisers ist[199]), dann eine Baronin Forgatsch[200]), 2 Gräfinnen, 2 Fräulein Petecovich, Caroline Unger (im Generalbaß), ein Fräulein Dilgskron, Fanny Adamberger, Schwester

der berühmten Toni[201]), der Geliebten des Theodor Körner, die zu mir sagte: „Nicht so scheu, lieber Hüttenbrenner! kommen Sie nur einige Schritte näher!" — Amalia Haselsteiner, Tochter eines Milit. Apell. Sekretärs, dann Sophie Linhart[202]), der ich die Amenaide einstudierte (Madame Borgondio sang den Tancred), H. Schütz[203]), den ich auf Palfy's[204]) Kosten im Gesang unterrichtete, ein Fräulein Ottilie Waldstern, Ziehtochter der Fürstin Salm &c. — — Hiermit verbleibe ich, um Nachsicht bittend, Euer Wohlgeborn, in ausgezeichneter Hochachtung ergebenster Diener

Anselm Hüttenbrenner.

P. S.

Außer dem Musikverein-Direktorate in Grätz, welches Amt ich durch 14 Jahre unentgeltlich bekleidete, wurde mir auch das Amt eines Direktors, u. späterhin Curators der steierm. Sparkasse angehängt. Beide Chargen machten mir viel Mühe und Sorge; aber dennoch war ich lieber Curator der Sparkasse, als Direktor des Musikvereins, wo ich von der Laune und dem guten Willen der Dilettanten abhängig war. Was ich da wirkte, geschah rein der Kunst zulieb, und ich ließ mich durch die sogenannten Halbmusiker oder Halbpelzer, wie Schubert sie nannte, nicht irre machen; denn diese Herren wollten trotz ihrer Theorielosigkeit alles besser wissen und verstehen. — Indeß ist mir auch um die bitteren Erfahrungen nicht leid, die ich machte; sie gehören zur Schule des Lebens. —

Schuberts und zugleich meine Lieblings-Compositionen waren:

Händels Oratorium: Messias.

Mozarts „Don Juan" und „Requiem".

Beethovens Adelaide, C dur Messe und C moll Sinfonie.[205])

Unseres Meisters Salieri Abgott war sein Lehrer Gluck. Den hielt er für höher, als alle seine Vorgänger und Nachfolger.

Bei Gluck hätte die Musikwelt stehen bleiben sollen. Doch läßt sich das „sunt certi denique fines“ auf die Musik nicht appliziren; und es wäre Jammerschade, wenn wir nie etwas von Mozart, Beethoven, Schubert und Cherubini zu hören bekommen hätten. —

IV.

Grätz, den 1. April 1858.

Euer Wohlgeborn!

Vorerst meinen herzlichsten Dank für die drei Blätter von Beethovens Grabe, die ich als heiliges Andenken bewahren werde! — Bald nach Erhalt Ihres geehrten Schreibens vom 20. März d. J. wurde meine Wohnung gereinigt und ausgelüftet, was mich dann auf einige Tage krank machte. Nach meiner Wiederherstellung begab ich mich nach Grätz, wo ich mich längere Zeit aufhalten werde. Von Juni an werde ich wieder ein Marburger seyn, Ihnen aber in der Zwischenzeit von da oder dort ein Lebenszeichen geben. — Von der Zeit an, als ich Schubert kennen lernte, hatte er nicht die mindeste Herzensangelegenheit. Er war gegen das schöne Geschlecht ein trockner Patron, daher nichts weniger als galant. Er vernachlässigte seinen Anzug, besonders die Zähne, roch stark nach Tabak, war sonach zu einem Courmacher nicht qualifizirt und auch nicht salonfähig, wie man sagt.[206]) Doch hatte er nach seiner Aussage, ehe er mich kennen lernte, sein Auge auf eine Lehrerstochter vom Lande geworfen, die ihm auch zugethan gewesen sein soll. Sie gewann sein Herz dadurch, daß sie ein Sopransolo aus einer Messe von Schubert so brav gesungen hat. Wie ihr Vater hieß und wo er lebte, ist mir entfallen. Das Mädchen konnte Schubert nicht heirathen, weil er damals zu jung, ohne Geld und Anstellung war. Sie soll dann gegen ihre Neigung sich dem Willen ihres Vaters gefügt und einen Anderen geehlicht haben, der sie versorgen konnte.[207]) — Er hatte von jener Zeit an, als er seine

Liebste für immer verloren sah, eine vorherrschende Antipathie gegen die Töchter der Eva. — Das ist Alles, was ich über Schuberts Herzensangelegenheit weiß. Vielleicht erinnert sich Schuberts Bruder[208]) jenes Mädchens, vorausgesetzt, daß ein Bruder dem andern sein Herzensgeheimniß anvertraut hat, was nicht immer der Fall ist. — Verharre hiermit in ausgezeichneter Hochachtung

Euer Wohlgeborn

Ergebenster Diener

Anselm Hüttenbrenner.

Anmerkungen.

[1]) Salieri Antonio, 1750—1825, Komponist, 1788—1824 k. k. Hofkapellmeister.

[2]) Schubert war bereits im k. k. Stadtkonvikt (1808—1813) Schüler Salieris. Seit Juni 1812 unterrichtete ihn Salieri privatim.

[3]) Fries Graf Moritz, 1777—1825, Mäcen und Kunstsammler. Vgl. Brief III an Luib, Anm. 180.

[4]) Erste Fassung 1815 entstanden. Das Lied erschien im Februar 1821 als op. 1 bei Cappi und Diabelli.

[5]) Oktober 1814 entstanden, 1821 als op. 2 bei Cappi und Diabelli erschienen.

[6]) Nach Anna Fröhlichs verläßlicheren Angaben war es nicht Josef Hüttenbrenner, sondern der Advokat Ignaz v. Sonnleithner, sein Sohn Leopold, Grillparzer, der Schubert-Sänger Karl v. Schönstein, der Universitätspedell Schönauer und ein Herr Schönbichler, die die Kosten der Herausgabe des „Erlkönigs" trugen. (Vgl. G. v. Breuning, „Aus Grillparzers Wohnung".) Cappi und Diabelli übernahmen auch die nächsten sechs Lieder, die 1821 bei ihnen erschienen, nur in Kommissionsverlag.

[7]) Diese Angaben sind gänzlich unzutreffend. Schubert wurde von Cappi und Diabelli (1821—1823) elend honoriert und übervorteilt. Und auch später (1823 ff.) dürfte ihm Diabelli, der sich von Cappi getrennt hatte, niemals 200 fl. W. W. für ein Heft gezahlt haben.

[8]) Schubert war bekanntlich von 1814 bis 1818 in der ABC-klasse der Lichtentaler und wahrscheinlich auch der Roßauer Schule seines Vaters als sechster Schulgehilfe tätig.

[9]) Es ist nur bekannt, daß Schubert seit Beginn des Jahres 1818 in der Familie des Grafen Johann Esterházy (Wien und Zelész) Musikunterricht erteilt hat.

[10]) Schubert wohnte damals in seiner Eltern Haus „Zum schwarzen Rössel" am Sporkenbichl (jetzt IX. Säulengasse 3), wo sich auch die Schule seines Vaters befand.

[11]) Das k. k. Stadtkonvikt bei St. Barbara war 1802 gegründet und 1808 im Gebäude des ehemaligen akademischen Jesuitenkollegiums eröffnet worden.

[12]) Stuntz Josef Hartmann, 1793—1859, Komponist und Dirigent, 1824 Chordirektor der Münchner Oper, 1826 k. bayr. Hofkapellmeister.

[13]) Panseron Auguste Mathieu, 1796—1859, berühmter Gesanglehrer.

[14]) Aßmayr Ignaz, 1790—1862, Schüler Michael Haydns und Josef Eyblers, k. k. Hoforganist, später Vizehofkapellmeister.

[15]) Randhartinger Benedikt, 1802—1893, Sänger und Komponist, später k. k. Hofkapellmeister.

[16]) Mozatti, Sänger. Vgl. zur Ergänzung Brief II an Luib, Anm. 154—157.

[17]) Schönstein Karl Frh. v., 1797—1871, Tenorbaritonsänger, später Ministerialrat im k. k. Finanzministerium. Besonders schön sang er die „Müllerlieder", die ihm auch zugeeignet sind.

[18]) Jenger Johann Baptist, 1782—1856, Pianist, später Beamter des k. k. Hofkriegsrates.

[19]) Barth Josef, 1781—1865. Tenorist, Buchhalter in Diensten des Fürsten Josef zu Schwarzenberg.

[20]) Nejebse Wenzel, 1796—1865, später k. k. Rat und Kassadirektor.

[21]) Götz Josef, 1784—1822, Bassist, Konzipist in Diensten des Fürsten Josef zu Schwarzenberg, später k. k. Hofkapellensänger und Opernsänger.

[22]) Gymnich August R. v., gest. 1821, Staatsbeamter.

[23]) Kreutzer Konradin, 1782—1849, Komponist, 1822—1827 und zweimal später Kapellmeister am Kärntnertortheater, bewarb sich 1826 zugleich mit Schubert, Anselm Hüttenbrenner u. a. um die erledigte Vizehofkapellmeisterstelle.

[24]) Auch Anton Schindler erzählt in seiner Beethoven-Biographie (II, 177) von einem Besuche Schuberts bei Beethoven. Josef v. Spaun dagegen dementiert diese Angaben und schreibt u. a.: „Schubert klagte oft und namentlich bei dem Tode Beethovens, wie leid es ihm tue, daß dieser so unzugänglich gewesen und daß er nie mit Beethoven gesprochen." Hüttenbrenners Bericht gewinnt durch die Angaben in seinem Briefe an

Ferdinand Luib vom 23. Februar 1858 an Glaubwürdigkeit. Vgl. Brief II, Anmerkung 147.

[25]) Nach den Angaben seines Biographen J. F. v. Mosel betrug die Zahl der Opern Salieris nur 44. Vgl. Brief III an Luib.

[26]) „Lodoïska" war 1791, „Médée" 1797, „Les deux journées" (Die beiden Tage der Gefahr = Der Wasserträger) 1800 entstanden. Besonders die beiden ersten Opern waren in Wien rasch beliebt geworden. Einer Aufforderung entsprechend, kam Cherubini 1805 nach Wien und inszenierte im Februar 1806 seine für das Kärntnertortheater, eigentlich für die Sängerin Milder komponierte Oper „Faniska" persönlich, um bald darauf wieder nach Paris zurückzukehren.

[27]) Schubert hatte diese Zauberoper bereits 1813 begonnen, am 15. Mai 1814 beendet und im selben Jahre noch umgearbeitet. Hüttenbrenner irrt also.

[28]) Dieses dreiaktige Singspiel entstand im Juli und August 1815. Da die Partitur von unverständigen Hausgenossen ihres späteren Besitzers Josef Hüttenbrenner teilweise (II. und III. Akt) verbrannt wurde, ist nur der I. Akt erhalten. Auch Anselm Hüttenbrenner hat Teile des I. Akts dieses Singspieles vertont.

[29]) 1821—1822 entstanden.

[30]) Kinsky Josef, 1823—1833 Kapellmeister am ständischen Theater in Graz.

[31]) Pachler Karl Dr., 1789—1950, Advokat in Graz. In seinem gastfreundlichen Hause wohnte Schubert vom 2.—20. September 1827.

[32]) Dr. Faust Pachler, der Sohn des Dr. Karl P., erzählte dem Biographen Kreißle v. Hellborn, daß Schubert dem Theaterkapellmeister Kinsky einige Nummern aus „Alfonso und Estrella" vorgespielt habe, um die Aufführung seiner Oper in Graz durchzusetzen. Es kam auch zu ein oder zwei Orchesterproben des Werkes, das Schubert später an seinen Gönner Dr. Karl Pachler, den „Alterego des Theaterdirektors (Johann August) Stöger", geschickt hatte. Schließlich wurde die Oper als „viel zu schwierig" beiseite gelegt. Nach Faust Pachlers Angaben war es Eduard Hysel (1766—1841), der Orchesterdirektor des Grazer Theaters und Kapellmeister des steiermärkischen Musikvereines, der bei den Proben erklärte, „es sei technisch unmöglich zu spielen, was Schubert verlange". Da Faust aber 1827 erst im 8. Lebensjahre stand, also kaum aus eigener Erinnerung von diesen Proben erzählte, ist hier Hüttenbrenner der bessere Gewährsmann. Das Manuskript der Oper blieb bei Dr. Karl Pachler lange liegen, wurde 1842 von Ferdinand Schubert wieder entdeckt, kam nach langwierigen Verhandlungen 1843 in dessen Hände und befindet sich jetzt im Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde". Liszt führte die Oper 1854 zum erstenmal in Weimar auf.

[33]) Weigl Josef, 1766—1846, Komponist, seit 1790 Hoftheaterkapellmeister, seit 1827 Vizehofkapellmeister.

[34]) Die Oper „Fierrabras" entstand 1823. Auch sie soll übrigens nach einer unsicheren Angabe Faust Pachlers in Graz ohne Erfolg geprobt worden sein.

[35]) Das 1819 entstandene Singspiel „Die Zwillingsbrüder", von dem Hüttenbrenner spricht, wurde 1820 sechsmal im Kärntnertortheater aufgeführt, um für immer vom Repertoire zu verschwinden.

[36]) Vogl Johann Michael, 1768—1840, k. k. Hofopernsänger, sang damals den Part der beiden Zwillinge.

[37]) Das Gasthaus „zur Schnecke" war berühmt wegen seines guten „Reindel-Beefsteaks". Vgl. Dr. Leos Aufsatz über „Alt-Wiener und Neu-Wiener Gasthäuser" in der Zeitschrift „Alt-Wien", II., S. 87.

[38]) Rotwein aus Szegzárd (Sexárd) im ungarischen Komitat Tolna.

[39]) Das Lied soll bereits 1817 entstanden sein, so daß es sich hier nur um eine spätere Niederschrift handeln dürfte.

[40]) Im Original steht nach diesen Worten, die Schubert am Fuße der zweiten Seite schrieb, noch „Vale". Die folgenden Worte sind auf die erste Seite geschrieben, um einen Tintenfleck, der die Anfangstakte bedeckt, zu entschuldigen. Die Widmung ist an Josef Hüttenbrenner gerichtet, den Schubert bereits durch die Zusendung der Lieder „Minona" und „Rastlose Liebe" (1815) erfreut hatte. Josef Hüttenbrenner, der den Meister seit 1817 kannte, kam bald darauf nach Wien. Vgl. den Brief an Josef Hüttenbrenner.

[41]) Das Original besaß später Josef Hüttenbrenner, der die Widmung dem Biographen Kreißle sehr mangelhaft mitteilte.

[42]) Hüttenbrenners Violinquartett Nr. 1 war bei Steiner & Comp. erschienen. Die Schubertschen Variationen, deren Manuskript später an Josef Herbeck, dann an Nikolaus Dumba überging, erschienen erst 1867 bei Spina. Vgl. den Brief an Josef Hüttenbrenner.

[43]) Darein setzte Hüttenbrenner stets einen besonderen Ehrgeiz.

[44]) Acht Variationen über ein französisches Lied in E-Moll, op. 10, 1818 entstanden, später bei Cappi und Diabelli mit einer Widmung an Beethoven erschienen. Vgl. Brief II an Luib, Anm. 147.

[45]) Collin Matthäus v., 1779—1824, Dichter, Professor der Geschichte und Philosophie an der Wiener Universität. In seinem Hause wurde Schubert mit Ignaz v. Mosel, Josef Hammer-Purgstall, Karoline Pichler und Ladislaus Pyrker v. Felsö-Eör bekannt. Wenn ihn Hüttenbrenner Hofrat nennt, so verwechselt er ihn mit seinem 1811 verstorbenen Bruder Heinrich v. C.

46) Das Lied war 1816 entstanden und erschien 1821 als Nr. 1 des op. 4 bei Cappi und Diabelli.

47) Pichler Karoline, 1769—1843, Schriftstellerin. Schubert hat drei ihrer Gedichte vertont.

48) Watteroth Heinrich Josef, 1756—1819, Professor der politischen Wissenschaften an der Wiener Universität. Vgl. Brief III an Ferdinand Luib.

49) Kiesewetter v. Weißenbrunn Raphael Georg, 1773—1850, Musikgelehrter und Sänger, k. k. Hofrat, veranstaltete in seinem Hause häufig musikalische Aufführungen.

50) Zeiler (Zeiller) Franz Alois Edl. v., 1751—1828, Rechtsgelehrter.

51) Schmerling Josef v., k. k. Appellationsrat, Schwiegersohn Zeilers, Vater des Staatsmannes Anton R. v. S.

52) Müller Sophie, 1805—1830, k. k. Hofschauspielerin, kam im Sommer 1822 nach Wien. Ihr Tagebuch enthält Aufzeichnungen über Schubert und die beiden Brüder Anselm und Josef H. Vgl. Brief III an Ferdinand Luib, Anm. 177.

53) Vgl. den Brief an Josef Hüttenbrenner.

54) Es kann hier nur Therese Grob, später verehelichte Bergmann, 1800—1875, gemeint sein. Sie war nicht die Tochter eines Schullehrers, sondern des Lichtentaler Seidenfabrikanten Heinrich Grob, der um 1814 starb, und seiner Frau Therese. Im Juli 1814 sang sie bei der Erstaufführung der F-Dur Messe, die Schubert zur Feier des hundertjährigen Jubiläums der Lichtentaler Pfarrkirche geschrieben hatte, die Sopranpartie. Ihre reine Stimme reichte bis zum hohen D. Schubert, der bei Grobs nach seinem Austritt aus dem Konvikt verkehrte, schrieb für Therese ein „Salve regina“ und ein „Tantum ergo“, für ihren Bruder Heinrich, einem guten Violoncell- und Klavierspieler, ein „Adagio et Rondo concertant pour le pianoforte avec accompagnement de Violine, Viola et Cello“. Vgl. Brief IV an Ferdinand Luib.

55) Gemeint ist Mayrhofer Johann, 1787—1836, Schriftsteller, k. k. Zensor, von dem Schubert 47 Lieder und zwei Libretti vertonte. Schubert wohnte 1819—1821 in Mayrhofers Zimmer, das vorher (um 1812) Theodor Körner beherbergt hatte. Im selben Hause, Wipplingerstraße 420, wohnte damals Josef Hüttenbrenner bei einem Herrn Irrsa und zog später in den dritten Stock zu Frau Sanssouci, in Mayrhofers verlassenes Zimmer.

56) Jenger erzählt in einem Briefe an Frau Marie Leopoldine Pachler vom 6. September 1828, er habe Schubert gestern abends im Burgtheater gesprochen.

[57]) Lange Josef, 1751—1831, k. k. Hofschauspieler, Pianist, Komponist und Maler. Er kannte Schubert von den Musikabenden bei Sophie Müller.

[58]) Ochsenheimer Ferdinand, 1767—1822, k. k. Hofschauspieler.

[59]) Schröder Sophie, 1781—1868, k. k. Hofschauspielerin, Sängerin.

[60]) Anschütz Heinrich, 1785—1865, k. k. Hofschauspieler, mit Schubert seit 1821 befreundet. Anschütz erzählt in seinen „Erinnerungen" von ihm.

[61]) Koberwein Josef, 1774—1857, k. k. Hofschauspieler.

[62]) Korn Maximilian, 1782—1854, k. k. Hofschauspieler.

[63]) Heurteur Nikolaus, 1781—1844, k. k. Hofschauspieler.

[64]) Wild Franz, 1792—1860, Sänger am Theater a. d. Wien.

[65]) Jäger Franz, 1796—1852, Sänger am Theater a. d. Wien.

[66]) Rauscher Jakob Wilhelm, um 1800—1866, Sänger am Kärntnertortheater, Konzertsänger.

[67]) Haizinger Anton, 1796—1869, Sänger am Theater a. d. Wien, Konzertsänger.

[68]) Vogl Johann Michael, vgl. Anm. 36.

[69]) Weinmüller Karl Friedrich Klemens, 1764—1828, Bassist, k. k. Hofopern- und Kammersänger. Schubert erwähnt seiner in einer Tagebuchnotiz vom 14. Juni 1816. 1825 ließ sich W. pensionieren.

[70]) Siboni Giuseppe, 1780—1839, italienischer Tenorist 1822—1825 am Kärntnertortheater, Vater des Pianisten Erik S., Schwager des Dichters Franz v. Schober.

[71]) Tacchinardi Niccolò, 1772—1859, italienischer Tenorist, 1822—1825 am Kärntnertortheater.

[72]) Milder Anna, später verehelichte Hauptmann, 1785—1838, Sängerin, bis 1816 am Kärntnertortheater, mit Schubert befreundet.

[73]) Wranitzky Anna, 1798 geboren, Sängerin am Kärntnertortheater, später verehelichte Kraus, Tochter des Violinvirtuosen Anton W., Schwester der Sängerin Karoline W.

[74]) Waldmüller Katharina geb. Weidner, Sängerin am Kärntnertortheater, Gattin des Malers Ferdinand Georg W., später von ihm geschieden.

[75]) Schechner Nanette, 1806—1860, Sängerin, 1825—1827 am Kärntnertortheater, später verehelichte Waagen.

[76]) Borgondio Gentile, 1780 geboren, Kontraaltistin, war drei Jahre (um 1820) am Kärntnertortheater tätig.

[77]) Die Erstaufführung der Oper „Il Crociato in Egitto" fand in Graz am 1. September 1827 statt. Am 3. oder 5. desselben Monats hat Schubert die Oper dort gehört. Vgl. Brief III an Luib.

[78]) Am 8. März 1860 schrieb Josef Hüttenbrenner an Josef Herbeck: „... Auch besitzt Anselm die Originalpartitur von Mozarts Bergknappen-Symphonie."

[79]) Der „Wiener Trauer-" oder „Sehnsuchtswalzer" war 1816 entstanden und erschien 1822 unter den 36 „ersten Walzern", Originaltänzen für Piano (op. 9, 2 Hefte), bei Cappi und Diabelli, später auch einzeln. Vgl. den Brief an Josef Hüttenbrenner, Anm. 131.

[80]) Im Original heißt es „weltberühmten Compositeur ..."

[81]) Diese Angaben hat bereits Prof. Richard Heuberger in seiner Schubert-Monographie (Berlin, 1902, „Harmonie") berichtigt. In Hüttenbrenners Nachlaß fand sich nur eine Abschrift der erwähnten 24 Takte; das Orignal ist verschollen. Aber eine Ergänzung zu dieser Komposition steht auf der Rückseite eines „Deutschen", den Schubert mit einer humoristischen Aufschrift seinem Freunde Aßmayr gewidmet hat. Auf diesem Blatte sind nämlich die vorhergehenden Verse 56—58 des VI. Kapitel Joh. vertont, so daß die von Hüttenbrenner verwahrte und verworfene Komposition des 59. Verses als Fortsetzung zu jener erscheint. Den Vers und die Tonart hat Hüttenbrenner richtig angegeben; die darauf bezügliche Korrektur Heubergers entfällt also.

[82]) Von der Sonate in Cis-Dur, ihrer Widmung und ihrem Angebot ist nichts bekannt. Eine einfache Verwechslung mit einer anderen Klavierkomposition ist hier aber auch nicht denkbar.

[83]) Im Original folgt hier eine bedeutungslose Erzählung von einem unterlassenen Gruße Schuberts, die ich im Sinne Anselm Hüttenbrenners, der sie gestrichen hat, weglasse.

[84]) 1. Messe in C-Dur, op. 86.

[85]) Hier sind im Manuskript die Scherznamen einiger anderer Freunde durchgestrichen; darunter auch der Hüttenbrenners, der wegen seiner Vorliebe für den roten steirischen Wein „Schilcherl" genannt wurde.

[86]) Dieser Scherzname Schuberts, der sich auf seine kleine, breite, bewegliche Gestalt bezieht, kam erst in seinen letzten Lebensjahren auf. Schon früher wurde er „Bertl" und „Canevas" gerufen.

[87]) Aus einem Spruche Beethovens: „Wahrlich, in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!" Vgl. Brief I an Luib.

[88]) Graf Konrad, 1872—1851, k. k. Hofklavierfabrikant.

[89]) Der „Erlkönig" war tatsächlich schon im Februar 1821 als op. 1 erschienen (vgl. Anm. 6) und bereits von dem Dilettanten August R. v. Gymnich am 1. Dezember 1820 bei Dr. Ignaz v. Sonnleithner und am 25. Jänner 1821 in einer Abendunterhaltung des kleinen Musikvereines gesungen worden. Auch bei Anton Pettenkofen wurde das Lied schon am 8. Februar 1821 vorgetragen. Die erwähnte Akademie war ein „Aschermittwochkonzert", das alljährlich von der „Gesellschaft

adeliger Damen zur Beförderung des Guten und Nützlichen" veranstaltet wurde. Der Sekretär dieses Vereines, Regierungsrat Dr. Josef v. Sonnleithner, hatte auf Veranlassung seines Neffen Dr. Leopold v. S. die drei Schubertschen Kompositionen in das Programm aufgenommen. Adalbert Gyrowetz leitete den musikalischen Teil der Aufführungen.

[90]) Umlauff R. v. Frankwell Johann Karl, 1796–1861, später k. k. Oberlandesgerichtspräsident.

[91]) Weinkopf, Sänger am Kärntnertortheater, Vater (?) des Franz Seraphikus W., späteren Chormeisters an der Wiener Hofoper.

[92]) Frühwald Josef, 1783–1856, Sänger am Theater a. d. Wien und am Kärntnertortheater, Singmeister am Wiener Konservatorium.

[93]) Das Quartett „Das Dörfchen", 1817 entstanden, und besonders der achtstimmige Chor „Gesang der Geister", dessen letzte Fassung Schubert eben vollendet hatte, erweckten damals arges Befremden.

[94]) Diese Äußerung stammt aus einem verlorengegangenen Briefe Schuberts an Hüttenbrenner. Vgl. Brief II an Luib. Ähnliche Worte sprach Schubert zu Josef v. Spaun über das Trio der G-Moll Symphonie von Mozart.

[95]) Paganini Niccolò, 1782–1840, Violinvirtuose, 1828 zum erstenmal in Wien.

[96]) Dieser Brief wurde später Eigentum des Herrn Dr. Ferdinand v. Mixich in Ladberg bei Kopreinitz.

[97]) Vgl. oben. Über eine Familie dieses Namens, in der Schubert und Hüttenbrenner verkehrte, ist nichts Näheres zu ermitteln.

[98]) Hüttenbrenner war von 1818 bis 1819 beim Kreisamt Graz als Konzeptspraktikant beschäftigt.

[99]) Im Original stehen hier die von Hüttenbrenner ausgelassenen Worte: „... Deinem alten Freunde solltest Du doch manchmal etwas mittheilen ..."

[100]) Hier wäre ein interessanter Brief Schuberts, den er am 19. Mai 1819 nach Graz schrieb, einzuschalten; er ist bereits von Kreißle v. Hellborn in der Schubert-Biographie (Wien, 1865, Seite 152 ff.) unzuverläßlich mitgeteilt worden. Das Original liegt im Schubert-Zimmer des Wiener städtischen Museums auf. Die Worte „die Canaille von" sind von fremder Hand (Hüttenbrenner?) in „Gegner wie" korrigiert.

[101]) Unvollständig mitgeteilt bei Kreißle a. a. O., S. 417 f.

[102]) Schubert Franz Karl, 1795–1855, der dritte von den damals noch lebenden älteren Brüdern des Tondichters, Landschaftsmaler und Schreiblehrer dazu. In der Jahresausstellung 1822 der k. k. Akademie der bildenden Künste zu St. Anna in Wien trat er zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Er heiratete ein Frl. Schwemminger und hinterließ drei Kinder.

[103]) Im Original, das am 4. November 1868 in der Grazer „Tagespost“ (Nr. 254) richtiger mitgeteilt wurde, stand hier folgender von Hüttenbrenner wohl mit Absicht ausgelassener Satz: „Du bist ein mächtiger Mann in Grätz, kennst vielleicht Jemanden beim Gubernium oder sonst jemanden, der eine Stimme hat.“ Vgl. Anm. 108.

[104]) Trio in Es-Dur, als op. 101 bei Probst in Leipzig erschienen, die einzige Komposition, die zu Schuberts Lebzeiten in Deutschland herausgegeben wurde.

[105]) Schuppanzigh Ignaz, 1776—1830, Violinvirtuose, Begründer der Quartettproduktionen in Wien.

[106]) Bocklet Karl Maria v., 1801—1881, seit 1820 Violinspieler am Theater a. d. Wien, später Klaviervirtuose und Musiklehrer.

[107]) Linke Josef, 1783—1837, ausgezeichneter Cellist, Mitglied des Beethoven-Quartetts des Fürsten Rasumowsky, dann Kammervirtuose der Gräfin Erdödy, erster Cellist am Theater a. d. Wien, seit 1824 Mitglied der Hofkapelle, von 1828 an Musikdirektor am Kärntnertortheater.

[108]) Die beiden Lieder „Im Walde“ („Ich wandre über Berg und Tal . . .“) und „Auf der Bruck“, fälschlich „Auf der Brücke“ genannt („Frisch trabe sonder Ruh' und Rast . . .“), Text von Ernst Schulze, wurden zu Beginn des Jahres 1828 als op. 90 bei dem Verleger und Papierfabrikanten J. A. Kienreich, den Schubert im September 1827 kennen gelernt hatte, verlegt. Sie waren bereits im März und August 1825 entstanden, so daß der Vermerk der kleinen Auflage „in Musik. gesetzt . . . von Franz Schubert während seiner Anwesenheit in Grätz“ unberechtigt ist. Diese Ausgabe wurde von Josef Franz Kaiser in Graz lithographiert und gedruckt. Im selben Jahre noch erstand Diabelli das Recht der Herausgabe von Kienreich und verlegte die beiden Lieder als op. 93, 1 und 2. Er transponierte dabei das erste von B- in G-Moll, das zweite von As- in G-Dur. Außer diesem Liederhefte erschien auch die in Graz vertonte „Altschottische Ballade“ von Herder bei Kienreich, die einzigen Kompositionen Schuberts, die in Österreich außerhalb Wiens zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden. Vgl. Brief II an Luib, Anm. 164. — Im Original lautet Schuberts Mahnung folgendermaßen: „. . . A propos, warum erscheinen denn die zwei Lieder bei Greiner oder wie er heißt, nicht? . . .“

[109]) Einige Tage darauf schrieb Jenger an Frau Pachler. (Brief verschollen): „Anselm Hüttenbrenner ist ein liederliches Tuch, daß er bei Kienreich die beiden Lieder von Schubert nicht betreibt, damit sie endlich einmal im Stich erscheinen.“ (Kreißle a. a. O., S. 418.) Hüttenbrenner scheint also von Schubert das Mandat für diese Lieder in Graz bekommen zu haben, die erst ein halbes Jahr nach der Abreise des Meisters erschienen.

[110]) Obwohl sich Schubert in derselben Angelegenheit auch an Dr. Karl Pachler wandte (Brief verbrannt), erhielt sein Bruder die erwünschte Stelle nicht.

[111]) Abschrift einer lithographierten Einladung.

[112]) Hüttenbrenners doppelchöriges Requiem in C-Moll war 1825 entstanden und wurde bereits früher für Salieri (7. Mai 1825), für Hüttenbrenners Mutter (acht Tage später), für Beethoven (1827) und endlich (1842) für Kaiser Franz I. in der Domkirche zu Graz durch den steiermärkischen Musikverein aufgeführt.

[113]) Diese Probe wurde auf „Abends um 7 Uhr" verschoben.

[114]) Hüttenbrenner Dr. Andreas Ritter v., 1797—1869, der dritte der vier Brüder H., Bürgermeister von Graz, später Oberlandesgerichtsrat.

[115]) Rauhensteingasse C.-Nr. 934, jetzt als „Mozarthof" Nr. 8. Das „Klein-Kaisersteinsche Haus", dessen ganzen ersten Stock Mozart bewohnte, wurde 1847 niedergerissen.

[116]) Die wenigen Freunde Mozarts begleiteten den Sarg nur bis zur Hälfte des Weges zum St. Marxer Friedhof, wo der Meister in der „allgemeinen Grube" beigesetzt wurde. Die Stelle war später nicht mehr aufzufinden.

[117]) Mayer Karolina, geb. um 1825, Sopransängerin, in Leipzig engagiert.

[118]) Ott Georg, um 1842 Kapellmeister des ständischen Theaters in Graz, übersetzte mehrere Libretti ins Deutsche.

[119]) Rettich Henriette, 1815—1854, Koloratursängerin, kam von Wien nach Graz und wurde 1841 nach einem Gastspiel in München engagiert, wo sie als k. bayr. Hofkapell- und Hofopernsängerin starb.

[120]) Stiepanek (Stěpanek) Antonia (1820—1873), Opernsängerin, später Musiklehrerin, Tochter des Schriftstellers Joh. Nepomuk St.

[121]) Frl. Hoffmann kam vom Hofoperntheater nach Graz und sang am 6. April den Romeo in Bellinis „Montecchi und Capuleti".

[122]) Diese Sängerin trat damals nicht auf. Sie hatte als geborene Grazerin im steiermärkischen Musikverein unter Hüttenbrenners Direktion ihre Ausbildung genossen und war früher in Graz engagiert gewesen.

[123]) Frl. Rettich und der Tenorist Josef Kreipl d. Ä. waren am 18. März 1842 zum letztenmal in Graz aufgetreten.

[124]) Bellinis „Nachtwandlerin".

[125]) Funk Ferdinand, Direktor des ständischen Theaters in Graz.

[126]) Henkel Friedrich, Tenorist.

[127]) Vgl. Anm. 40 und Brief I an Luib.

[128]) „Die zürnende Diana" erschien 1825 mit dem „Nachtstück" (beide Gedichte von Mayrhofer) als op. 36 bei Cappi & Comp. Als

Entstehungszeit wurde fälschlich Dezember 1823 angegeben. Das Autograph erwarb später Nikolaus Dumba. Vgl. Brief I an Luib.

[129]) Vgl. Anm. 42 und Brief I an Luib.

[130]) Vgl. Einleitung.

[131]) Vgl. Anm. 79. Die Widmung ist verstümmelt wiedergegeben. Die Originalhandschrift des „Gretchen am Spinnrad" vergaß H. zu erwähnen. Vgl. Brief I an Luib, Anm. 144.

[132]) Das Lied „Am See", Gedicht von Franz R. v. Bruchmann, erschien nach Schuberts Tod als Nr. 2 der Lief. 19.

[133]) Erschien 1824 als Nr. 2 des op. 6 mit einer Widmung an Goethe bei Cappi und Diabelli.

[134]) Es handelte sich offenbar um Beiträge zu der Schubert-Biographie, die Ludwig Gottfried Naumann herausgeben wollte. Vgl. den Aufruf in der „Allg. mus. Zeitung", 44. Bd., S. 260, vom 23. März 1842.

[135]) Vgl. Anm. 53.

[136]) Cherubini war am 15. März 1842 in Paris gestorben.

[137]) Auch Ferdinand Luib bereitete eine Schubert-Biographie vor, die niemals erschien.

[138]) Mühlfeit Karl, Buchhändler in Graz, verantwortlicher Redakteur und Herausgeber des „Grazer Telegraphen", der seit 1855 erschien.

[139]) Rochlitz Johann Friedrich, 1769—1842, Romandichter und Musikschriftsteller, 1798—1818, Begründer und Redakteur der „Allg. mus. Zeitung" (Leipzig, Breitkopf und Härtel), deren Mitarbeiter er bis 1835 blieb. Am 9. Jänner 1825 schrieb er an Tobias Haslinger über Anselm Hüttenbrenner: „. . . Es freut mich, von Ihnen über diesen trefflichen Künstler Gutes zu hören."

[140]) Fink Gottfried Wilhelm, 1783—1846, Musikschriftsteller, 1827—1841 Redakteur der „Allg. mus. Zeitung", deren Mitarbeiter er schon früher war.

[141]) Ein Nekrolog war 1825 schon in Nr. 24 erschienen; erst Nr. 48 brachte den „kleinen Beitrag zu Salieris Biographie" von Anselm Hüttenbrenner.

[142]) Vgl. Anm. 87.

[143]) Vgl. den Brief an Josef Hüttenbrenner, Anm. 127.

[144]) Vgl. Anm. 5. Eine frühere Fassung trägt das Datum 19. März 1814.

[145]) Vgl. den Brief an Josef Hüttenbrenner, Anm. 129. Hier läßt Hüttenbrenner wieder die H-Moll-Symphonie und den „Wiener Trauerwalzer" unerwähnt. Vgl. Anm. 130 und 131.

[146]) Dem Original liegt heute nur eine Abschrift des Briefes vom 21. Jänner 1819 bei, den H. bereits in den Memoiren, Nachtrag

Nr. 4, mitgeteilt hat. Statt „erloschen" schreibt er hier im dritten Satze „verloschen". Auch hier fehlt der oben ergänzte Satz. Vgl. Anm. 99.

[147]) Vgl. Anm. 24. Es handelt sich offenbar um die acht Variationen über ein französisches Lied (vgl. Anm. 44), von deren Überreichung auch Schindler a. a. O. erzählt. Vgl. außer Spauns und Schindlers Äußerungen die Beethoven-Biographie von Nohl (III, 682), die Memoiren von Rellstab und Rochlitz und Ferdinand Schuberts Antwort bei Kreißle (a. a. O., S. 265).

[148]) Die „Fuchshöhle" der Firma Steiner und Haslinger befand sich in einem Einbau des Grabens, den man nach den einst dort hausenden Devotionalienhändlern (Paternosterern) benannt hatte. Vgl. Thayer (III, 421).

[149]) Klinkowström Friedrich August v., 1778—1835, Maler und Pädagoge, Leiter einer Erziehungsanstalt für adelige Knaben in Wien.

[150]) Von der Hand des leichtblütigen Neffen Karl, dessen Erziehung bekanntlich Beethoven übernommen hatte, stammen folgende an den Onkel gerichtete Worte in einem Konversationshefte des Jahres 1823: „Man lobt den Schubert sehr, man sagt aber, er soll sich verstecken."

[151]) Schindler Anton, 1796—1864, Musikschriftsteller, Vertrauter Beethovens.

[152]) An diesem Besuche sollen auch Josef Hüttenbrenner, Jenger und der Maler Josef Teltscher teilgenommen haben.

[153]) Es wird auch berichtet, daß Schubert unter den 38 Fackelträgern hinter Beethovens Sarg ging und nach dem Leichenbegängnis in einer Weinstube „auf der Mehlgrube" Beethovens Manen zugetrunken habe.

[154]) Szalay Joseph de, Klavierspieler, Schüler Försters und Hummels. Schubert spielte mit ihm in der Wipplingerstraße, in der Wohnung des Beamten Groß, häufig vierhändig. Vgl. Anm. 12—16.

[155]) Vio Betty (der Vorname ist mit Bleistift im Briefe eingefügt), 1802—1872, Sängerin am Kärntnertortheater 1819—1824. Sie sang bei der Erstaufführung des Schubertschen Singspieles „Die Zwillingsbrüder" das Lieschen (Juni 1820).

[156]) Unger-Sabathier Karoline, 1800—1877, k. k. Kammersängerin. Ihr Vater, der Schriftsteller und Wirtschaftsrat Johann Karl U., war ein Förderer Schuberts.

[157]) Cornet Julius, 1793—1860, Schüler Salieris, 1818 oder 1819 in Graz, dann am Theater a. d. Wien, später in Prag engagiert. Schubert erwähnt seiner in dem hier fehlenden Briefe vom 19. Mai 1819 an Anselm Hüttenbrenner; vgl. Anm. 100. In den fünfziger Jahren war er Direktor des Wiener Hofoperntheaters.

[158]) Vgl. Anm. 94 und 95.

[159]) Esterházy Graf Johann Karl, 1775—1834, k. k. Kämmerer, Gönner Schuberts.

[160]) Im Sommer der Jahre 1818 und 1824 weilte Schubert als Musiklehrer der gräflichen Familie auf dem Landgute Zelész im Komitat Bares.

[161]) „Divertissement à la hongroise" (1824, op. 54). Auch die große C-Dur-Symphonie (1828) zeigt den Einfluß ungarischer Motive.

[162]) Der Besuch im September 1827 galt vor allem der Familie Pachler.

[163]) Schloß Wildbach bei Deutsch-Landsberg, Süd-Steiermark, damals im Besitz der Witwe Masseg, einer Tante des Dr. Karl Pachler. Schubert und Jenger, der ihn nach Graz begleitet hatte, reisten mit dem Ehepaar Pachler und Anselm Hüttenbrenner am 10. September 1827 nach Wildbach, um am 12. wieder nach Graz zu fahren, wo Schubert bis zum 20. verweilte.

[164]) Vgl. Anm. 108 und 109; ferner Brief III an Luib. Die Angaben über die Entstehung sind ebenso unrichtig wie auf dem Titelblatte der von Hüttenbrenner überwachten Grazer Ausgabe.

[165]) Schubert weilte nur einmal in Graz.

[166]) Pachler Faust Dr., 1819—1891, Schriftsteller, k. k. Regierungsrat, Kustos der k. k. Hofbibliothek, verfaßte u. a. die Broschüre „Beethoven und Marie Pachler-Koschack", Berlin 1866.

[167]) Vgl. Anm. 108 und 109; ferner Brief II an Luib, Anm. 164.

[168]) Vgl. Anm. 77.

[169]) Moscheles Ignaz, 1794—1870, berühmter Pianist, Komponist, Schüler Albrechtsbergers und Salieris.

[170]) Hummel Johann Nepomuk, 1778—1837, Klaviervirtuose, Komponist.

[171]) Eybler Josef, 1765—1846, Kirchenkomponist, seit 1825 Hofkapellmeister.

[172]) Stadler Maximilian, 1748—1833, Kirchenkomponist, Abbé commendataire.

[173]) Vgl. Anm. 25.

[174]) Zu Salieris Zeiten ging das kindische Märchen um, er habe Mozart vergiftet.

[175]) Weigl Josef, vgl. Anm. 33.

[176]) Er hatte sieben Töchter.

[177]) Vgl. Anm. 52. In ihrem Tagebuche erzählt Sophie Müller, daß Schubert mit einigen Freunden (Jenger, Vogl, Teltscher und den beiden Hüttenbrenner) 1825 und 1826 mehrmals bei ihr zu Gaste war und musizierte. Frl. Müller und Vogl sangen dort seine neuen Lieder.

[178]) Diesem Fräulein Fanny Hügel ist das undatierte Lied „Leise, leise laßt uns singen ..." von Schubert gewidmet, dessen Autograph Josef Hüttenbrenner besaß.

[179]) Santini Felice, 1798—1836, seit 1834 in München, hervorragender Baßsänger, besonders gut in Buffopartien. Seine Stimme reichte bis zum großen D hinab.

[180]) Vgl. Anm. 3.

[181]) Doblhoff-Dier Karl Frh. v., 1762—1845, Schüler Albrechtsbergers und Salieris.

[182]) Kalchberg Johann R. v., 1765—1827, Dichter, Historiker.

[183]) Zizius Johann Nepomuk, Prof., 1772—1824, Rechtsgelehrter.

[184]) Egger Franz R. v., Prof., 1765—1835, Rechtsgelehrter, seit 1803 in Wien.

[185]) Dolliner Thomas, Prof., 1760—1839, Rechtsgelehrter, k. k. Hofrat, seit 1805 in Wien.

[186]) Scheidlein Georg Edl. v., Prof., 1750—1825, Rechtsgelehrter, seit 1779 in Wien.

[187]) Vgl. Anm. 48.

[188]) Jenull Sebastian, Prof., 1777—1848, Rechtsgelehrter, seit 1804 in Graz.

[189]) Wahrscheinlich Marie Wilhelmine Gräfin Wurmbrand, geb. 1764, Witwe des 1804 verstorbenen Anton Graf Leslie.

[190]) Hüttenbrenner Peter, 1833—1881, später Hauptmann.

[191]) Hüttenbrenner Paul, 1830—1896, der älteste Sohn, später Major.

[192]) Hüttenbrenner Felix, geb. 1837, k. k. Bezirksrichter i. P., lebt in Graz.

[193]) Von den sechs Schwestern blieb nur Marie, die älteste, ledig; zwei waren mit österreichischen Hauptleuten, eine mit einem Regimentsarzt und eine mit einem Grazer Bankier verheiratet.

[194]) Pichler Alexander v., 1810—1896, Oberst. Eine der beiden Schwestern Anselms war mit dem Generalmajor Andreas v. Pichler vermählt.

[195]) Am 16. Juni 1816 feierte Salieri sein 50jähriges Dienstjubiläum, zu dem ihm auch Schubert ein selbst gedichtetes und vertontes Poem überreichte. Mosel und Kreißle erwähnen a. a. O. Hüttenbrenner unter den Festgästen nicht; er scheint damals in Graz geweilt zu haben.

[196]) Salieri stand in des Kaisers Gunst; schon 1774 wurde er zum Kammerkomponisten ernannt.

[197]) Vgl. Einleitung, Seite 4, Anm.

[198]) Nach einer anderen, wenig glaubwürdigen Version soll Beethoven damals zu Hüttenbrenner gesagt haben: „Fahren Sie so fort,

Anselm! Sie haben meinen Geist und der Franz (Schubert) meine Seele!"

[199]) Wurmbrand Graf Ferdinand, 1807—1886, Obersthofmeister des Erzherzogs Franz Karl.

[200]) Richtig Forgacs geschrieben.

[201]) Adamberger Antonie, 1790—1867, bis 1817 am Burgtheater engagiert, später verehelichte v. Arneth.

[202]) Dieses Frl. Linhart erwähnt Dr. Leopold v. Sonnleithner in einem Briefe an Josef Hüttenbrenner vom 26. März 1821: Schubert solle morgen bestimmt zu ihr kommen, um das Lied „Der Jüngling (auf dem Hügel)" zu proben, das bei Sonnleithners gesungen werden sollte. Der Text dieses kurz vorher vertonten Liedes stammt von Heinrich Hüttenbrenner. Sophie Linhart steht auch 1824 auf der Subskribentenliste der Gedichte Johann Mayrhofers, des Freundes Schuberts, neben Hüttenbrenner u. a. Sie sang noch zu Schuberts Lebzeiten wiederholt seine Lieder in Konzerten.

[203]) Schütz Josef, Sänger am Theater a. d. Wien, Gemahl der Kammer- und Opernsängerin Amalie Schütz-Oldosi (Holdhaus).

[204]) Pálffy Ferdinand Graf v. Erdöd, 1774—1840, Direktor des Theaters a. d. Wien 1813—1825.

[205]) Die Vorliebe Schuberts für diese Symphonie bestätigt auch Josef v. Spaun in seinen Memoiren.

[206]) Man erinnert sich an Schwinds Worte: „Er sah aus wie ein betrunkener Fiaker."

[207]) Vgl. Anm. 54.

[208]) Es ist wohl der Lehrer Ferdinand Schubert, Franzens älterer Bruder, gemeint, der im Jahr darauf starb.

Johann Pezzl.

Zu seinem 150. Geburtstage.

Von

Gustav Gugitz.

Die deutschen Aufklärer, und dazu muß man die deutschösterreichischen ganz besonders rechnen, sind aus dem Gedächtnisse des deutschen Volkes geschwunden, und auch die Literaturgeschichte nahm sich der wenigsten an. Indessen ihre Vorläufer in Frankreich noch heute einen klingenden Namen haben, sind sie als Nachfolger in das Grab der Vergessenheit gefallen, und dies gilt von den österreichischen Aufklärern besonders, die zwar den Ehrentitel der „Josefiner" führen, der aber gleichwohl nur in diesem Kollektivbegriffe eine bescheidene Unsterblichkeit verlieh. Was war die Schuld an diesem nahezu gänzlichen Versagen der andauernden Popularität dieser Josefiner, von denen sich eigentlich nur ein einziger, Alois Blumauer, in die Gegenwart gerettet hat? Vielleicht ist eben der Fall Blumauer, der gerade der einzige war, der den französischen Aufklärern das Handwerk glücklich abguckte, deutlich genug. Nicht allein, daß die Deutschen und Deutschösterreicher die Aufklärung aus zweiter Hand nahmen, sondern daß sie diese so unvorteilhaft als möglich vorbrachten, war die Schuld ihres späteren Versagens, sie wußten ihre Tendenz nicht unterhaltsam zu machen, ihnen fehlte die glückliche Form, ohne welche selbst der beste Gedanke nicht wirken kann und die einen hundertmal gehörten Gemeinplatz oft völlig neu und überraschend gestaltet. Überall, wo nur diese deutsche

und österreichische Aufklärung nicht zu gelehrt und didaktisch vorging, hatte sie auch einen sicheren Erfolg, und die Form, in der ihr dies gelang, war dann die der französischen Aufklärer.

Über den ungeheuren Einfluß, den namentlich Voltaire auf die österreichischen Aufklärer in allen Formen nahm, wäre wohl ein besonderes Wort zu sprechen; hier kann nur hingewiesen werden, wie Blumauer die „Pucelle“ nachempfand, Pezzl den „Candide“ in seinem „Faustin“ vergröberte und ein Josef Richter sich etwa in „Neue Legende der Heiligen“ an Voltaires „La bible expliquée“ hielt. Die Schwärmerei eines Retzers, dem Gräffer ein Stückchen vom Bette des Philosophen von Ferney bringt, sei nur nebenbei angedeutet. Neben dieser unselbständigen, national nicht charakterisierenden Form fanden die österreichischen Aufklärer nur eine Seite in Voltaires Lebenswerk. Das „écrases l'Infame“, das Voltaire seinen Freunden in jeder Beziehung schrieb, deuteten sie nur auf die Vernichtung des Klerikalismus und in dieser Einseitigkeit gingen sie bis zur Erschöpfung, auch der Geduld ihrer Zuhörer. Sie verstanden es indessen nicht, die letzten politischen und sozialen Konsequenzen der Aufklärung zu ziehen, die doch wohl die Franzosen in der großen Revolution zogen, und es wirft auf den Charakter dieser Aufklärer ein schlechtes Licht, wenn sie Rom nur so lange bekämpfen, als sie gemeinschaftliche Sache mit dem Hofe machen konnten, die sich aber sofort politisch für unmündig erklärten oder sich wenigstens in ein vielsagendes Schweigen einhüllten, oder wieder mit den Regierenden gemeinsame Sache machten, als die Reaktion einsetzte. Ist es denn nicht bezeichnend, daß man fast alle josefinischen Schriftsteller der Freimaurerei ergeben sieht, sie, die später nur im tiefsten Servilismus erstarben, als die billigen Zoten und Schimpfreden gegen den Klerikalismus nicht mehr zündeten, und die Reaktion ihre Sendung als „patriotisch“ bezeichnete. Herr Ratschky, der Freimaurer und Kuttenpeitscher, sang seinen „Melchior Striegel“, und Haschka, dem der Kaiser

seine ingrimmigen Oden gegen den Papst selbst verbieten mußte, wendet nun seinen Schwulst in Verwünschungen der schlimmen Franzosen an. Wo bleibt nach 1790 der Mannesmut, der sich so lange äußerte, als Josef II. Schirm und Schutz bot? Und wo bleiben nach 1790 die Josefiner? Sie scheinen hinweggefegt, teils hört ihre Produktion fast gänzlich auf, teils nimmt sie aber auch ein gänzlich anderes Gesicht an. War nun die aufklärende Schriftstellerei, die nur bis vor Rom kam und dann „ante portas“ stehen blieb und sich mit wenigen Ausnahmen ängstlich hütete, auf andere Gebiete überzugreifen, eine wirkliche Herzenssache und worin lag ihre auffallende spätere Charakterschwäche?

Wenn sich nun zum Beispiel Richter in seinen „Geistesströmungen“ mit der Phrase weiterhilft, daß die Lösung für das Geistesleben der Österreicher in der Anerkennung oder Nichtanerkennung Kants lag und dieses das Um und Auf der Aufklärung sein sollte, wie stimmt das damit, daß einer der charaktervolleren Aufklärer, wie Johann Pezzl, Kant ganz ingrimmig verfolgte, und Haschka, der zeitweilige Denunziant und Polizeispitzel, gerade ein Kantverehrer war, wie aus seinen Briefen an Reinhold hervorgeht. Es wäre freilich zu wünschen gewesen, diese Männer hätten einen kategorischen Imperativ ihres Gewissens gehabt, aber ihre allgemeine Charakterschwäche, die zugleich die des ganzen Landes erklären soll, kann sich doch nicht bloß durch die Ablehnung irgendeines philosophischen Systems erklären, was höchstens bezeichnend sein kann, sondern muß wohl auf andere Ursachen zurückgeführt werden. Die Hauptursache ist wohl die, daß die ganze josefinische Aufklärungsbewegung nicht aus dem Volke, nicht aus freierwählten Männern des Volkes hervorgegangen ist, sondern aus einer kleinen Beamtenkoterie und den sie manifestierenden Schriftstellern. Beamtenschriftsteller waren es — dieselben Beamtendichter, die für die franziscceische Zeit nicht im guten Sinne so bezeichnend geworden sind — die die österreichische Aufklärungsperiode

anbahnten, zu dem Zwecke, bei dem jungen hingebungsvollen Kaiser die glänzende Rolle zu spielen, die früher den Jesuiten vorbehalten war. Es waren nicht freie Schriftsteller, Schriftsteller von Metier, wie die Franzosen, die sich gerade in ihrer Ungebundenheit zu einer neuen Macht im Staate aufschwangen, sondern die offiziösen Stimmen einer allerdings aufgeklärteren Regierung. Man wird mir vorhalten, daß nicht alle Schriftsteller dieser Zeit Staatsbeamte waren. Ich muß erwidern, es lag nur nicht an ihnen, daß sie es nicht waren, und man muß nur Einblick in manche Akten erlangt haben, um zu sehen, wie fast alle Aufklärer nur schrieben, um ein Ämtchen zu erhaschen.

Dies nimmt auch kein Wunder, da die materielle Lage der Schriftsteller in Österreich in Ermanglung jeder für ihr Wirken notwendigen Institution eine äußerst prekäre war, und zudem Österreich zu Beginn der josefinischen Ära von dem Typus des literarischen Abenteurers überschwemmt wurde, wobei nun allerdings auch die Freimaurerei ihre Rolle spielte. Wir sehen eine ganze Reihe solcher Ausländer die sich bald so heimisch fühlen, daß gerade ihre Arbeiten im typisch Wienerischen wurzeln, ihr Glück in Wien versuchen, darunter auch unseren Pezzl. Dabei hatten sie aber alle eine Stelle, die versorgte, im Auge. Konnte nun eine solche streberische Schriftstellerei, die nur Mittel zum Zweck war, irgendeine wohltätige Konsequenz für die wahre Volksaufklärung auf allen Gebieten haben? Sie mußte, da sie als Beamtenschriftstellerei doch wohl jeden Augenblick persönlich zur Verantwortung gezogen werden konnte, doch nur in Einseitigkeit und in einem nationalen Partikularismus erstarren, der zuerst nur unzeitgemäß und lächerlich, später aber direkt reaktionär und verwerflich war.

Nichts ist bezeichnender, als eine Äußerung Blumauers, die Kaltenbäck überliefert hat.[1]) Danach sprach Blumauer

---

[1]) Siehe „Österr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatenkunde", I. Jahrg., Wien 1835. „Blätter f. Lit.", pag. 296.

einmal mit Leon über die Fortsetzung seiner „Äneide“. Und als Leon ihm die eingetretenen Schwierigkeiten — damit ist wohl das seit Kaiser Josefs Tode geänderte Regierungssystem gemeint — entgegenstellte, äußerte er sich lächelnd, daß man sich wohl nach den Umständen richten müsse. Die ganz konsequente Erfüllung dieser zynischen Äußerung übernahm übrigens Schaber in seiner Fortsetzung der travestierten „Äneide“, die mit der Pfaffenhetze begann und mit der Jakobinerhetze, den geänderten Zeitverhältnissen Rechnung tragend, endete.[1] Das echt aristippische Lebensprinzip der Wiener Schriftsteller oder jener Ausländer, die das Capua der Geister in seinem Wohlleben fesselte, ließ sie in der „Aufklärung“ oft nicht viel mehr als die Fleischfrage des Freitags suchen und sie begaben sich ihrer besseren Überzeugung leicht in einer guten Anstellung, wobei ihnen die Freimaurerei am meisten behilflich war. Dieses Aufklärungswesen, das in einer gewissen Perspektive stets mit einer Gloriole umgeben scheint, verliert also in dieser Hinsicht beim näheren Zusehen viel von seinem ehrwürdigen Glanze. Es imponiert dem seichten Freidenker freilich, daß sich Prälaten mit dem Hammer begraben ließen, aber wir wissen, wie gerade die königliche Kunst in Österreich einem ausgedehnten Cliquenwesen und einer verderblichen Magie und Alchimie diente, jene königliche Kunst, die von Josef II. mit dem gebührenden Worte „Gaukelei“ abgetan wurde und die leider die wahren Aufgaben der Humanität nur zu sehr hintansetzte.

Die Wiener Schriftsteller nahmen nur den leichten Teil, sozusagen den offiziösen Teil der Aufklärung, in das Repertoire ihrer Leyer auf; ihr Kampf gegen Rom, der von der Regierung gebilligt wurde, war ihre Zigeunermusik.

---

[1]) Ist es nicht die ergötzlichste Travestie auf die Zeitverhältnisse, daß Blumauer zu den sogenannten „Jakobinern“ in Österreich in keinem anderen Verhältnisse stehen konnte, als mit der Frau eines in diesem traurigen Jakobinerprozesse Verurteilten später im Konkubinat zu leben?

Diese war wohl charakteristisch, aber nicht charaktervoll. Wir sehen den Josef Richter den Klerus zwischen 1780 und 1790 bitter verfolgen, wir sehen aber auch diesen Richter die Gräfin Paar in der pöbelhaftesten Weise angreifen, weil sie armen französischen Gefangenen Wohltaten erwies. Dies geschah im Jahre 1794. Und in den Eipeldauerbriefen von 1806 (Heft 4) wird von demselben Richter, der in zahlreichen Schriften den römischen Klerus angegriffen hatte, Kotzebue wegen ganz landläufigen aufklärerischen Ansichten bereits als Antichrist ausgegeben. Wo blieb da die Aufklärung als Herzenssache? Und es war sicher nicht allein der Klerus, der den „Josefinismus" stürzte, sondern zugleich die merkwürdige persönliche Würdelosigkeit seiner Propagandisten und der Beginn jener Beamtenherrschaft, die sich seit der josefinischen Zeit immer mehr ausbreitete und nur den Interessen der Regierung als Brotgeberin und nicht denen des Volkes diente, das daher auch die Aufklärung nicht anders als eine Modesache auffaßte, so wie es zur Zeit der Koalitionskriege rätlich war, den Patrioten hervorzukehren. Und die josefinischen Beamtenschriftsteller waren es, die der nächsten Regierung ebenso gefällig dienten oder wenigstens von ihrer Stelle aus, die sie durch ihre Tätigkeit für die vorhergehende Regierung errungen hatten, behaglich zusahen, wie die Dinge ihren Lauf zurück nahmen und sie hatten nicht den Mut, diese warme Stelle zu gefährden. Der Patriotismus war nunmehr jenes ehrenhafte Deckmäntelchen ihres Strebens, so wie es eben früher die Aufklärung war. Gewiß hatte dieser Patriotismus, der sich schon zu Josefs Zeiten in einem eitlen, oft größenwahnsinnigen Partikularismus[1]) äußerte, bevor er zum feigsten Servilismus wurde, auch eine gute Seite. Die österreichischen Schriftsteller fühlten sich in dieser „Los-von-Rom"-Bewegung

[1]) Zum Beispiel in der übertriebenen Empfindlichkeit bei Angriffen auf Wiener Zustände von seiten fremder Schriftsteller.

zum erstenmal national und wurden bewußt auf ihre Heimat aufmerksam. Zum erstenmal versuchten sie sich daher in österreichischen, bezüglich Wiener Zuständen und Charakteren und gaben der Literatur so das notwendige Fleisch und Blut im Gegensatze zu den früheren Schemen. Und gerade die naturalisierten Ausländer gingen in dieser Entdeckung des österreichischen Wesens oft voran und so verdanken wir dem gebürtigen Bayer Pezzl zum Beispiel die klassische Skizze des josefinischen Wiens. Die josefinischen Schriftsteller werden gewöhnlich zwar der Rückständigkeit in den literarischen Formen beschuldigt und sie standen auch der Antike gänzlich fremd gegenüber, dafür schufen sie das, was man heute unter dem Namen „Heimatskunst" bezeichnet und was sich im Wiener Roman und in Vorstadttheaterstücken als gesunder Realismus anbahnte. Dieses bleibende Verdienst wirkte auch noch auf die neue Dichtergeneration und hier wurzelt auch die naturalisierte Klassik Grillparzers, die uns so eigentümlich vertraut in ihrer von der Form nur verschleierten österreichischen Zuständigkeit anmutet.

So enttäuscht man auch von dieser josefinischen Tendenzliteratur in vielen Fällen wird, ganz abgesehen von der unbefriedigenden Form, die durch die journalistischen Aufgaben dieser Literatur bedingt ist, so muß man doch nicht vergessen, daß sie wenigstens einen Stein in das Rollen brachte, einen Keim zur späteren Reife in die österreichische Erde senkte. Die Macht Roms war getroffen worden. Und dieser josefinische Gedanke wird von jeder neuen Generation immer weiter verfolgt und er gewinnt auch bei Grillparzer in frühester Jugend bezeichnenderweise in einer Nachahmung Blumauers mit der ganzen Äußerlichkeit dieser Art Aufklärung abermals seinen Ausdruck. Indessen diese Wurzeln so noch aus der politisch und ethisch betriebenen Aufklärung die belebenden Säfte zuführten, entfaltete die Krone bereits eine literarisch blühendere Form der Aufklärung in der Gegenüberstellung der Antike zur reaktionären Romantik,

in seinen „Ruinen des Campo vaccino" vermählte Grillparzer so endgültig Form und Idee und vollendete damit, was die josefinischen Schriftsteller, denen die Empfindung der ästhetischen Macht der Antike wohl gänzlich mangelte, nur einseitig in einer rein politischen Idee anstrebten. Rom wurde es viel gefährlicher, die Antike in ihrem Glanze zu zeigen, anstatt sie zu travestieren. Erst aus diesem ästhetisch betriebenen Kampfe aber konnte die schöne Literatur mit Gewinst hervorgehen.

Auch unser Pezzl, der gänzlich in der josefinischen Aufklärung aufging und sicher einer der würdigsten Charaktere im Gegensatze zu vielen Kampfgenossen war, suchte mit seinen Schriften nur humanen und politischen Bedürfnissen zu dienen. Zudem führte er die Feder als witziger, oft geistreicher Schriftsteller, der aber stets von seinem Gegenstande beherrscht wurde und nie mit der Phantasie über ihn hinausging. Die Schriftstellerei war ihm ein nützliches Handwerk gleich anderen; dem allgemeinen Wohle sollte sie dienen. Er war der geborne Feind der Romantiker, kein Freund der Antike; der praktischen Gegenwart, die freilich oft nach hausbackenem Philisterium schmeckte, wollte er allein dienen. Dieser konnte er sich nur in der Form der Satire gegenüberstellen, die auch seine Stärke wurde und die er von den Franzosen in ihrer Form übernahm. Ausgegangen war er mit seinen satirischen Angriffen, wie alle Josefiner, von den Mißbräuchen des römischen Klerus, den er schwer verfolgte, vielleicht, wie so viele dieser Zeit, zuerst aus rein persönlichen Motiven. Indessen fühlte sich Pezzl von dieser Art Aufklärung, die endlich in eine wüste Pfaffenhetze ausartete, angeekelt. „Der lärmende Unfug, welchen man seit ungefähr einem Jahrzehend aus allen Eken des deutschen Bodens mit dem Wort Aufklärung treibt, hat beinahe die Sache selbst zum allgemeinen Spott gemacht", schreibt Pezzl in seiner Skizze von Wien.[1] „Dieß ist das Werk

[1]) Wien u. Leipzig 1787, 3. Heft, pag. 348 f.

und die Schuld eines großen Haufens kleiner Geister, unmündiger Köpfe, die bei der jetzt allgemein eingerissenen Leseschwelgerei einige Grundsätze von großen Männern über diese Sache aufgefangen, aber nicht genug verstanden und verdaut haben; und dann gleich dem Knaben Bajazzo, hinter jenen Meistern herlaufen, auch' Jo! rufen, und in die Kreuz und Queere von Aufklärung schnattern."

Indessen sollten ihn diese „literarischen Säuglinge" nicht an der Ausübung der wahren Aufklärung verhindern, die er nicht bloß in einer von allen Äußerlichkeiten befreiten Religion allein finden wollte, sondern auch in der kulturellen Betätigung des bürgerlichen Lebens überhaupt. Und diese Art Aufklärung übte er namentlich seit seiner Ansässigkeit in Wien dadurch aus, daß er den Wienern eine Reihe satirischer Spiegelbilder ihres rückständigen Kulturlebens vorhielt. Aber während er sie mit der einen Hand züchtigte, hielt er doch mit der anderen gleich einem „Erzwiener" den Schild des österreichischen Partikularismus gegen die Angriffe der Berliner Schriftsteller, namentlich Nicolais, vor, welch letzterem er übrigens doch sehr in der ganzen Lebensanschauung glich. In dem Grade als er in Wien heimisch wurde, schien auch sein Quietismus zu wachsen und schließlich fand auch er als Beamtenschriftsteller seine Bestimmung. Fortan war sein Lebensideal eigentlich das eines aufgeklärten, aber dabei sehr konservativen Philisters. Ja, er leugnete wohl gelegentlich seine Vergangenheit ab, als ihn die Zeitumstände dazu zwangen. Seine Biographie Josefs II. ist beinahe eine Verurteilung. Daß er sich allerdings nicht in das Lager der Reaktion selbst begab, ist gewiß lobenswert, aber auch ihm blieb der Mund bei ihrem Fortgange verschlossen und sein Unmut über das allgemeine Fiasko der Aufklärung machte sich nur auf literarischem Gebiete geltend, wo eigentlich nichts vor seinem Spotte standhielt. Indessen mochte er schließlich selbst einsehen, daß er sich überlebt hatte und ähnlich wie sein Freund

Blumauer, der sich auf die Bibliographie verlegte, als ihm bei dem Einbruche der Reaktion die Leier langsam verstummte, warf er sich auf die Topographie Wiens, in der er schließlich gänzlich aufging.

Johann Pezzl[1]) wurde am 30. November 1756 zu Mallersdorf in Niederbayern als ehelicher Sohn eines ehrsamen Bäckermeisters geboren.[2]) Über seine früheste Jugend ist uns freilich nichts bekannt geworden, indessen hat er in seinem „Faustin“ und in seinen „Briefen aus dem Noviziat“ wohl heimatliche Verhältnisse im Auge gehabt, die auf seine spätere Entwicklung Einfluß nahmen und die vielleicht nicht sehr ersprießlich waren. Die klösterliche Atmosphäre — Mallersdorf hatte ja damals eines der begütertsten Klöster — herrschte in diesem Städtchen sicher vor und es mag sein, daß auch Pezzl, wie mancher ärmere Bürgerssohn bloß auf den Wunsch der Eltern hin, sich anfänglich dem geistlichen Stande widmen sollte, wie ja auch die Sage geht, daß er eine Zeitlang sich in einem Kloster aufhielt. Freilich haben

[1]) Hauptquelle, obschon dürftig, ist Wurzbach. Der Beitrag in der „Allg. dtsch. Biographie“ fußt nur auf Wurzbach, ohne sich zu bemühen, Neues zu bringen. Selbst das genaue Geburts- und Todesdatum stand aus. Ebenso unzulänglich ist Goedecke, der Pezzl schmählicherweise unter die Räuberromanschriftsteller (!) einreiht; so wenig vertraut ist die neue Zeit mit seinen Werken und seiner Persönlichkeit. Merkwürdigerweise hat sich auch in Archiven nicht allzuviel über ihn finden lassen; die Wiener Archive versagten vollständig. Die neuen Quellen über ihn sind jeweilig am gehörigen Orte verzeichnet. Leider hat auch Pezzl selbst über sein Leben nahezu keine Andeutung gemacht. Ein Porträt von ihm, wohl das einzige und bis jetzt völlig unbekannt, findet sich im „Österr. Nationaltaschenkalender für 1789“.

[2]) Das Taufzeugnis der Pfarre Westen, das mir Herr Pfarrer Pitzl gütigst zur Verfügung stellte, lautet: „Am 30. November 1756 wurde von Pater Peter Beno Seiberth, Profeß in Mallersdorf, getauft: Johann Andreas Pezl (sic!), ehel. Sohn des Franziskus Pezl, Bäckers von Mallersdorf und der Magdalena, geb. Stuber von Aufhausen; dessen Pathe: Johann Maximilian Widmann, Schneider in Ried.“

wir keine Dokumente dafür, und einzig die Anschaulichkeit, mit der er das Klosterleben in seinen „Briefen aus dem Noviziat“ schildert, mag der Sage einige Wahrscheinlichkeit verleihen. Ob Pezzl in dem Kloster selbst, das er im „Faustin“ Abtei Wansthausen nennt, die Abtei (Westen?) in Mallersdorf im Auge hat, wage ich nicht zu entscheiden, der übertriebene Haß gegen die Klöster scheint jedoch immerhin auf persönliche Erlebnisse zu deuten. Das erste Dokument, das nach dem Taufbuche über Pezzls Leben Aufschluß gibt, ist in der Salzburger Studienbibliothek verwahrt. Es ist ein Attest des Physikprofessors P. Wolfgang Graf, worin er am 22. August 1775 dem „Joannes Evangelista Pezl (s. Taufschein), Mallerstorfensis“ bestätigt, daß dieser auf dem bischöflichen Lyzeum in Freising Physik gehört und sich durch außerordentliche Fähigkeiten und Fleiß den ersten Platz erworben habe, wie er auch gegen seine Vorgesetzten sich achtungsvoll und lobenswert benahm. Das Jahr darauf finden wir Pezzl bereits in den Matrikeln der Universität Salzburg als Juristen eingetragen.

Von 1776 bis 1780 studierte Pezzl in Salzburg die Rechte, nur in dem Studienjahre 1778/79 findet sich sein Name in den Matrikeln nicht vor.[1]) Vielleicht hielt er sich gerade in diesem Jahre eben in einem Kloster auf, da er bereits das Jahr darauf seine „Briefe aus dem Noviziat“ veröffentlichte. Warum Pezzl die für ihn ausländische Universität Salzburg den bayrischen Universitäten vorzog, ist ebenfalls nicht zu ergründen. Das „Wiener Schriftsteller- und Künstlerlexikon“ ꝛc. (Wien 1793, pag. 101) schreibt, daß ihn widrige Schicksale aus seinem Vaterlande vertrieben hätten; welcher Art diese waren, ließ sich leider nicht ermitteln. Pezzl fristete sein Leben, wie so viele unbemittelte Studenten, wahrscheinlich nun durch Hofmeisterei, Über-

[1]) Für diese Mitteilung bin ich dem Herrn Archivar Dr. Petzold besonders zu Danke verpflichtet.

setzungen, Schreibarbeiten weiter und griff wohl auch nur notgedrungen zur Schriftstellerei, die sich ihm der ganzen Natur seines Erstlingswerkes nach teils durch ein persönliches Erlebnis, teils durch die für die Tendenzschriftstellerei günstigen Zeitumstände aufdrang.

Im Jahre 1780 erschien anonym, so wie Pezzls Werke fast alle, das erste Bändchen der „Briefe aus dem Noviziat“[1]), denen bis 1783 Pezzl noch drei weitere folgen ließ. Die aufklärerische Tendenz dieser Briefe, die sich sehr abfällig über das Leben und Treiben in den Klöstern äußerten, war lange durch andere ähnliche Werke vorbereitet worden und stand jetzt nur durch den Regierungsantritt Josefs II. wieder an erster Stelle unter den Tagesfragen. Vorausgegangen waren „Die Klagen wider das Mönchswesen“, „Nachrichten von Klostersachen“, Wielands „Goldener Spiegel“, die „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes“, die „Geschichte der drei Kalender“ und ähnliches. Von ganz besonderem Einflusse auf Pezzl und von der weittragendsten Bedeutung für den Kampf der Aufklärung überhaupt waren indessen die „Briefe über das Mönchswesen, 1771—1781“, die von G. M. v. La Roche, J. C. Riesbeck, mit dem Pezzl wahrscheinlich von Salzburg aus (s. später) befreundet war, und J. Brechter herausgegeben wurden. Sie erschienen ebenso wie Pezzls Buch in Zürich. An diese freimütigen Briefe schlossen sich nun jene Pezzls direkt an und noch zahlreicher waren die Nachfahren, die, durch Josef II. ermuntert, das Klosterleben in den schwärzesten Farben darstellten und der Aufhebung der Klöster das Wort redeten. Ich nenne hier nur J. Rautenstrauch, Born, L. A. Hoffmann, Bretschneider &c. Pezzl, der in seiner Heimat zuerst schlimme Übergriffe des Klerikalismus kennen gelernt hatte, denn der bayrische Hof unter Karl Theodor stand gänzlich unter der Herrschaft der

---

[1]) Zürich bei Orell 1780—1783, 4 Bde. 8°; so Meusel, Gelehrt. Deutschland. Mir sind nur 3 Bde. bekannt geworden.

Geistlichkeit, gehörte bald zu den Chorführern der Aufklärungskämpfer gegen Rom, bei welchen diese Briefe für Bayern und Österreich den Beginn der Fehde bedeuteten. Pezzl schildert nun in den vier Bändchen in sehr anschaulicher Weise, die die Sage von seinem Aufenthalte in einem Kloster fast in Wahrheit verkehren könnte, das traurige Los der Novizen, die sich durch tausend Albernheiten und Demütigungen zum wohlbestallten Pater, der im Genußleben aufgeht, durchringen müssen. Er malt in satirisch-pikanten Zügen, die zumeist der französischen Literatur entlehnt sind, verschiedene Mitglieder des Mönchstandes, hier Dummheit und Aberglaube, da finsterer Fanatismus und Bosheit, hier gedankenloses Wohlleben und Heuchelei. Alle Untugenden gehen in diesen christlichen Gemeinden herum. Kein Mißbrauch der römisch-katholischen Kultusgebräuche entgeht dem aufmerksamen Satiriker, die Ausbeutung der Ohrenbeichte, die lächerlichen und entwürdigenden Demütigungen der Disziplin, die unsinnige Heiligenverehrung und das alberne Vergenden der Zeit durch gedankenlose Exerzitien werden in drastischen Beispielen dem Spotte des Jahrhunderts preisgegeben. Dabei geißelt Pezzl die Rückständigkeit in den wahren Wissenschaften, denen ein gewisser Fetischismus und eine papierene Dogmatik, der jedes Menschliche fehlt, gegenübergestellt wird. Die asketischen Schriften, die Legende der Heiligen sowie die Regel des heiligen Benedikts werden in Einzelheiten bitterböse durchgehechelt. Der Verfasser kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß das Mönchswesen nur eine heuchelnde Larve vorhat, hinter der sich alle menschlichen Torheiten, Fehler und Laster oft nur im verstärkten Maße erblicken lassen. Alle diese Mönchsregeln sind nur Farcen auf das Naturrecht und die Menschheit. Sicher sind Pezzls Angriffe in vielen Punkten berechtigt, ohne dabei in ein unangenehmes Pathos zu verfallen. Die satirischen Ausführungen werden mit vieler Laune vorgebracht, freilich verfallen sie leider oft in einen gar zu frivolen Ton, der aus Frankreich geholt wird

und bei den österreichischen Aufklärern nie fehlen darf. Da das Werk seine Wirkung aus dem allgemein Menschlichen holt, so könnten seine Ergebnisse noch heute mit wenig Abänderungen auf gegenwärtige Verhältnisse wohl ebensogut angewendet werden, wie auf die vergangenen. Freilich würde man neben so vielen Schatten doch auch einiges Licht wünschen. Die Angriffe aus dem klerikalen Lager blieben natürlich nicht aus. Gegen die „Litteratur des katholischen Deutschlands, herausg. v. ein. katholischen Patrioten" wendet sich Pezzl noch in den fortgesetzten Briefen selbst. Da er namentlich die bayrischen Zustände im Auge hatte, so war das Werk in Bayern verboten. In Wien wurde es dagegen öffentlich verkauft.[1]) Als besonders grobes zelotisches Pamphlet gegen Pezzls Briefe erschienen „Unpartheiliche Gedanken über die Briefe aus dem Noviziat", 1781, 8⁰ [2]), die allerdings in dem einen Punkte recht haben, daß Pezzl mit Vorliebe jene Stoffe aufsucht, die pikant behandelt werden können.

Pezzl verließ bald nach dem Erscheinen der ersten Bändchen seines Erstlingswerkes Salzburg und begab sich in die Schweiz. Diese Auswanderung, die etwa im Jahre 1781 stattgefunden haben dürfte, wird ebenfalls mit diesem Erstlingswerke in Zusammenhang gebracht. Die „Briefe aus dem Noviziat" sollen ihm, wie Meusel[3]) berichtet, eine gerichtliche Untersuchung zugezogen haben, deren Folgen er sich durch eine Abreise entzog. Die Salzburger Zensurakten enthalten indessen nichts Drohendes gegen die Briefe und ihren Ver-

[1]) S. Schlözer, Histor. Portefeuille, II. Stück.

[2]) S. „Kalender ohne Heiligen (sic!) auf d. J. 1782", pag. 6. „Äußerst niedrig und grob", ebd. wird Pezzls Werk eine schnurrige Farce genannt. Die Allg. dtsch. Bibl., Anhang zu Bd. 37—52, III. Abtlg., pag. 1435 f., lobt natürlich die Tendenz der „Briefe ꝛc." und wendet sich gegen die „Unpartheylichen Gedanken"; vgl. auch K. H. v. Lang, Memoiren. Braunschweig 1842, I., pag. 62.

[3]) Meusel, Gelehrt. Deutschld. „Er kam darüber an der Universität zu Salzburg, wo er zur Zeit der Herausgabe des 1. Bdch. studierte, in Untersuchung und ging dann nach Zürich."

fasser, auch ist die Regierung des Erzbischofs Hieronymus als sehr tolerant bekannt. Trotzdem könnten gegen Pezzl wohl Unannehmlichkeiten im Anzuge gewesen sein, denen er als der Klügere einfach aus dem Wege ging. In seiner „Reise durch den bayrischen Kreis“, die er erst 1784 herausgab, spricht er übrigens von Salzburg mit Wohlwollen und großer Anerkennung, was also eigentlich nicht auf unangenehme Erfahrungen hindeuten würde. Auch streift er mit keinem Worte diese angebliche Affäre.[1]) Das Wiener Schriftsteller- und Künstlerlexikon, Wien 1793, pag. 101 f., sagt freilich ausdrücklich: „. . . widrige Schicksale sollen ihn aus seinem Vaterlande und auch aus Salzburg vertrieben haben.“ Pezzl, der seinen schriftstellerischen Beruf immer mehr erkannte, dürfte sich indessen in Salzburg als Schriftsteller nicht frei genug gefühlt haben und dies könnte wohl mit ein Hauptgrund gewesen sein, daß er sich nach Zürich begab, wo sein Werk verlegt worden war und er einen Freund, Joh. Kasp. Riesbeck, der sich von 1777—1779 in Salzburg aufgehalten hatte und mit seinen Schriften nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist, antraf.

Pezzl blieb nun bis zum Frühjahr 1784 in Zürich, wo er von den Erträgnissen seiner Feder lebte. Er betätigte sich hier als Übersetzer von französischen Reisewerken. Eine Übersetzung von „Poivre, Voyages d'un philosophe, Yverdon 1768“, erschien unter dem Titel: „Reisen eines Philosophen oder Bemerkungen über die Sitten von Afrika, Asien und Amerika. Aus d. Franz., Salzburg, Mayr, 1783, 8°“, und eine andere von „P. Sonnerat, Voyage aux Indes orien-

[1]) Vgl. auch „Faustin“ ꝛc. (1784), pag. 294. — „Du hast Recht Freund! erwiderte Traubach; mit Salzburg ist es ein ganz ander Ding. Dieß ist ein herrliches Stück Lands, das aufgeklärteste im ganzen baierschen Kreise. Wäre nicht Joseph in Wien, ich hätte grosse Lust, mich für meine ganze Lebenszeit dorthin zu setzen. Gleich erleuchtet, gleich tolerant sind Hof und Stadt.“ — So kann doch unmöglich jemand sprechen, der in Salzburg schlechte Erfahrungen machte;

tales et à la Chine", Paris 1782, 4°, unter dem Titel: „Reise nach Ostindien und China, 1774—1781. Aus dem Französischen. Mit 140 Kupferstichen. 2 Bde. Zürich, Orell, 1783. gr.-4°."

Außer diesen Arbeiten, die nur für das tägliche Brot getan wurden, entstanden aber auch selbständige Werke. Pezzl gab eine „Reise durch das Gebiet von Zürich" (zirka 1782) heraus, die mir aber unzugänglich blieb.[1]) Hier in Zürich arbeitete Pezzl nun sein berühmtestes Werk, den „Faustin"[2]), aus, der unter den Bildungsromanen seinerzeit sicher zu den gelesensten gehörte und im Jahre 1783 erschienen ist. Pezzl begab sich mit diesem Romane gänzlich unter den Einfluß Voltaires, dessen Candide das Vorbild des Helden Faustin ist. Hier wie dort ist es die Absicht, zu zeigen, wie wenig wahre Aufklärung, Toleranz 2c. zu finden sei und wie sehr alle diese Worte bedeutungsloser Schall blieben. Während Candide mit seinem Optimismus, den er in die beste der möglichen Welten setzt, scheitert, verliert Faustin auf seinen Irrfahrten vielfach den Glauben an das Schlagwort vom philosophischen Jahrhundert. Laut Vorrede will Pezzl „eine Skizze der letzten convulsivischen Bewegungen des sterbenden Aberglaubens, Fanatismus, Pfaffentrugs, Despotismus und Verfolgungsgeistes geben, unter denen er noch — durch große und kleine Feinde der Aufklärung und Duldung, des Menschenverstandes und Menschengefühls unterstützt — seine sinkende Wuth zeige, die Hefe seines schändlichen Giftes von sich speie, ehe er der Philosophie und dem Rechte der Menschheit die Siegeskrone überlasse. Nicht Satire auf unser Jahrhundert und dessen

---

[1]) André, „Sendschreiben üb. d. Literaturwesen i. Wien. 1795. pag. 158."

[2]) „Faustin oder das philosophische Jahrhundert." Zürich, Orell, 1783, 8°; 2. Aufl., ibid. 1784; 3., vermehrte u. verb. Ausg., 1785; 4. u. 5 vermehrte Aufl., 1788, 8°; Nachdruck in München 1783 und wohl öfters Übersttzg.: „Faustin ou le siècle philosophique," Amsterdam 1784, gr.-8°; s. Wien. Ztg. 1785, pag. 578.

schöne Devise, sondern Sarkasmen auf jene hartköpfigen und schwachköpfigen Männer, die sich noch hie und da mit lächerlichen Grimassierungen entgegensperren, jenes ehrenvolle Symbol unseres glücklichen Zeitalters allgemein und herrschend werden zu lassen". So läßt Pezzl nun seinen Helden, der aus Bayern gebürtig ist, von Land zu Land ziehen, um die wahre Aufklärung und den Aufschwung der wahren Kultur der Menschheit kennen zu lernen. Aus Bayern vertrieben, weil er gegen das Mönchswesen eiferte — hier scheint er wohl sein eigenes Schicksal im Auge gehabt zu haben — wandert er nach Italien, wo er Intoleranz, Aberglauben und Ignoranz am eigenen Leibe spüren muß, ebenso ergeht es ihm in Spanien und selbst in Frankreich wühlt die Reaktion im Geheimen. Voltaires Leichnam wird auf dem Schindanger bestattet. Im katholischen Deutschland ist die Sache des römischen Klerikalismus noch immer obenauf. Zu dem lernt er aber die nichtswürdige Tyrannei der kleinen Potentaten Deutschlands kennen, die ihre Untertanen gleich einem Stück Vieh verschachern. Er selbst muß an dieses letzte Mittelalter glauben und wird nach England als Soldat verkauft. Leider weiß er die Kulturzustände Englands und Amerikas ebensowenig mit seinem „philosophischen Jahrhundert" in Einklang zu bringen. Die protestantische Intoleranz in England ist nicht geringer als die katholische der anderen Länder und in Amerika muß er die traurige Behandlung der Negersklaven mit ansehen. Endlich befreit, kommt Faustin nach Europa zurück und geht nach Berlin. Sein Glaube an die zunehmende Aufklärung, als deren erster und vornehmster Begründer Voltaire gepriesen wird, war bereits durch seine schlechten Erfahrungen, die ihm neben einem Fünkchen Licht immer die tiefsten Schatten wiesen, tief erschüttert worden, als der Geist, den er in Berlin kennen lernt und die Anfänge der Regierung Josefs II. in ihm die Überzeugung wieder wecken, daß mit dem Jahre 1780 der vollständige Sieg der Philosophie und Vernunft über den Aberglauben und die

Intoleranz begonnen habe. Und so entschließt sich denn Faustin, den Rest seiner Tage in Wien zu verbringen.

Pezzl häuft in diesem Roman, der in seiner Handlung nur von Episode zu Episode geführt wird, eine Anzahl von Anekdoten an, die alle für das Jahrhundert bezeichnend sind, damals durch die Journale liefen und die er seinen Helden erleben läßt. Allerdings ein ziemlich einfaches Mittel, wenn die Phantasie und die Erfindungsgabe einem Dichter versagt sind. Der Erfolg des Romans, der unzweifelhaft war, lag nur in der geschickten Auswahl jener Anekdoten mit der Aufklärungsnote und ihrer tendenziösen Ausnützung. Der Held selbst liefert nur ein dürftiges Gerippe, indem er die Anekdoten dadurch allein, daß er sie erlebt, zusammenhält, Fleisch und Blut fehlen aber. Diese Anekdoten könnten noch hundertfach fortgesetzt werden, ohne daß der Held etwas anderes als eine Puppe ihrer Tendenz sein würde. Wir können sehr wohl die Gesinnung des Autors schätzen, aber das hindert nicht, daß „Faustin“, abgesehen von einzelnen guten und satirischen Einfällen und Bemerkungen, alles nur durch Zufall oder Willkür des Autors rein äußerlich erlebt und daß diese Erlebnisse absolut in keinem Rapport zu irgendwelchen seelischen Vorgängen des Helden stehen. Sie lösen keine wahren Empfindungen aus, sie haben, da sie immer wieder für sich als einzelne Anekdoten wirken, nicht die Wahrscheinlichkeit des Erlebens an sich und selbst die Idee, von der sie getragen werden, entschädigt uns nicht für die seelenlose Gestalt des Faustin, der alle diese Erlebnisse so mitmacht und abtut, wie jemand ein Kleid wechselt. Wir lesen eine große Anzahl Vorfälle, können aber bei diesem Roman trotzdem von keiner Handlung sprechen, und der Held, dessen Name so große Vorstellung erweckt, ist uns am Ende mit seiner Seele nicht näher gekommen als am Anfang. Faustin ist nur der Schriftsteller selbst, der eine Anzahl Vorfälle glossiert und ihnen satirische Lichter aufsetzt. Es ist das Verhältnis des Kritikers zum Objekt, was wir hier

sehen, das wahre poetische Gestalten, das von der seelischen Veranlagung des Helden notgedrungen auf die einzelnen Erlebnisse kommt und diese wieder auf die Seele zurückwirken läßt, vermissen wir in diesem Roman vollständig. Ein Konglomerat von tendenziösen Anekdoten bildet noch keine einheitliche Handlung und eine Figur, die man durch alle diese Anekdoten bloß als Zuschauerin hindurchgehen läßt, ist noch nicht poetisch belebt und menschlich interessant. Der Zeit indessen genügte die Tendenz und die ethische Wirkung, die von ihr ausging; heute, wo diese Wirkung wegfällt, entschädigt uns freilich nicht die Gesinnungstüchtigkeit für die poetische Unzulänglichkeit dieser rein verstandesmäßigen und äußerlichen Aufklärungsliteratur. Ob der Name des Helden willkürlich gewählt wurde oder bewußt an Faust anknüpft, um im Deminutiv einen Abkömmling des großen Ahnen anzudeuten, der freilich unter tieferen Erkenntnisschauern vom Himmel durch die Welt zur Hölle wandelte, indessen Faustin die Welt allein in seiner einseitigen Manier hausbacken durchstreifte und auffaßte, muß wohl unentschieden bleiben. Pezzl und seine Zeitgenossen machen keine diesbezügliche Anspielung, doch spricht die Technik des Romans, der sich in lauter Episoden auflöst, einigermaßen dafür, daß der Autor an die Fausttradition anknüpfte.

Pezzl kann sich immerhin rühmen, in seiner Zeit nicht wenig Aufsehen mit seinem Roman gemacht zu haben; die vielen Auflagen, abgesehen von den Nachdrucken, sprechen dafür, noch mehr aber die zahlreichen Nachahmungen, die fast das Recht geben, von einer Faustinliteratur zu sprechen. Vor allem lieferte P. A. Winkopp, gleich Pezzl aus Bayern gebürtig, eine direkte Fortsetzung, die man fast immer mit Pezzls Buch zusammen antrifft. Dieser trieb sogar mit dem Titel einen Mißbrauch, indem er (1784) einfach ein zweites Bändchen desselben Titels wie Pezzls Buch anonym herausgab und so bei dem Publikum die Meinung erweckte, als ob Pezzl diese Fortsetzung geschrieben hätte. Winkopp ließ

Faustin die wahre Aufklärung in Wien ebenfalls nicht finden, sondern erst in Berlin, was ihm natürlich bei Nicolais „Allg. dtsch. Bibl.“ [1]) Lob eintrug, wenngleich schon der Mißbrauch mit dem Titel gerügt wurde. Winkopp ließ hierauf die zweite Auflage unter dem Titel: „Faustins Reise im philosophischen Jahrhundert, 1785“ erscheinen, da sich auch Pezzl bitter über diese Spekulation Winkopps beschwerte. [2]) Von eben demselben Winkopp ist auch: „Sinzerus, der Reformator. Ffft. und Lpzg. 1787“, welchen Roman Wurzbach mit Unrecht Pezzl zuschreibt. Auch dieser Roman ist eine Nachahmung „Faustins“ und jeder wird leicht erkennen, daß „Faustins Reise“ und dieser Roman von demselben Verfasser herrühren müssen. Ich muß mich indessen begnügen, die übrigen Nachahmungen „Faustins“ hier einfach bibliographisch zu verzeichnen, da sie mir auch größtenteils nicht zugänglich waren. Es erschienen zuerst: „Faustins Briefe, Berlin 1785, 8⁰“, eine rohe, zotige Geschichte. [3]) Dann zeigte sich „Der dramatische Faustin für Hamburg. Thaliens, Freystadt 1784, 8⁰“ [4]); eine Fortsetzung war wohl: „Reise des dramatischen Faustins, Hamburg 1787, 8⁰“. [5]) Ein „Antifaustin, Wien ca. 1786, 8⁰“, dürfte vom klerikalen Standpunkte aus geschrieben worden sein. Hierauf folgte: „Hirans komische Abenteuer und Wanderungen auf dem Welttheater. Ein Kumpan des Faustins, Erasmus Schleichers, Paul Ysops und J. Bunkels. Gera 1794. 8⁰.“ Verfasser war J. T. Plant. Dann erschien: „Faustins des jüngeren

[1]) S. Bd. 61, pag. 427; Bd. 70, pag. 138 ff.; daß Winkopp der Verfasser ist, s. Schulz, „Literar. Reise d. Dtschld.“ 1786. 2. Heft, pag. 24 f.

[2]) S. „Realztg.“ Wien 1784, pag. 633, 746; s. a. „Wien. Blättch.“ (1784) v. 11. Nov. u. vgl. die Vorrede zu „Faustin, 3. Aufl.“, in welcher Pezzl versichert, keine Fortsetzung zu schreiben, obwohl ihn selbst die Kritik dazu ermunterte.

[3]) Vgl. „Allg. dtsch. Bibl.“, Bd. 72, pag. 190 f. Man hält K. v. Günderode für den Verfasser.

[4]) Vgl. „Allg. dtsch. Bibl.“, Bd. 69, pag. 400 f.

[5]) S. „Theaterkalender auf d. J. 1788.“ Gotha, pag. 224.

Reisen und Thaten im schwindelnden Jahrzehend der Freiheit am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Lpzg. 1799, 8⁰." [1]) Selbst das neue Jahrhundert brachte noch Nachahmungen, und zwar: „Faustins Halbbruder oder Ludwig Schobinger (Verf. K. G. Albrecht), Freiberg 1801, II., 8⁰", und „Cosmopolitische Wanderungen eines Zigeuners. Ein Seitenstück zum Faustin (v. H. C. Schiede), Cölln 1806, 8⁰". Eine frühere Nachahmung soll ein Roman: „Die schöne Unschuldige von Simmerl ꝛc., 1783, 8⁰", [2]) sein und in einer politischen Broschüre: „Zusammenkünfte in den elysäischen Feldern ꝛc., 1787, 8⁰", tritt ebenfalls Faustin auf (vgl. pag. 43 ff.).

Zeigen diese Nachahmungen, die sich vielleicht sogar noch vermehren lassen, von der Beliebtheit des Romans, so hielt auch die Kritik nicht mit dem Lob zurück. Die „Allg. dtsch. Bibl." ist natürlich mit der Tendenz zufrieden und möchte nur das unbedingte Lob Voltaires eingeschränkt wissen, auch tadelt sie einige Provinzialismen. [3]) Sie fordert Pezzl sogar zur Fortsetzung des Romans auf. Noch günstiger lauten einige Wiener Kritiken. [4]) Eine spätere Zeit, die die Tendenz nicht besah, erkannte freilich, wie oberflächlich und äußerlich dieser „Faustin" nunmehr war. [5]) Der Kuriosität halber erwähne ich, daß Abafi in seiner „Geschichte der Freimaurerei in Österr.-Ung., 4. Bd., pag. 133", diesen Roman ein illuminatisches Werk nennt, leider ohne diese Behauptung weiter zu begründen. Sehr tiefe Weisheiten dürfte auch ein

---

[1]) S. H. Hayn, „Bibl. Germ. erot." 1885, pag. 72.

[2]) S. „Provinzialnachrichten", Wien 1783, pag. 1421. — Ich habe diesen Roman inzwischen durchgelesen und kann in ihm keine Nachahmung finden.

[3]) S. Bd. 58, pag. 134 ff.; Bd. 61, pag. 427 f.; Bd. 67, pag. 126; Bd. 89, pag. 465.

[4]) S. „Die Brieftasche," Wien 1783, 8. Nr., pag. 32; „Provinzialnachrichten," Wien 1783, pag. 1406 f.

[5]) S. „Schreyvogels Tagebücher", hrsg. v. C. Glossy. Berlin 1903, II., pag. 3. „Um 6 Uhr machte ich Licht und las ‚Faustin'. Gleichwohl ein sehr rohes Produkt."

in dieser Materie Kompetenterer, als ich bin, im Faustin nicht finden.

Nicht allein in literarischer Hinsicht hatte dieser Roman für Pezzl Bedeutung, sondern auch seinem Lebensgang gab er ferner die Richtung an. Faustin sollte er selbst sein und wo Faustin die wahre Aufklärung fand, wollte auch er sein Lebenswerk fortsetzen. In Österreich war inzwischen Josef II. zur Regierung gelangt, seine Reformen erschienen im vollen Gange und der neue Aufschwung lockte alle Unternehmungslustigen auf jedem Gebiete an. So trat auch Pezzl wahrscheinlich voll Hoffnungen ungefähr im Frühjahre 1784 die Reise nach Wien über Bayern und Salzburg an.[1]) Im Herbste war er jedenfalls schon in Wien, da wir in Wiener Zeitungen[2]) bereits Beschwerden über den Nachdruck seines „Faustins" lesen. In Wien schloß er sich bald dem Kreise der Aufklärer an, die den berühmten Verfasser des „Faustins" gern aufnahmen. Er wurde von diesen auch, wie wir sehen werden, für die Freimaurerei gewonnen und sollte nun fortan als naturalisierter Österreicher an dem josefinischen Aufklärungswerke teilnehmen. Namentlich Blumauer scheint bald sein Freund geworden zu sein, da dieser bereits 1785 seine berühmte „Epistel von Gastein" an seinen Freund Pezzl richtete.[3])

Dieser hatte inzwischen seine Wanderung literarisch verwertet, und zwar in der „Reise durch den Baier'schen Kreis. Salzb. u. Lpzg. 1784, 8°". Das Buch ist ganz im Stil des „Faustins" gehalten, außerdem knüpft es in der Tendenz an „Nicolais Reisebeschreibung" und Riesbecks[4]) „Briefe eines reisenden Franzosen" 2c. an. Alle Vorkommnisse

---

[1]) Vgl. die „Reise durch den bayrischen Kreis".

[2]) Vgl. „Wien. Blättch." (1784) v. 11. Nov.; „Realztg.", Wien 1784, pag. 633, 746.

[3]) S. Blumauers „sämmtl. Werke", Wien 1809. 4. Bd., pag. 90 ff.

[4]) Dieser ist es auch, der in dem Buche mit „Karl" apostrophiert wird.

werden nur in bezug auf die Aufklärung geprüft und halten meist wenig Stand vor Pezzls scharfer Kritik. Die Reise geht von Passau aus und endet in Salzburg; München und Salzburg werden auf ihren Kulturzustand besonders geprüft. Während München sehr schlecht wegkommt, spricht Pezzl über Salzburg sehr achtungsvoll, was wohl sonst ein Beweis dafür wäre, daß er dort keine schlechten Erfahrungen machte. Die Herrschaft des Klerikalismus, religiöse Mißbräuche, wie Wallfahrtsorte 2c., Mönchsherrschaft, Zelotentum 2c. müssen noch stärkere und derbere Angriffe als im „Faustin" erdulden. Das Buch hat noch heute seinen kulturhistorischen Wert und da es mit amüsanten Anekdoten gewürzt ist, so hat es auch genug Leser gefunden. Die „Allg. dtsch. Bibl." [1]) lobte das Werk, wie jedes Buch, das die Inferiorität und Verdummung der katholischen Länder gegenüber den protestantischen in ein grelles Licht setzte; Nicolai hätte sich ja in sein eigenes Fleisch schneiden müssen. „Der Verfasser schreibt sehr gut", lautet daher die Kritik, „nur einige Provinzialismen laufen mit unter; er schildert Natur und Menschen zum Anschauen und geißelt die Thorheiten scharf. Sittlichkeit, Aufklärung und Nationalcharakter sind sein vorzügliches Augenmerk 2c." Ebenso enthält die „Wiener Realzeitung" [2]) eine sehr günstige Kritik, die sogar das Buch über Nicolais umfängliche Reisebeschreibung stellt, „da es eben nicht nöthig sey, dicke, dicke Bände vollzuschmieren, um uns von der Beschaffenheit eines Landes zu unterrichten und das Denkwürdigste daraus aufzuzeichnen". Die durch den Verlag zelotischer, ultramontaner Werke bekannte Buchhandlung Wolf in Augsburg, die von Pezzl wegen ihrer teils unduldsamen, teils abgeschmackten Scharteken angegriffen wurde, gab eine besondere Broschüre: „Kleiner, aber nothwendiger Beytrag zu der Reise durch den Bayrischen Kreis, wird in der Wolfischen Buchhandlung

---

[1]) S. Bd. 61, pag. 466 f.
[2]) S. 1784, pag. 594 ff.

in Augsburg gratis ausgegeben, 1784, 8°", zu ihrer Verteidigung heraus.[1])

Obwohl nun Pezzls schriftstellerische Erfolge nicht gering waren, so war doch seine Lage in Wien anfänglich sicher eine ziemlich prekäre. In der Nähe nahmen sich die von Pezzl selbst so gepriesenen Wiener Verhältnisse unter Josef II. denn doch ganz anders aus und er mußte einsehen, daß er selbst den Mund im Lobe ein wenig zu voll genommen hatte, noch ohne Augenzeuge gewesen zu sein. In Wien konnten nur diese Schriftsteller ihr tägliches Brot finden, die ihr Talent in journalistischen Broschüren zersplitterten und ohne Sammlung bloß dem Tageserfolge zustrebten. Zudem gab es nicht eine Zeitung von literarischer Bedeutung und sonst kam nur das Theater in Betracht, das den Dichtern Verdienst gab. Die „Allg. dtsch. Bibl."[2]) spricht daher auch von Pezzls eingeschränkten Verhältnissen und daß sich seiner niemand annehmen wollte. Und ein interessantes kleines Pamphlet: „Ein Neujahrsgeschenk für die Herren Wiener Autoren. Von einem Schwaben[3]), 1785 (pag. 29)", widmet Pezzl folgendes bezeichnendes Epigramm:

„Wien weis Talent und Kunst zu lohnen,
Drum läßt es unterm Dach ihn wohnen."

In einer Randnote wird beigefügt: „Der Verfasser des Faustins: der Reise durch den bayrischen Kreis: der Marokaner Briefe, vielleicht auch der Briefe aus dem Noviziat: aber bey allem diesen noch immer bestimmt, gewissen Herren das Mehl auf die Mühle zu führen, und

[1]) S. „Allg. dtsch. Bibl.", Bd. 78, pag. 196 f.; vgl. auch üb. diese Broschüre: „Sinzerus, der Reformator", 1787, pag. 247 f.

[2]) Bd. 64, pag. 593.

[3]) Die Verfasser waren zwei später berüchtigte Pamphletisten, namens Fezer und Weimar, die für den ebenso berüchtigten Buchdrucker Wucherer schrieben.

sich mit den Klagen zu begnügen.“ [1]) Entschieden ein Gegner der Aufklärer [2]) knüpfte an diese Bemerkung mit einem hämischen Epigramm an und meinte:

„Man gibt die Küpfel nicht den Säuen,
Er ist kein Wiener — fort zu Kleyen.“

Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, wenn Pezzl abermals eine bittere Satire vorbrachte, da er nun ganz die Schicksale seines „Faustin“ erlitten hatte, der auch vergebens die wahre Humanität und Aufklärung suchte. Den äußeren Anlaß zu Pezzls neuem Werke: „Marokkanische Briefe. Aus dem Arabischen. Ffkt. u. Lpzg. (Wien, Schmidt) 1784; neue, vermehrte Auflage, 1784, 2. Aufl. ibid. 1785, 8⁰, gab die Anwesenheit der marokkanischen Gesandten in Wien im Jahre 1783, die den Wiener Pöbel und die Broschürenschreiber für lange Zeit mit Stoff versorgte. Diese exotischen Gäste spielten wohl eine kleine Komödie, um Josefs Größe, deren Ruf selbst bis in die fernsten Länder drang, genügend zu illustrieren, nicht unähnlich jener persischen Gesandtschaft, die man dem alternden Ludwig XIV. vorspielte. In der Form griff Pezzl wieder auf seine altbewährten Franzosen zurück; war es Voltaire im „Faustin“, so beeinflußten ihn jetzt neben Voltaire hauptsächlich Montesquieu mit seinen „Lettres persanes“

[1]) Diese Anspielungen erklärt die Rechtfertigung des Schwaben über seine „Neujahrsgeschenke an die Herren Wiener Autoren“, 1785, pag. 35: „Es gibt doch wunderliche Leute in Wien. Haben einige es nicht einmal auszulegen gewußt, daß ich unter den Herrn, denen Herr Pezzl das Mehl zur Mühle führt, gewisse schmutzige Buchhändler verstanden habe, die das nach dem innerlichen Werth zu bestimmende Honorarium in ein schustermäßiges Macherlohn verwandelt haben und Wunder glauben, was sie thun, wenn sie einem guten Autor für ein Manuskript, das ihnen über tausend Gulden trägt, 24 Dukaten geben. Wien hat aber auch grosmüthige Männer, wenn sie gleich keine Edlen von sind.“ Unter dem „Edlen von“ ist der Buchdrucker Schönfeld verstanden, der schlecht zahlte.

[2]) S. „Osterei für Wiens Autoren“, 1785, unter Pezzl.

und d'Argens mit seinen „Lettres chinoises“ und „Lettres juives“. Nach diesen bildete er ja auch den Titel. Die Form, Satiren unter dem Deckmantel fremder Völker auf europäische Zustände zu schreiben, eventuell dabei Gegensätze zu konstruieren, die oft zugunsten des Naturvolkes gegenüber dem Kulturvolke ausschlugen, wurde von Frankreich aus verbreitet und sicher durch Rousseau bestärkt. Der ideale Mensch, den das 18. Jahrhundert suchen wollte, lenkte naturgemäß das Interesse auf ferne Völker, bei deren Natürlichkeit die besten sozialen Verhältnisse herrschen sollten. So zog man seit Cooks Reisen die Tahitier heran und so wollte man natürlich vom Standpunkte eines solchen Naturmenschen auch die europäischen Kulturverhältnisse betrachtet sehen. Die Satire und die Utopie des 18. Jahrhunderts gewann an dieser Idee neuen Boden. Solche Träume von glücklichen Völkern und seligen Inseln gewannen feste Gestalt in den Staatsromanen und sozialistischen Utopien, die eben damals in Frankreich zuerst aufkamen, als ein Symptom der allgemeinen Sehnsucht nach Umgestaltung der unerträglichen gesellschaftlichen Zustände.[1]) Pezzl lockte indessen namentlich die Wirkung des Kontrastes, der darin lag, daß er einen Marokkaner, der doch in Wien ein wenig den „wilden Mann“ spielte, einer deutschen oder deutschösterreichischen Nation gegenüberstellte, die sich damals für die aufgeklärteste hielt. Das war boshaft genug für die eingebildeten Aufgeklärten, um so mehr, da auch Pezzl zu dem Ergebnis des Seumeschen Gedichtes kam: „Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!“

Pezzls Marokkaner berichtet in einem naiven Tone in seine Heimat, was er alles auf seiner Reise nach Deutschland gesehen und erfahren hat, um sich nur stets zu verwundern, denn das, worüber man so großes Geschrei macht, ist ihm entweder als selbstverständlich in seiner Heimat bekannt

[1]) Vgl. etwa: Fénélon, Télèmaque (1700); Terasson, Sethos; Leszczynski, Entretien d'un Européen avec un insulaire du royaume de Dimotala (1752); Rétif de la Bretonne, Découverte australe (1781).

oder doch wenigstens nicht des Aufhebens wert. Die Satire beginnt mit einem Spotte auf Nicolais Reisebeschreibung, um dann auf alle möglichen Gebiete überzugehen. Zuerst werden die elenden politischen Verhältnisse Deutschlands gegeißelt, besonders das kleine Potentatentum ganz im Stile Heines; über Soldaten- und Ministernnwesen findet Pezzl manches gute Wort. Die einzige richtige Regierungsform liegt für ihn in der Erziehung und in der Preßfreiheit. Wir können heute freilich das Bildungselend und die Preßkorruption gegenüberstellen. Natürlich tönt auch in dieser Satire das alte Lied von der Toleranz der Religionen wieder. Pezzl steht nun bereits auf einem neuen Standpunkte, indem er überhaupt dieses papierene Gezänke der Theologen und Aufklärer verachtet. Er tut diesen Schriftstellern zwar gewiß Unrecht, denn diese Streitschriften waren für den menschlichen Verstand wichtig. Bis auf den Grund verfolgt, zeigen sie, daß sie zu mehr als leeren Distinktionen führen und schließlich ein ganz anderes Resultat geben, als man vermutete und jene Theologen dahinter suchten. Pezzl eifert besonders gegen Zölibat und Ohrenbeichte, „die zween Angel, in denen sich die Gewalt der Römischen Mufti über die katholische Welt dreht. Solange sie nicht aus diesen gehoben wird, arbeiten die katholischen Fürsten vergeblich, sich ganz von Rom unabhängig und ihre Priesterschaft gegen ihre Pläne unmächtig und unschädlich zu machen". Alle diese Behauptungen sind freilich sehr wahr, aber doch zu einfach wahr, um noch heute anregender zu wirken. Das sind Gemeinplätze geworden, die allerdings im politischen Leben noch immer mit manchem Vorteile angewendet werden. Im folgenden wendet sich Pezzl noch gegen die schlechte unnationale und bigotte Erziehung durch Gouvernanten und Abbés, um mit mehreren Paradoxen, namentlich über die Ehe, abzuschließen. Trotz aller Fehler und trotz der Zerfahrenheit Deutschlands indessen kann es der Satiriker nicht unterlassen, diesem Lande, dessen einstige Größe er in der Einigung ahnt, ein großes Loblied zu singen.

Die „Allgem. dtsch. Bibliothek" [1]) mit ihrer dummen Jesuitenriecherei kann es allerdings nicht billigen, daß Pezzl ein geeintes Deutschland wünscht, weil dann die römisch-katholische Religion wieder die herrschende sein würde; sonst schließt sie sich den Ausführungen Pezzls willig an. Die Satire lebte von ihrer Aktualität und machte sicher Aufsehen. Die „Briefe über den gegenwärt. Zustand d. Litt. u. des Buchhandels in Österreich", 1788, pag. 90 f., schreiben: „Der Verfasser des ‚Faustins' ꝛc. schrieb vor einigen Monaten ein Buch, das er ‚Marokkanische Briefe' betitelte; diese Briefe sind zwar verboten, werden aber deswegen häufig gekauft und gelesen. Die hiesige Kraußische Handlung hat die ‚Marokkanischen Briefe' im Verlag und dem Verfasser für jeden Bogen 3 Dukaten bezahlt." [2]) Von einer Nachwirkung auf die Gegenwart kann bei dieser Satire, die sich pedantisch und tendenziös an alle Tagesfragen anklammert, ohne sich von diesen in einem überlegenen Humor zu befreien und einen höheren Standpunkt für das allgemein Menschliche zu gewinnen, wohl keine Rede sein. Wir können uns ihr nur historisch gegenüberstellen, wenngleich uns einzelne Anschauungen modern genug anmuten, so zum Beispiel wenn Pezzl zwei neue Staatsdepartements, eine „Geschmackskommission" und ein „Liebestribunal" eingeführt wissen will. Ein Gegner entstand der Satire in: „Hamids Meynungen über die Marokkanischen Briefe an seinen Freund Sidi." Lpzg. 1785, 8⁰. Der anonyme Verfasser findet die Satire übertrieben und wendet sich namentlich gegen die Vorwürfe, die den Protestanten wegen Intoleranz gemacht werden, um dann die Herabsetzung der religiösen Gebräuche über-

[1]) S. Bd. 62, pag. 103 ff.; s. auch „Wiener Chronik", 1. Bd., pag. 113 ff. (unbedingt lobende Kritik).

[2]) Vgl. „Denkschrift f. den Groß- u. Buchhändler, G. Ph. Wucherer, Wien 1786, pag. 16": „Ich frage mich: wohin sind zwey Auflagen der bey Schmidt in Wien gedruckten und von der Censur verbotenen marokkanischen Briefe gekommen?"

haupt zu tadeln. Er findet Pezzl sophistisch und sich stets widersprechend. Indessen dürfte die „Allg. dtsch. Bibliothek“ (Bd. 75, pag. 154 f.) doch recht haben, wenn sie den Verfasser, der zwar sehr objektiv sein will, einen Wolf im Schafpelz nennt, der der klerikalen Partei nahesteht.

Pezzl versuchte es nun, sich in Wien festzusetzen, und da ihn die Schriftstellerei wohl nicht ausschließlich ernähren konnte, so sah er sich nach einer Versorgung um. Eine solche verdankte er sicher seinem Beitritte zur Freimaurerei, die damals in Österreich allmächtig war und ihren Mitgliedern stets eine hilfreiche Hand bot. Seit 1783 gehörte Pezzl der Loge zur Wohltätigkeit an [1]), die später in die Loge zum Palmbaum überging. Seit 1785 treffen wir Pezzl auch dort als Mitglied an. [2]) Als im Jahre 1786 Josef II. die Vereinigung der vielen einzelnen Logen in eine einzige befahl, da namentlich in den sogenannten Winkellogen viel Unfug von allerlei Abenteurern rc. getrieben wurde, nahm sich auch Pezzl der königlichen Kunst an, die anläßlich eines harten, aber doch zu rechtfertigenden Wortes, das der Kaiser über die Freimaurerei aussprach, heftig bekämpft wurde. „Gaukelei“ hieß Josef II. manche Vorgänge innerhalb der Logen und es entbrannte über dieses Wort und die anbefohlene Reform ein heftiger Broschürenstreit, zu welchem auch Pezzl in einem anonymen Schriftchen: „Schatten und Licht. Epilog zu den Wienerischen Maurerschriften.“ Wien, Hartl, 1786, 8° [3]),

---

[1]) S. L. Abafsi, „Geschichte der Freimaurerei in Österreich-Ungarn“, Budapest. 4. Bd., pag. 332. Die Loge zur Wohltätigkeit war in Wien. Nachdem Pezzl seit 1783 schon dieser Loge angehörte, so müßte er eigentlich schon vor 1784 (vielleicht nur vorübergehend) in Wien gewesen sein. Es scheint indessen die Aufnahme in eine Wiener Loge auch an einem anderen Orte (Salzburg?) möglich gewesen zu sein.

[2]) S. Abafsi, l. c. 4. Bd., pag. 275.

[3]) S. Abafsi, l. c. 4. Bd., pag. 156; Taute, Nr. 1725. Das allg. Handbuch der Freimaurerei, Lpzg. 1900, II., pag. 149, führt allerdings Franz v. Pezzl als Verfasser an, wohl mit Unrecht, da dieser in Böhmen lebte und also nicht berufen erschien, die Wiener Freimaurer zu verteidigen.

das seine beitrug. Diese Schrift bildet eine vernichtende Kritik über alle Flugschriften, die anläßlich des josefinischen Erlasses gegen die Freimaurerei erschienen waren. Pezzl nimmt die Freimaurerei gegen den Vorwurf des Protektionswesens in Schutz und schiebt alle Ungehörigkeiten auf die Überfüllung der Logen mit minderwertigem Material. Der einzig wahre Kosmopolitismus wäre nach Pezzl trotz aller Übelstände nur in der Freimaurerei zu finden. Dieses offiziöse Manifest findet natürlich auch den Beifall der den Freimaurerkreisen nahestehenden „Realzeitung" [1]), die einen lebhaften Vortrag, treffende Wahrheit und edle Empfindung konstatiert. Im übrigen ist es sicher interessant, daß hier Pezzl bereits gegen Josef II. Stellung nimmt, den er noch kurz vorher gefeiert hatte. Der vortreffliche Monarch konnte es eben niemand recht machen.

Pezzl hatte sicher Grund, die Freimaurerei zu verteidigen, denn einflußreichen Mitgliedern seiner Loge verdankte er seine Stelle als Vorleser, Bibliothekar und Sekretär bei dem Minister Kaunitz-Rietberg, eine Stelle, die vor ihm der unglückliche J. Fr. Riedel eingenommen hatte. Im Frühjahre 1785 trat er diesen Dienst mit einem Gehalte von 800 Gulden [2]) an, so berichtet die „Wiener Realzeitung" vom 10. Mai 1785. Die „Allg. dtsch. Bibliothek" [3]) berichtet ebenfalls, daß die k. k. Erblande dem Fürsten Kaunitz zwei treffliche Leute zu verdanken hätten. „Herrn Pezzl, welcher in Wien eine Zeitlang in sehr eingeschränkten Umständen lebte und dessen sich niemand annehmen wollte, suchte dieser edelmütige Fürst hervor und machte ihn zu seinem Bibliothekar und Vorleser." [4]) Diese Stellung gab Pezzl den nötigen Rückhalt und schuf ihm Wien endgültig zur zweiten Heimat, die er auch nicht mehr verlassen sollte. Bald fühlte

[1]) Wien 1786, pag. 382

[2]) Vgl. „Über Wiens Autoren". 1785, pag. 62.

[3]) S. Bd. 64, pag. 593 u. Bd. 62, pag. 308.

[4]) S. auch Provinzialnachrichten, Wien 1785, II., pag. 628.

er nicht anders wie ein Wiener selbst. Freilich, so frei wie früher konnte sein Schaffen nicht mehr sein und war es auch nicht mehr.

Indessen nahm Pezzl unter den Wiener Schriftstellern bald eine angesehenere Stellung ein. Er verkehrte damals viel in dem Greinerischen Salon, einem der wenigen literarischen Zirkel in Wien. Karoline Pichler, die Tochter des Hauses, beschreibt[1] Pezzl als einen „kleinen Mann von gedrungenem Wuchse, ziemlich alltäglichem Aussehen, wenn man bloß sein Äußeres betrachtete, aber voll Geist, Leben und Kenntnissen". Auch einige literarische Pamphlete beschäftigten sich in dieser Zeit mit ihm, wie wir früher bereits gesehen haben, jedoch in achtungsvoller Haltung. So sagt die Broschüre „Über Wiens Autoren", 1785, pag. 61, über ihn: „Seine literarischen Produkte machen viel Aufsehen, verdienens und werdens immer verdienen. Wie verschlang man nicht seinen Faustin; seine Briefe aus dem Noviziat und seine Marokkaner Briefe — wie schätzt man nicht seine vortrefflichen Übersetzungen aus dem Englischen, z. B. Sonnerats Reisen; Coxe Reisen, u. a. m. Wie sehr dankt man ihm nicht und Herrn Riesbeck für die Briefe eines reisenden Franzosen durch Deutschland;[2]) für die Reisen durch Bayern, u. s. w. — ja, wohl dankt man ihm, und er, wie bescheiden, wie wenig aufgelegt, Lobsprüche anzuhören! So sollten alle unsere Schriftsteller seyn und man würde sie auch als Menschen schätzen lernen." Dieses diskrete Auftreten hat Pezzl bis an sein Ende bewahrt, es war allerdings auch durch seine Stellung bedingt. Ebenso findet Schulz[3]) für den Verfasser des Faustins nur die Worte der Anerkennung, daß er mit wenigen anderen über die übrigen Schriftsteller Wiens emporragt.

---

[1]) S. Sonntagsblätter, Wien 1843, I., pag. 268.

[2]) Danach müßte Pezzl an diesen Anteil gehabt haben.

[3]) S. „Literar. Reise d. Dtschld." Lpzg. 1786, 4. Heft, pag. 29 f.

Pezzls Stellung in dem Hause des ersten österreichischen Ministers sollte auch nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen bleiben. Einesteils fand er in den persönlichen Neigungen des Fürsten, der die französische Literatur und Kultur bevorzugte und gänzlich auf der Seite der Enzyklopädisten stand, nur seine eigenen Anschauungen bestärkt, anderseits lernte er manches von der Kunst dieses großen Diplomaten, sich mäßigen und eine objektivere Kritik, da er nun auch hinter die Kulissen des Kulturkampfes blickte. Sein Standpunkt wurde nun vielleicht sogar zu exklusiv und eine kleine aristokratisch tuende Geckerei kontrastiert mit der früheren biderben „Faustin"-Gesinnung augenfällig. Immerhin entstand in dieser Zeit vielleicht eines seiner geistreichsten Werke, das mit hinlänglich „modernen" Ansichten seiner Zeit sicher vorausgeeilt ist. Es sind dies „Abdul Erzerum's neue persische Briefe". Wien und Lpzg, bei Joh. Stahel, 1787, 8°, anonym erschienen, aber unverkennbar von Pezzls Feder herrührend.[1]) Welch ein Abstand aber von den Ideen dieses Buches zu jenen Faustins! Die ganze Enttäuschung der Aufklärung, mit der eine gewissenlose Horde von literarischen Glücksjägern Raubbau betrieben und sie zur Phrase herabgewürdigt hatte, kommt in diesem Werke zum Ausdrucke. Die Humanitätsduselei hatte sich nicht bewährt, und das Volk, das man an dem großen Werke teilnehmen lassen wollte, war teilnahmslos geblieben. Alle Illusionen, die der „Josefiner" Pezzl einst zärtlich hegte, werden nun durch eine kalte, bittere, aristokratische Kritik

[1]) Die Wiener Stadtbibliothek führt das Werk unter seinem Namen. Unverkennbar deutet indessen die ganze Form und der Stil des Werkes auf Pezzl als Verfasser hin. Die das Werk beschließende Satire über die Sammelwut ist ganz in der Manier des „Unkenbachs", eines späteren Romanes von Pezzl, gehalten. Wir finden genau dieselben Dinge im „Unkenbach" satirisch behandelt, so z. B. das physiokratische System und die Statistik, die Pädagogik und die phrasenhafte Aufklärung ꝛc. Das Anonymenlexikon von Bohatta und Holzmann weiß keinen Autor für das Werk anzugeben. In einem alten Bücherkatalog fand ich allerdings diese Briefe einem gewissen W. Mayer zugeschrieben.

vollends abgetan, da sie sich ohnehin haltlos erwiesen. Pezzl gebärdet sich überraschenderweise wie ein Vorläufer Nietzsches. Die Bedientenhaftigkeit des deutschen Volkes erweckt in ihm den Wunsch, daß es auf der einen Seite überhaupt nur Sklaven, auf der anderen nur Aristokraten gäbe. Alle Errungenschaften des Josefinismus und der Aufklärung werden nur in Bezug auf ihre Schattenseiten geprüft, da ihre lichten Seiten oft nach dem satten und unfruchtbaren Glücke des Philistertums schmecken. Pezzl schätzt weder die neue hochgepriesene Wissenschaft der Statistik, die an der Hand einer phrasenhaften Humanität oft nur an der unrechten Stelle mit Menschenleben knausert, noch das physiokratische System der französischen Ökonomisten, das ja auch von Josef II., der durch Schletwein darin bestärkt wurde, gern angewandt worden wäre. Die Aufklärung ist ihm zu einem Werkzeuge hungriger Skribenten herabgesunken, welches Urteil er später in der Skizze von Wien wiederholt. Schlimm kommt die Bildungsphilisterei und die oberflächliche Bildung überhaupt weg und im Zusammenhange damit der Aufschwung der Buchdruckerei [1]), die die Goldstücke der Wissenschaft für führende Geister in die Kupferkreuzer des Journalismus für ein Bettelvolk umwechselt. Die falsche Humanität des 18. Jahrhunderts erweckt aber des Satirikers ganzen Ingrimm. Hier spricht er vollends die Sprache Nietzsches, wenn er zum Beispiel behauptet: „Der Krieg mußte den Menschen menschlich machen", oder: „Sie möchten Könige in friedsame Bürgermeister, Waffen in Webstühle, und uns alle in Kohlbauern, Fabrikanten und Krämer verwandeln." Begeisterter hat niemand die moralischen Wirkungen eines Krieges gepriesen, der die echte Männlichkeit stählt und aus

[1]) Der Aufschwung der Buchdruckerei in Wien in den ersten Jahren der Regierung Josefs II., als Symptom der Aufklärung hochgepriesen, kam bald zum Stillstande, und zwar gerade durch den erbärmlichen Journalismus der Aufklärung. Zu Ende der achtziger Jahre stand die Hälfte der Pressen überhaupt still.

der Tiefe der verschiedenen Charaktere schöpft. Sehr fein ist das, was er anknüpfend über den Soldatenstand sagt. Er wünscht, um ihn zu heben, die allgemeine Wehrpflicht, eine große Nationalerziehungsschule sollte er sein. Freilich verkennt Pezzl nicht, daß die Individualität der Subordination gegenüber einen schweren Stand habe. Diese Briefe mit ihrer stolzen und männlichen Sprache sind auch sonst recht erfreulich, da sie im Gegensatze zu den vielen Aufklärungsschriften, die nur die Heranziehung des bürgerlichen und alltäglichsten Durchschnittes im Auge hatten, nun besser den einzelnen Individualitäten das Wort redete, deren Weiterentwicklung für die Kultur der Menschheit mehr bedeutet als der ängstliche Schutz, den man der Mittelmäßigkeit im Namen der Humanität angedeihen ließ. In dieser Satire stellt sich schließlich Pezzl selbst seiner Vergangenheit gegenüber, indem er erkennt, daß auch er zu sehr Phrasen huldigte, die eben nichts anderes als schöne Worte waren, denen die praktische Ausführung nur zu oft nicht nachfolgen konnte. Bei der Kritik fanden diese Briefe gar keine Beachtung, was wohl ein Symptom der Zeit war, die für solche Anschauungen noch nicht reif war. [1])

Beurteilte Pezzl in diesen Briefen in satirisch überlegener Weise hauptsächlich die sozialen Verhältnisse, wie sie sich in der Aufklärungszeit entwickelten, so gelangte er auch in Bezug auf religiöse Verhältnisse auf einen völlig anderen Standpunkt, den er in „Vertraute Briefe über Katholiken und Protestanten. Straßburg und Wien, 1787, 8°" [2]) auseinandersetzte. Unglaublicherweise war nämlich die österreichische Toleranz den reichsdeutschen Protestanten verdächtig geworden. Man heckte in Berlin den abenteuerlichen

[1]) „Provinzialnachrichten", Wien 1787, III., pag. 187 f. u. 205 ff. bringen nur einen Auszug.

[2]) Anonym erschienen, s. „Provinzialnachrichten", 1787, III., pag. 63 u. Anhang z. Bd. 53—86 der „Allg. dtsch. Bibl.", 3. Abtlg., pag. 1587, danach Pezzl der Verfasser.

Gedanken aus, und zwar namentlich unter der Ägide der Berlinerischen Monatsschrift Gedickes und Biesters, denen auch Nicolai mit seiner „Allg. dtsch. Bibliothek“ nahestand, die Toleranz wäre nur eine Falle für die Protestanten, um sie wieder auf diesem Umwege in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurückzuführen. Überall witterte man eine heimliche Verbindung von Exjesuiten, die die Protestanten mit der Toleranz abtrünnig machen sollten. Diese Jesuitenriecherei wurde allmählich so lächerlich, wie später die Jakobinerhetzen. Mit mehr als unwilligem Erstaunen mußten nun die Verfechter für Aufklärung und Toleranz hören, daß sie, die den monotheistischen Konfessionen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes anbahnten, eigentlich nur Handlanger der Jesuiten gewesen waren. Dieser Farce, die namentlich aus der Eifersucht berlinischer Gelehrter über die neue Entwicklung Österreichs entstand und eine leere Wichtigtuerei war, trat nun Pezzl mit ganzer Wucht entgegen. Er, der gegen römischen Zelotismus für die Toleranz gekämpft hatte, mußte nun auch die Auswüchse der Aufklärung beschneiden. Das war nun freilich eine unangenehme und undankbare Arbeit, die volle Objektivität erforderte. Er zeigt nun im folgenden, daß die Protestanten wohl Toleranz für sich forderten, aber nur keine für die Katholiken kannten. Sie selbst wären der Proselytenmacherei nicht abgeneigt und hätten genug Bekehrer in das südliche Deutschland geschickt. Nun, da man zwischen den einzelnen Konfessionen Frieden machen wollte, wären es gerade die Protestanten, die Mißtrauen und Zwistigkeiten verursachten. Ja, Pezzl geht so weit, Jesuiten und Protestanten zu vergleichen. Er meint, daß die protestantischen Länder weniger religiöse Albernheiten aufzuweisen hätten, käme nur daher, daß sie eben weniger durch Schriftsteller bekannt gemacht worden wären als die katholischen. Schließlich hätten doch die Schriftsteller katholischer Religion am meisten zur Aufklärung beigetragen. Diese oft sehr richtigen Behauptungen aus dem Munde eines Auf-

klärers und Freimaurers mußten die helle Wut der „Allg. dtsch. Bibliothek“ [1]), die einen Abtrünnigen vermutete, erwecken. Daß sich Pezzl auf den Standpunkt des wahren Philosophen stellt, um, wie Schiller, aus Toleranz keine der Konfessionen zu bevorzugen, und dem es ganz gleichgültig ist, was die Majorität der mittleren und unteren Volksklassen über Religion denkt, daß Pezzl nur das in Betracht zieht, was Staatsmänner daran groß und wichtig erachten, wird als Kammerdienerphilosophie verächtlich abgetan. Dabei muß die Kritik trotz aller Sophistik nolens volens zugeben, daß man in Preußen den Katholiken gegenüber durchaus nicht tolerant war, was mit sehr gewundenen Worten aus den Verhältnissen erklärt wird. Nun ist es sehr merkwürdig, warum die „Allg. dtsch. Bibliothek“ ebensolche „Verhältnisse“ den katholischen Ländern nicht zugestehen will. Es ist richtig, daß Pezzl mit temperamentvoller Freimütigkeit diese heiklen Zustände erörterte und daß selbst seine objektive Kritik beide Parteien herausforderte. Pezzl nimmt es schließlich sogar auf sich, den Schein wider sich zu haben und in der Verteidigung der katholischen Länder gegen die protestantischen fast als Verräter an der Sache der Aufklärung zu gelten. Indessen war nur erkrankte Liebe sein ganzer Zorn und es zeugt nur für seinen aufrechten Charakter, daß ihm die Wahrheit über alles ging und daß er auch die Auswüchse seiner Sache nicht übersah. Die „Allg. dtsch. Bibliothek“ ließ nun freilich ihren ehemaligen Günstling für immer fallen, er war auch ein „Exjesuit“.

In dieser Zeit setzte Pezzl auch seinem verstorbenen Freunde Riesbeck ein „Biographisches Denkmal Riesbecks, Verfassers der Briefe eines reisenden Franzosen und anderer Schriften. Kempten (Wien) 1786, 8°“. Diese kleine, aber umfassendste Biographie des Verfassers der „Briefe eines

[1]) S. Anhang z. Bd. 53—86, 3. Abtlg., pag. 1587 ff., vernichtende Kritik.

reisenden Franzosen" ist in einem Auszuge in der „Allg. dtsch. Bibliothek" [1]) enthalten. Diese ist wieder mit einem Passus, der sich auf Nicolais Verhältnis zu Riesbeck bezieht, nicht ganz zufrieden. Außerdem beschäftigte sich Pezzl wieder mit einigen Übersetzungen. Eine Bearbeitung eines englischen Werkes von Coxe waren die „Reisen durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark mit historischen Nachrichten und politischen Bemerkungen. Aus dem Engl. (Zürich, D. Orell) 1785—1795, 3 Bde., gr.-4°", dann „Herrn von Mouradgea d'Ohsson's vollständige Schilderung des Ottomanischen Reichs. Aus d. Franz. (Zürich, Orell) 1790, 2 Bde., gr.-8° (Bearbeitung des Werkes: ‚Tableau général de l'empire ottomane etc., Paris 1787')" und für das Theater lieferte er eine Übersetzung von Voltaires „La princesse de Babylon" unter dem Titel: „Die Prinzessin von Babylon, Frkft. 1785, 8° [2])". Darauf dürfte sich wohl die Mitteilung im „Sendschreiben des Abate André's über das Litteraturwesen in Wien, Wien 1795, pag. 158" beziehen, wonach auch das Theater von ihm mehrere Stücke besäße. Originalarbeiten hat Pezzl auf diesem Gebiete keine gebracht und auch von den Übersetzungen ist mir weiter keine bekannt geworden. Im Jahre 1788 schrieb er wieder eine kleine Biographie: „Denkmal auf Maximilian Stoll, seinen Freunden gewidmet. Verfaßt von Pezzl, herausgegeben von Blumauer, Wien 1788, 8°", die dem Andenken des berühmten Arztes gewidmet ist. Blumauer fügte einige Gedichte bei.

Der Wiener Partikularismus und Patriotismus, der infolge auswärtiger Angriffe und wohl auch durch den berechtigten Stolz auf die ersten glänzenden Jahre des Josefinismus immer mehr anschwoll, kam in zahlreichen Broschüren, die Wiens jüngste kulturelle Errungenschaften

---

[1]) S. Anhang z. Bd. 53—86, 4. Abtlg., pag. 2263 ff., und ebenso in „Annalen des Theaters". Berlin 1791, 7. Hft., pag. 90 ff.

[2]) S. (Schulze) „Literar. Reise durch Deutschld." 1786, 4. Hft., pag. 30.

in das rechte Licht setzten, immer stärker zum Ausdrucke: gegen Nicolai und seine Reisebeschreibung richtete sich aber sein ganzer Zorn. Man wollte seine in sechs Wochen über Wien erworbene Meinung nachprüfen und außer zahlreichen Pamphleten, die gegen den „Berliner" geschleudert wurden, entstanden nun eine Menge kleiner Schriften, die sich mit Wiener Kultur und Sitten, aber von heimischen Autoren betrachtet, beschäftigten. Von diesen Schriften erreichte indessen keine Pezzls „Skizze von Wien. Wien u. Lpzg., Kraus, 1786—1790, 6 Hfte., 8°" [1]), die auch in Hinblick auf Nicolais ungünstige Reiseschilderung Wiens geschrieben wurde, wie aus verschiedenen kleinen boshaften Bemerkungen über Nicolai hervorgeht, mit dem Pezzl, wie wir gesehen, schon in einigen Schriften angebunden hatte. Nun sollte Wien endlich einmal in allen seinen Vorzügen und Nachteilen und namentlich in den Errungenschaften der jüngsten Zeit unbefangen dargestellt werden, zwar eigentlich auch von einem Ausländer, der aber seit mehreren Jahren seßhaft geworden war und gleich seinem Faustin nur in Wien leben konnte. Auch Pezzl ist den Schwächen des Wiener Kulturlebens als scharfer Kritiker gegenübergetreten, aber als ein Kritiker von Humor und Laune, ohne nicolaiische sauertöpfische Pedanterie. Er sieht ein, daß der Wiener eben kein Berliner sein kann und findet die Schwächen seiner neuen Landsleute oft liebenswürdig genug. Noch heute ist das Werk mit seiner launigen und ganz unparteiischen Auffassung des Wiener Lebens ein wichtiges Quellenwerk zur Kulturgeschichte des josefinischen Wiens. Jeder charakteristischen Wiener Kulturerscheinung ist ein besonderer Abschnitt gewidmet und man kann sich über

[1]) Die einzelnen Hefte erschienen in mehreren Auflagen, u. zw.: 1. Hft.: 1786, 1787, 1789; 2. Hft.: 1786, 1787, 1789; 3. Hft.: 1787, 1789; 4. Hft.: 1787, 1789; 5. Hft.: 1788, 1789; 6. Hft.: 1790; einzelne Hefte, besonders aber das 2. Heft, erschienen mit verändertem Texte. Alle 6 Hefte erlebten noch eine vierte Aufl. unt. d. Tit.: „Skizze von Wien unt. d. Regierung Josefs II., Wien, Degen, 1803, 2 Thle., 8°."

alles Mögliche informieren. Die Hetze, der Kasperl, Gasthausleben und Neujahrstag, Liebe und Ehe, Adel und Bürgertum, hundert Dinge werden da in einer amüsanten Feuilletonform zur Darstellung gebracht und Pezzl ist der Urahne jener zahlreichen Wiener Lokalhistoriker, die in seinen Spuren wandelten und die nach seinem Muster das Wiener Feuilleton schufen. In der äußeren Form seiner „Skizze von Wien“ war er zwar von Merciers „Tableau de Paris“ beeinflußt, doch hat er, ohne dessen trockenen Ton eines Fremdenführers anzunehmen, vielmehr ein lebhaft bewegtes Kulturbild geschaffen, das den mit Wiener Art und Unart nicht Vertrauten besser unterrichtete als ein ausführlich geschriebenes Reisehandbuch. Pezzls Kritik des Wienertums verletzte trotz bitterer Wahrheiten indessen nicht so sehr wie die Nicolais, der sicher auch in vielen Punkten recht hatte, aber stets sein vergöttertes Berlin in einen moralisierenden Gegensatz brachte, während Pezzl mit lachendem Munde auch die Fehler notwendig aus der Tradition, dem Himmelstrich und den sozialen Verhältnissen, mit denen man nun einmal rechnen müßte, erklärte, ohne auf Kosten der Wiener eine andere Nation herauszustreichen. Manche seiner früheren radikalen Ansichten erschienen hier auch bereits gemildert, was schon durch jene Tendenz (und wohl auch durch seine Stellung) bedingt war, die zeigen sollte, daß die katholischen Länder trotz ihrer Religion nicht in der Aufklärung zurückbleiben würden. Die Wiener Kritik war, wie sich denken läßt, voll des höchsten Lobes.[1]) Die „Allg. dtsch. Bibliothek“ wies in einer längeren Kritik[2]) hämisch darauf hin, daß Pezzl den

[1]) S. „Wiener Schriftsteller- u. Künstlerlexikon“ 1793, pag. 100: „Seine ‚Skizze von Wien‘ fanden In- und Ausländer so interessant, daß sie mehr verschlungen als gelesen wurde“; s. „Realztg.“ Wien 1786, pag. 652 ff.; s. „Provinzialnachrichten“, Wien 1787, II., pag. 74, III., pag. 382; s. „Briefe üb. den gegenwärtigen Zustand d. Lit. u. des Buchhandels in Österreich“, 1788, pag. 178.

[2]) Bd. 98, pag. 217 ff.

Wienern viel schlimmere Dinge sagte als Nicolai und, nicht genug damit, glossierte sie das Werk noch einmal in einem umfassenden Auszuge äußerst abfällig.[1] Wir schließen an dieses Werk gleich seine Fortsetzung an, die „Neue Skizze von Wien. Wien, Degen, 1. u. 2. Hft., 1805 und 3. Hft., 1812, 8°". Diese Skizze liefert als Ergänzung eine ähnliche Übersicht des franziscëischen Wiener Kulturlebens, ohne jedoch so witzig und freimütig zu sein. Mit trockener Würde trägt er den geänderten Zeitverhältnissen Rechnung, aber seine vorsichtige Kritik läßt keine freiere Anschauung aufkommen. Er war ja mittlerweile Hofbeamter geworden. Eine abfällige Kritik der literarischen Verhältnisse in dieser „Neuen Skizze" findet ihre Entgegnung in Sartoris „Verzeichnis der gegenwärtig in und um Wien lebenden Schriftsteller ꝛc., Wien 1820".

Pezzl hatte inzwischen, wohl durch die Vermittlung von Kaunitz, im Jahre 1791 eine Anstellung in der Chiffrekanzlei erhalten.[2] Das „Wiener Schriftsteller- und Künstlerlexikon ꝛc., Wien 1793, pag. 101", gibt ihm in diesem Jahre den Rang eines Offizials. Diese Stellung legte seinen literarischen Arbeiten wohl in jeder Hinsicht Zügel an. Zum mindesten mußten sie indifferent genug gehalten werden, um in der reaktionären Zeit keinen Anstoß zu erregen, was mit seiner Stellung überhaupt unvereinbar gewesen wäre. Und in der Tat, Pezzl wagte auf politischem Gebiete keinen Schritt mehr, seine Satire erging sich nur mehr in gesellschaftlichen und literarischen Verhältnissen, dem Sturme und Drange der Aufklärungszeit folgte die Windstille der Reaktion, die der Entwicklung der österreichischen Literatur wenig förderlich war. Auch Pezzls literarisches Schaffen bietet nun wenig Erfreuliches mehr. Übersetzungen, historische Darstellungen in einem populären Ton gehalten, topographische Arbeiten

[1] S. Anhang z. Bd. 53—86 d. „Allg. dtsch. Bibl.", 4. Abtlg., pag. 2388 ff.

[2] S. Gräffer u. Czikann, „Österr. Nationalencyklopädie"; s. „D. österr. Zuschauer", 1837, II., pag. 712.

über Wien beschäftigten ihn neben seinem Amte, das ihm vielleicht nicht sehr viel Zeit übrigließ. So berichtet Gerning[1]): „Pezzl, der Verfasser der ‚Skizze von Wien‘, ist einer von den Zwanzigen des Chiffre-Cabinets, das die jetzige Zeit in volle Thätigkeit setzt.“ Im übrigen mögen ihm diese Arbeiten, die für ein großes Publikum geschrieben wurden, wie ja auch die Auflagen beweisen, mehr eingetragen haben als seine früheren Werke.

In „Österreichische Biographien von Johann Pezzl, Wien 1790—1792, 4 Tle., 8°“[2]) sollte wohl eine Art „Österreichischer Plutarch“ geschaffen werden, wie ihn später Hormayr tatsächlich schrieb. Der erste Band beschäftigt sich mit Josef II., der zweite mit Laudon, der dritte mit Prinz Eugen und der vierte vereinigt drei Biographien von Montecuccoli, Lichtenstein und Born. Auch hier versucht Pezzl den heroischen Stil Voltaires in dessen bekannten Biographien, ohne aber besonders schwungvoll zu werden und seinen Helden weniger historisch als typisch zu behandeln. Pezzl schwankt zwischen trockener Chronographie und der Geschichtsphilosophie ziemlich unentschieden und man kann die Biographien dieser österreichischen Volkshelden nicht gerade gelungen nennen. Der Stil, der lapidar sein soll, wird eher dürftig, und da der Biograph sich an einer eigenen freieren Anschauung meistens vorbeidrückt und einzig den Patrioten hervorkehrt, so besteht jede Biographie nur abwechselnd aus Panegyrik und trockener Chronologie. Verstimmen muß die Charakteristik

---

[1]) S. „Reise durch Österreich u. Italien“, 1802, I., pag. 90.

[2]) Jeder Teil scheint ursprünglich für sich erschienen zu sein und alle vier Teile ließ man dann unter dem genannten Titel erscheinen. Der 1. Teil erschien allein unter dem Titel: „Charakteristik Josefs II.“, eine historisch biographische Skizze &c. von Pezzl, Wien, Degen, 1790, 2. Aufl., 8°; 3. Aufl., Wien 1803, 8°; 4. Aufl., 1807, 8°; 5. Aufl., 1824, 8°; daß das ganze Werk viel umfänglicher hätte gestaltet werden sollen, beweist die Ankündigung in der Wien. Ztg. 1791, pag. 126 f. Wahrscheinlich brachte es die schleuderhafte Behandlung der Biographien um den Erfolg.

Josefs II., in der Pezzl, der einst nur im josefinischen Wien leben konnte, den Monarchen nun sehr kühl behandelt und dessen Mißerfolge oft wie selbstverständlich darstellt.[1]) Herzlicher gehalten ist die Biographie Laudons, die allerdings, um den österreichischen Patrioten zu spielen, zu satirischen Ausfällen auf Friedrich den Großen benützt wird. Den Anforderungen einer wissenschaftlichen Historik scheint das Werk wohl weniger zu genügen. Bretschneider schreibt am 3. Februar 1791 an Nicolai: „Mit gerechtem Unwillen las ich dieser Tage Pezzls sogenannte ‚Biographie Laudons'. Auch solcher Leute bemächtigt sich der Parteigeist auf eine unedle Art und ein solches Geschmier nennt man Biographie. Ich selbst hätte mehr von Laudon sagen können, trotzdem ich mich doch in meinem Leben nicht um den Helden bekümmert habe. Aber Pezzl hat selbst die gewöhnlichsten Quellen nicht gekannt." Teilweise lobend ist indessen die Kritik der „Allg. dtsch. Bibliothek".[2]) Im übrigen ist es zweifelhaft, ob die Biographien des Fürsten Wenzel Lichtenstein und des Grafen Montecuccoli von Pezzl sind. Sie sind wahrscheinlich vielmehr Josef Richter zuzuschreiben, der auch in seiner pseudonymen Schrift: „André, Sendschreiben über

[1]) Gräffer erzählt in seinen „Klein. Wien. Memoir.", 1845, 2. Bd., pag. 53, daß Martin Span für einen gewissen Petz eine „Charakteristik Josefs II." geschrieben hatte, die dieser unter seinem eigenen Namen herausgab, dem Verfasser aber das Honorar nicht bezahlte. Span rächte sich indessen, erzählte den Hergang und ließ die Schrift 1810 mit dem Namen des wahren Autors erscheinen. Dieser „Petz" ist aber nun nicht etwa mit unserem Pezzl zu verwechseln, sondern es ist dies sicher ein gewisser Josef Petz, Dekan der theologischen Fakultät zu Wien, der eine „Trauerlobrede auf Josef II." hielt.

[2]) S. Bd. 107, pag. 503 ff.; ebenso anerkennend läßt sich das „Historisch-politische Journal d. k. k. Erblande", Wien 1792, 2. Hft., pag. 232 ff., vernehmen. Auch wurde speziell „Laudon" mehrfach übersetzt, so: „Storia della vita di Gedeone fm. Barone di Laudon" di Giovanni Pezzl. Milano, 1793, 8°. — „La vie du Feldmaréchal Baron de Laudon." Traduite de l'Allemand de M. Pezzl par le Baron de Bock. Luxembourg 1792, 8°; Vienne et Paris, 1792, 8°.

das Literaturwesen in Wien, 1795, pag. 157", diese beiden Biographien seiner Feder zuschreibt sowie die übrigen der Pezzls. Pezzl scheint somit zu diesem Werke, das ursprünglich wohl umfassender geplant war und später ins Stocken geriet, Mitarbeiter herangezogen zu haben. Eine „Geschichte Papst Pius' VI., 1799 (Wien, b. Degen), 12°", anonym erschienen [1]), wurde von Pezzl auch nur auf buchhändlerische Spekulation hin geschrieben, Rühmenswertes ist nichts von ihr zu melden.

Trotzdem Pezzls literarisches Schaffen sichtlich im Abnehmen begriffen war, nahm er dennoch immer eine geachtete Stellung in der Wiener Schriftstellerwelt ein. Forster erwähnt ihn in seinen Briefen [2]) als guten Kopf, ebenso rühmen die „Vertrauten Briefe zur Charakteristik von Wien, 1793, I., pag. 202 f." seine „guten und nützlichen Schriften in Bezug auf Aufklärung" und das „Wiener Schriftsteller- und Künstlerlexikon, 1793, pag. 101 f.", berichtet den „Ruhm" seiner Werke und daß Pezzl sich bei vielen ausländischen großen Geistern, unter denen mehrere seine Korrespondenten waren, in große Achtung setzte. „Auch hat Bayern vielleicht noch keinen Schriftsteller seinesgleichen hervorgebracht." [3])

Pezzl selbst trat indessen als Mensch und Schriftsteller genug diskret auf. Seine schriftstellerischen Talente dienten ihm nur anfänglich zum Unterhalt und er benützte sie nur, um sich eine geachtete bürgerliche Stellung zu erwerben. In der nachjosefinischen Zeit betrieb er die Schriftstellerei überhaupt nur nebenbei und als guten Nebenerwerbszweig.

[1]) S. indessen „Neue Skizze v. Wien", Wien 1805, 2. Hft., pag. 366, wonach Pezzl der Verfasser. Eine wohlwollende Kritik in der „Neuen allg. dtsch. Bibl.", Bd. 58, pag. 415 ff.

[2]) S. „Sämmtl. Schriften", Bd. 7, pag. 415.

[3]) S. „Anekdoten und Charakterzüge von Kaiser Josef II.", Wien 1790, I., pag. 116: „Herr Pezzl, ein Schriftsteller, der seine Feder nie zu feiler Schmeichelei herlieh, sondern durch seinen ‚Faustin' und die ‚Skizze von Wien' als einer der freimüthigsten Gelehrten allgemein bekannt ist." — Vgl. auch G. Voltiggi, Lettere Viennesi, Vienna 1789, pag. 100.

Er hatte es auch nicht mehr nötig, mit seiner Feder zu verdienen, denn er hatte, außerdem daß er eine gute Stellung einnahm, noch eine vermögende Frau geheiratet, die ihn übrigens überlebte.[1] Auch sonst nahm er das Leben von der praktischen Seite und er scheint nicht ohne geschäftlichen Unternehmungsgeist gewesen zu sein. So finden wir ihn an der Blumauerschen Buchhandlung mit 1000 Gulden beteiligt.[2] Das eigentliche Literatentreiben war ihm sicher verhaßt und der konservative und philiströse Bürger, der trotz allem in ihm steckte, läßt sich aus seinen späteren Werken erkennen.

Nachdem er als Belletrist ziemlich lange geschwiegen, brachte er im Jahre 1800 einen neuen satirischen Roman: „Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde. Wien, b. Degen, 1800—1802, 2 Bde., 8°.“ Auch dieser Roman ist eigentlich nur eine Fortsetzung des „Faustins“, in dem die durch die Jahre und neuen Zeitverhältnisse hinzugewachsenen Torheiten des deutschen Kulturlebens ironisiert werden. Dieser Bildungsroman — das ist wohl seine Gattung — ist wieder in Bezug auf Erfindung, Handlung und Gestaltung sehr dürftig oder nahezu armselig geraten. Es ist eine fortwährende Kritik der verschiedensten Moden auf verschiedenen Gebieten der deutschen Kultur, irgendeine charakterisierende Handlung oder eine gut gesehene Figur leitet sich daraus nicht ab. Der Held selbst ist und bleibt nur ein Name. Für einen biederen Landjunker scheinen alle diese literarisch-ästhetischen Konflikte viel zu gesucht und unwahrscheinlich. Ebenso gehen sie gar nicht aus dem Charakter des Helden hervor und geben diesem keine Entwicklung. Alle diese Konflikte sind überhaupt mehr städtischer Natur und sollten sich besser in einer Stadt abspielen als auf dem Lande, schon des illustrierenden Milieus wegen. Außerdem sind sie zu

[1] S. „Sonntagsblätter“, Wien 1843, I., pag. 268. Nach der Verlassenschaftsabhandlung hieß sie Anna geb. Kurz.

[2] Vgl. Blumauers „Verlassenschaftsabhandlung im Archiv d. Landesgerichtes in Civilsach. in Wien“, 1198 ex 1798, Fasz. 2.

sehr gehäuft. Wahllos überträgt Pezzl alle diese Narrheiten einer gärenden Zeit auf einen Helden und meint, dies wäre Handlung und Entwicklung des Charakters, während es bei einer Torheit genug gewesen wäre, wäre sie nur im Spiegel eines originellen Charakters wiedergegeben worden. Dazu hätte nun freilich ein Dichter gehört und das war Pezzl nicht. Es war sicher keine üble Idee, ein naives Landkind von den Lockungen einer übertriebenen Kultur gefangennehmen zu lassen und hätte gewiß mit mehr Humor entwickelt werden können, als tatsächlich angewandt wurde, aber es ist kaum glaublich, daß aus einem Landjunker sich ein derartiger literarisch-ästhetischer Don Quichotte entwickelt, wie ihn Pezzl gezeichnet hat. So unvermittelt kommen und schwinden die einmal erfaßten Anschauungen bei einem Naturkinde doch nie, sondern vertiefen sich, wurzeln sich ein. Auch die Durchführung des Romans in der rein kritisch-satirischen Form ist ziemlich langweilig. Nirgends werden die Torheiten einer neuen Zeit zu humoristischen Vorgängen benützt, nirgends werden mit ihnen Charaktere entwickelt und in ihrer Lächerlichkeit ad absurdum geführt. Literarische Kritik soll dichterische Erkenntnis ersetzen. Dieser Ulrich von Unkenbach muß alle literarischen und philosophischen Moden auf seinen Rücken nehmen, ohne daß sein Charakter gerade überzeugte, daß sich eben diese oder jene Mode seiner bemeistern müßte, nur damit Pezzl seine oft bloß boshafte Satire gegen verschiedene ihm nicht zusagende literarische und philosophische Strömungen ausüben kann. Ulrich muß von Jugend auf alle Überschwänglichkeiten der Zeit mitmachen. Zuerst befällt ihn die Geniesucht, dann die Wertherschwärmerei, diese wird abgelöst von pädagogischen Experimenten à la Basedow, ebenso lassen die physiognomischen Studien Lavaters nicht auf sich warten, auch nicht die Freimaurerei und das Illuminatenunwesen. Immer wieder von dem einen Steckenpferde geworfen, auf das ihn irgendein hungriger Abenteurer in diesen Moden gebracht, wird er von einem solchen Beutel-

schneider auf ein neues gehoben. Es folgen die religiöse Vereinigung der Masins und Stattler, Nicolais und Biesters Jesuitenriecherei. Hierauf wird Ulrich nach der Reihe Kantianer, Fichtianer und Brownianer, eine Verbesserung der Weiber schließt sich daran. Endlich gründet er eine literarische Akademie. Das ist auch der ganze Inhalt des Romans, der von manchem Witz begleitet wird, aber von wenig Humor, weil sich die Satire nirgends zu dichterisch geschauten Charakteren und deren Menschlichkeiten verkörpert. Sie bleibt stets im Abstrakten der Kritik, der jedes Leben in ihren trockenen, höchstens ironischen Auseinandersetzungen fehlt. Jedes Steckenpferd wird nach derselben Schablone durchgeführt. Ulrich faßt alles zu wörtlich und schwärmerisch auf, um schließlich von der Überschwenglichkeit, die nicht so viel halten konnte, als sie versprach, enttäuscht zu werden. Auch wird der Held nie der tragikomische Don Quichotte seiner Ideen, da ihm doch im richtigen Moment immer die Augen aufgehen. Und so ist die satirische Wirkung meist nur halb und äußerlich. Am besten ist der Spott über die Physiognomik. Sonst müssen einige aus einem Werke willkürlich herausgerissene Sätze ein ganzes philosophisches System, wie das Kants, lächerlich machen.[1]) Es wäre gewiß sehr hübsch gewesen, wenn einzelne Schwärmereien humoristisch durchgeführt worden wären, — mit solchen Stoffen wäre Pezzl bekannt genug gewesen, — aber dann in einem wirklichen Roman und nicht in diesen rein im Theoretischen bleibenden Abhandlungen, denen jede Handlung, jedes Leben und alle dichterische Gestaltung fehlen. Über das satirische

[1]) Pezzl gehört mit zu den zahlreichen Gegnern Kants in Österreich, dessen Philosophie namentlich von offiziöser Seite aus bekämpft wurde. Vgl. auch „Neue Skizze von Wien", 1805, II., pag. 205 f., wo Kant von Pezzl mit einem Strumpfwirker verglichen wird. Diese bornierte Satire auf Kant, in der sich nur Pezzl mit dem Gevatter Strumpfwirker identifiziert und sich mit den ärgsten Reaktionären auf eine Stufe stellt, ist sicher kein Ruhmesblatt Pezzls.

Feuilleton hinaus reichte Pezzls Kraft nicht. Gelegentliche Ausfälle auf Goethe, Kant, Nicolai ꝛc. verstimmen sehr und der seichte Materialismus des 18. Jahrhunderts entschädigt nicht für den fehlenden Humor, an dessen Stelle nur ein bereits moralinsaures Spießbürgertum getreten ist, das über Jugendstreiche nicht lachen kann. Das ganze Werk ist nicht nur ein bedenkliches Produkt des herannahenden Alters, sondern auch einer inneren Umwandlung durch äußere Zeit- und Lebensverhältnisse.[1])

„Gabriel oder die Stiefmutter Natur, Leipzig, b. A. G. Liebeskind, 1810, 8°", anonym erschienen, ist im Grunde eigentlich nur eine Fortsetzung des „Unkenbachs". Was er dort versäumt hat, satirisch zu behandeln, holt er hier nach. Er wendet sich vor allem gegen den übertriebenen Optimismus und gegen die beste aller möglichen Welten, in der alles zum Schaden der Menschheit geschieht. Hat er im „Unkenbach" die Kultur verspottet, so schreibt er hier auf die Natur selbst eine Satire. Die angeblich fürsorgende Natur, die dem Menschen dient und die nur für ihn da ist, wird allerdings in verzerrter Satire in allen ihren üblen Launen gegen den Menschen dargestellt, und Pezzl kommt zu dem Ergebnisse, daß ihr eigentlicher Endzweck ist, wie das ja schon die Materialisten, La Mettrie ꝛc., darstellten, um ihrer selbst willen zu bestehen, ohne auf die subjektiven Empfindungen der Menschen, die sie als Alma-mater darstellen, Rücksicht zu nehmen. Nicht der Mensch ist der Bevorzugte, sondern jedes Ding ist gleich ihm ihrer Willkür überlassen. Pezzl macht sich dann wieder im besondern über die Unzulänglichkeit der menschlichen Kultur lustig, die ihm meist nicht von tieferen Einsichten geleitet erscheint,

[1]) S. „Neue allg. dtsch. Bibl.", Bd. 82, pag. 360 ff., die sich mit Recht sehr abfällig über das Werk äußert: „Man sieht, die Gallerie der vorgeführten Thorheiten ist reich genug und kein Mangel an Stoff zu Hogarthischen Gemälden; aber der Verfasser verstand es nicht, diesen Reichthum zu benützen, und sein Pinsel kleckst, statt zu malen. Ein großer Theil seines Buches besteht aus seitenlangen Citationen ꝛc. ꝛc."

sondern wie die Natur selbst ganz rätselhaft in ihrer Entwicklung ist. Die Wissenschaften kommen übel weg. Auch im Punkte der Pädagogik hat Pezzl ganz moderne Gedanken (vgl. pag. 102). Einige Aphorismen über die Frauen sind sicher geistreich. Handlung ist natürlich auch hier keine anzutreffen. Pezzl kann einen Gedanken oder eine Idee ganz hübsch und — endlos variieren, aber das entschädigt doch auf die Dauer nicht für den vollkommenen Mangel an Phantasie und für die unplastische Darstellung seiner Idee, die doch eigentlich romanhaft durchgeführt sein will. Gabriel lernt überall die Bosheiten der Natur kennen, er ist indessen ein Optimist und greift herzhaft nach allen Genüssen des Lebens, aber überall sitzt der Wurm darin. Und wenn er ihn schon selbst nicht merkt, so stoßen ihn andere mit der Nase darauf. So oft die Natur ihre Schattenseiten weist, so oft geht der Mensch (und Gabriel) auch darauf ein, der gerade so wie die Natur im steten Wechsel lebt. Ein Beweis dafür ist, daß Gabriel, mit anderen Menschen auf eine Insel verschlagen, wo ein ewiges Wohlergehen ist, sich wieder in jene Welt zurücksehnt, wo ein ewiger Wechsel ist, Neues alt und Altes neu wird, wobei ihm die politischen Veränderungen am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts reichlichen Stoff zur Betrachtung geben. Pezzl wirkte mit seiner Satire meist zerstörend, leider weiß er an die Stelle des Zerstörten nichts Besseres zu setzen, und die Satire erscheint schließlich als Nörgelei und Bosheit. Sein und Gabriels schließlicher Skeptizismus, der von den ethischen Bestrebungen des Menschengeschlechtes nicht erbaut ist, befriedigt sich dann wenigstens darin, daß die Unzulänglichkeit des Menschengeschlechtes in der Stiefmutter Natur selbst bedingt ist und dieses sich in gewissen Grenzen bescheiden müsse, ohne sich dabei einzubilden, die Natur je ganz meistern zu können.

Mit diesen beiden ziemlich mißratenen Werken schloß sich Pezzls belletristische Produktion. Fortan widmete er sich nur mehr topographischen Arbeiten über Wien, zu denen er

wohl durch die „Skizze von Wien“ zuerst angeregt worden war. Diese Arbeiten sind indessen nichts anderes als Reisehandbücher für Fremde, die in der Folge sehr beliebt wurden und guten Absatz fanden. Sie mußten wiederholt vor Nachdruck und Plagiaten geschützt werden [1]), ihr literarischer Wert ist natürlich von keiner Bedeutung. Wir geben nachstehend ein bibliographisches Verzeichnis dieser Wiener „Fremdenführer“, die bezeichnend genug eigentlich ein Ausländer schrieb. „Beschreibung und Grundriß der Haupt- und Residenzstadt Wien. Sammt ihrer kurzen Geschichte. Von Joh. Pezzl. Wien 1802, 16°; 1807, 16° (neue, vermehrte Ausg.); 3. Aufl., vermehrt, o. J. (1809), 16°; 1816, 4. Aufl., 16°; 5. verm. Ausg. (ca. 1820), 16°; 6. Ausg. (1822), 16°“, wurde nach Pezzls Tod noch immer unter seinem Namen, aber neueren Verhältnissen Rechnung tragend, von Franz Tschischka redigiert und erweitert herausgegeben. So erschien noch eine 7. Ausg. 1826 und eine 8. Ausg. 1841, wo dann dieses beliebte topographische Handbuch von anderen derartigen Reisehandbüchern verdrängt wurde. Auch in französischer Sprache ist es erschienen. [2]) Eine ähnliche Arbeit, die nur das kulturhistorische Moment mehr hervorkehrte, war: „Neueste Beschreibung von Wien, mit vorzüglicher Rücksicht auf alle Merkwürdigkeiten dieser großen Kaiserstadt. Wien und Triest, Geistinger, 1812, 8°; 1818, 8°.“ Weiters erschien von Pezzls Feder: „Die Umgebungen Wiens. Als zweyter Theil der Beschreibung von Wien, Wien 1807, 12°.“ [3]) Anschließend an

---

[1]) Wie aus Polizeiakten im Minist. d. Innern hervorgeht.

[2]) „Description et plan de ville de Vienne 1802“, Vienne, Degen, 8°, Nouvelle Description de Vienne Capitale de l'Autriche etc. Vienne, cinquième edit. Die „Wien. Stadtbibl.“ führt unter Pezzls Namen: „Guide des Etrangers à Vienne. Description de cette Capitale etc.“ Vienne, Mörschner & Jasper, 1838, 8°.

[3]) Franz.: „Les Environs de Vienne faisant Suite à la Description de Vienne.“ Vienne o. J.; auch: „Wien mit Umgebungen und dessen Merkwürdigkeiten oder unterrichtender Wegweiser für Fremde.“ Wien, Artaria, 1821, 8°.

diese topographischen Arbeiten erschien noch eine kleine populäre Darstellung der Geschichte Wiens; eine mir bekannt gewordene Ausgabe trägt den Titel: „Johann Pezzls Chronik von Wien, berichtigt und vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Franz Ziska. Wien, Armbruster, 1824, 8⁰." Um die Bibliographie der Werke Pezzls zu vervollständigen, füge ich hier noch bei, daß von ihm auch ein „Nouveau Dictionnaire de Poche etc. Vienne 1810, 2 tom., 8⁰", erschienen ist und ebenso ein italienisches Taschenwörterbuch, wie die „österreichische Nationalenzyklopädie" angibt.

Über die letzte Lebenszeit Pezzls wissen wir leider äußerst wenig. Er scheint sehr zurückgezogen gelebt und sich am öffentlichen Leben überhaupt wenig beteiligt zu haben, was wohl auch mit seiner heiklen Stellung im Zusammenhange stehen dürfte. In literarischen Salons verkehrte er gar nicht mehr, wir begegnen ihm in keinen Memoiren und auch Karoline Pichler schreibt, daß er sowohl durch seine Heirat und noch mehr durch die Geschäfte seiner Anstellung nach und nach aus seinen Beziehungen zur geselligen Welt und also auch zu ihrem Hause kam.[1]) Trotzdem scheint er mit einigen Schriftstellern, wie mit Schreyvogel (s. sp.) fortwährend in einem freundschaftlichen Verhältnisse gestanden zu sein. Die letzten Jahre seines Lebens soll er als Pensionist verbracht haben, wie die „österreichische Nationalenzyklopädie" berichtet, indessen führt ihn H. Böckh in „Wiens lebende Schriftsteller 2c." noch im Jahre 1821 als in der k. k. Hof- und Staatskanzlei im Chiffrekabinett angestellt an.[2]) „Der österreichische Zuschauer, 1837, II., pag. 712", bemerkt indessen, daß er sich in späterer Zeit in das Privatleben zurückzog und ganz den Wissenschaften widmete. Lang hatte er wohl seine verdiente Ruhe nicht genossen, denn bereits

[1]) S. „Sonntagsblätter", Wien 1843, I., pag. 268.

[2]) S. dsgl. Sartori Frz., „Verzeichnis der gegenwärtig in und um Wien lebenden Schriftsteller im J. 1820". Im Haus-, Hof- u. Staatsschematismus findet sich keine Spur von Pezzls Beamtenleben.

am 9. Juni 1823 starb „Herr Johann Pezzl, gewesener k. k. Rath und Subdirektor der k. k. Geheim-Kabinets-Kanzley, Nr. 1154 (in der alten Stallburg) in der Stadt wohnhaft, zu Oberdöbling Nr. 59 an der Brustwassersucht im Alter von 66 Jahren“, wie das Totenprotokoll berichtet. Aus der Verlassenschaftsabhandlung geht hervor, daß ihn nur die Gattin beweinte, die er auch zur Universalerbin einsetzte.[1]) „Drei heilige Messen“ sorgten für das Seelenheil des alten „Los von Rom“-Kämpfers.

Wenn man sich in der Literatur jener Tage, da Pezzl starb, umsieht, so finden wir seinem Andenken nirgends eine Zeile geweiht. Nur Schreyvogel schrieb in sein Tagebuch[2]): „Pezzl ist gestorben. So gehen mir nach und nach die älteren Bekannten und Freunde voraus.“ Pezzl war seiner Zeit fremd geworden, die eine Fülle von neuen Talenten, Grillparzer an der Spitze, heranwachsen sah und der alte Josefiner, dessen Stärke hauptsächlich die Tendenz war, fühlte wohl, daß sich nun eine ganz andere Entwicklung der deutschen Literatur anbahnte, die zum Journalismus der Aufklärung diametral stand. Senkten sie doch wenige Monate vorher einen anderen naturalisierten Wiener, Zacharias Werner, in die Grube, der gerade das Widerspiel Pezzls bildete und dessen Treiben unserem Josefiner sicher widerwärtig war. Über diese Entwicklung des deutschen Kulturlebens mag der alte Schüler Voltaires und des klaren französischen Geistes (auf deutsche Verhältnisse angewandt) bedenklich den Kopf geschüttelt haben. Freilich nicht mehr als dieses, denn der „Faustin“ war seit langem in Ruhestand getreten und wenn er auch seine Wanderung abermals hätte antreten wollen, so wäre er nicht sehr weit gekommen. Ob Pezzl indessen wirklich die Tragik seiner Schriftstellerlaufbahn, mit der auch er eine bürgerliche Behaglichkeit erkaufte, so recht empfunden

---

[1]) Er hinterließ nach Abzug aller Kosten u. Steuern 569 fl. 45 kr.

[2]) „Tagebücher“, hrsg. v. C. Glossy, Berlin 1903, pag. 386.

hat, können wir billig bezweifeln. Es war noch nicht die schlimmste Wendung, die sein Schaffen nahm, daß aus dem Stürmer und Dränger der Aufklärung ein stiller Topograph seiner neuen Heimat wurde. Es ist allerdings richtig, daß er in seinen späteren Arbeiten kein Wort gegen die Reaktion fand, aber trotzdem erkennt man aus seinem ganzen persönlichen Auftreten einen Biedermann, der freilich zuletzt dem Philister etwas stark das Wort redete, als das Alter seine Hoffnungen nicht erfüllt sah. Er ist darin dem von ihm bekämpften Nicolai nicht unähnlich, der auch über die Anschauungen des 18. Jahrhunderts nicht hinauskommen konnte. Und merkwürdig genug, während Pezzl seinerzeit hauptsächlich in seinen antirömischen Tendenzschriften bedeutend erschien, ist nun dieser Teil seines Schaffens von dem größeren Publikum vollkommen vergessen, von den Kennern wenig geschätzt, indessen seine kulturgeschichtlichen und topographischen Arbeiten über Wien, die die Resignation seines Lebens ausdrücken, noch heute ihren Anwert finden. Nicht dem Vorkämpfer des Josefinismus, sondern dem beschaulichen Genießer einer alten Kultur sind die Lorbeeren zugefallen, für die deutschösterreichische Literaturgeschichte sicher ein charakteristisches Zeichen.

Wenn wir Pezzls Schaffen noch kurz einmal überblicken, so finden wir, daß es nicht den Anspruch hat, von einem „Dichter" herzurühren. Pezzl wäre, hätte er in unserer Zeit gelebt, wohl vollkommen im Journalismus aufgegangen, man hätte von ihm gute Leitartikel und manches geistreiche, amüsante Feuilleton gelesen. Das war das Unglück dieser josefinischen Schriftsteller, daß sie alle ihr Talent nicht in der rechten Weise verwenden und für ihre Tendenz nicht die richtige Form finden konnten. Die Tendenz mußte alles bestreiten: Idee, Phantasie, Handlung, Charakteristik und Form. Pezzl hatte sicher Ideen, aber er war vollkommen unfähig, ihnen ein Leben in packenden Gestalten zu geben. Diese Gestalten sprechen allerdings die Gedanken Pezzls aus, aber sie hatten sie nicht erlebt, und man sieht nirgends,

daß diese Ideen aus der Tiefe ihres Charakters kommen. Die Phantasie ist so dürftig und unbeholfen, daß sie nur mit Hilfe von zusammengelesenen Anekdoten, die für jeden Fall ausgewählt werden, sich nähren und fortbewegen kann. Überall muß die Handlung schon „Geschichte", „historisch" geworden sein, nirgends springt sie aus dem strömenden Leben der Zeit selbst hervor. Was sind uns heute diese Tagesanekdoten, die aus der Parteien Gunst und Haß entstanden, selbst dem Kulturhistoriker oft eine trübe Quelle bieten, welcher vielmehr die Seele eines Zeitabschnittes in den reinen schlichten Menschlichkeiten eines nur poetischen Werkes erkennen wird. Wenn wir nun Pezzl auch keinen Dichter nennen können, so bleibt er doch ein oft geistreicher Schriftsteller, dessen Stärke die Satire war, ein scharfer Beobachter, sobald äußere Zustände in Betracht kommen, ein fleißiger Kommentator der Kultur seiner Zeit, dem leider gerade die Seele dieser Zeit verschlossen war. In der Einseitigkeit seiner Weltanschauung wurde sie ihm nie enthüllt.

Pezzl ist übrigens im großen und ganzen von der Mit- und Nachwelt nicht ungerecht behandelt worden. Wir haben achtungsvolle Urteile seiner Zeitgenossen vernommen, die freilich gerade seine tendenziösen Satiren schätzten, während die Nachwelt diese Arbeiten, die sich fast vollständig von der Zeit abhängig machten, ganz vergessen hat. Diese hat gerade mit Recht seine anspruchsloseren Werke anerkennend bevorzugt, die „Skizze von Wien", in der er uns ein klares Spiegelbild Alt-Wiener Kultur überliefert hat. Hier ist ihm das kleine Stückchen Unsterblichkeit erblüht, das er sich vielleicht gerade von seinen übrigen Arbeiten erhoffte.[1]) Die neueren Literaturgeschichten gedenken seiner allerdings fast gar nicht oder in abfälliger Weise, wie jene Menzels.[2]) In

[1]) Die Stadt Wien hat ihm zu Ehren eine Gasse und in jüngster Zeit sogar einen Park benannt.

[2]) Beifälliger urteilt Ebeling, „Gesch. d. kom. Lit. i. Deutschld., III., pag. 593; schon d. österr. Zuschauer", 1837, II. Bd., pag. 712,

keiner Weise zu rechtfertigen ist indessen seine Einreihung in Goedeckes Grundriß unter die „Räuberromanschriftsteller", die nur beweist, wie wenig man mit der deutschösterreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts vertraut ist. Ebensowenig, als wir uns mit dieser Art Literaturgeschichte zufrieden geben, können wir dagegen die Panegyrik Gräffers unterschreiben, die sich zu folgenden Tönen verstieg: „Sein ‚Faustin', sein ‚Ukenbach', sein ‚Gabriel' sind ganz in Voltaires Geist. Sie haben aber mehr Substanz, Gehalt und Kern. ‚Faustin' ist die geistvollste Satire auf das philosophische Jahrhundert, wie ‚Ukenbach' auf die Phrenologie. Pezzl in Geist, Anmuth, Zauber, Schärfe und Leichtigkeit steht über dem Mann von Ferney." Und wenn ebenderselbe [1]) vom Jahre 1900: „Pezzls sämtliche Werke, 12 Tle., 8°", erhoffte, so wäre nur zu wünschen, wenn ein kleiner Bruchteil dieser Utopie in Erfüllung gienge, in Gestalt eines billigen Neudruckes der „Skizze von Wien", die bereits sehr selten geworden ist. Dies und die vorliegende Würdigung von Pezzls Leben und Schaffen dürften für eine dauernde Erinnerung vollkommen genügen, denn der „Faustin" ist eben lange noch kein „Faust" und nichts schadet der Anerkennung mehr als Übertreibung.

---

schreibt: „Am 11. Juni 1823 starb J. Pezzl, ein um Wiens Literatur verdienter Schriftsteller, welcher eine größere Würdigung verdient, als sie ihm nach langer literarischer Thätigkeit geworden . . . von seinen Schriften, die gesammelt zu werden verdienten, sind viele anonym erschienen. Die ‚Skizze von Wien', dann das treffliche, in vielen Ausgaben erschienene Handbuch ‚Beschreibung v. Wien' werden jetzt noch genannt und gelesen, weniger seine Romane, durch seine Satire bemerkbar."

[1]) „Kl. Wien. Memoiren", 1845, 2. Bd.

Peter Fendi.

Von

August Schaeffer.

Bei der Aufmerksamkeit, ich möchte sagen, ausgesprochenen Vorliebe, die ich während meines langen Lebenslaufes den Wiener Malern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugewendet habe, lag es wohl nahe, daß ich für den vielleicht feinfühligsten und naivsten Meister Peter Fendi allezeit eine besondere Neigung empfunden habe. Denn er galt mir nicht nur als einer der hervorragendsten Künstler der Gruppe von Malern, welche den Mut hatten, aus dem in der Epoche Heinrich Fügers am höchsten entwickelten und um die Wende des neuen Jahrhunderts noch herrschenden Klassizismus herauszutreten, sondern zugleich als einer derjenigen, die alles bisher gesehene und in sich aufgenommene akademische Wesen gleichsam vergaßen, um mit einer durchaus in ihrem Charakter liegenden, daher nicht angedichteten Naivität ganz neue Bahnen zu verfolgen. Dieses Heraustreten aus den alten Disziplinen erfolgte mit einer Energie, die, halten wir uns die damaligen Kunstverhältnisse in Wien recht vor Augen, heute unsere volle Bewunderung hervorrufen muß. Und wahrlich, es gab auch unter den Zeit- und Altersgenossen unseres Meisters Peter Fendi kein Säumen und Raten. Die jugendlichen Talente fanden rasch ihren Weg, indem sie in ihrem Schaffen gleichsam intuitiv die neuen Wege verfolgten, auf denen man des Herkömmlichen los zu werden trachtete, um im Zusammenstreben von Naturwahrheit und freier künstlerischer Empfindung der Zeit, in der man lebte, bildgerecht zu werden.

Und diese drängende Bewegung tat sich auf allen Kunstgebieten zugleich kund. Die kirchliche Malerei suchte in der vornehmen Renaissance wieder ihre Vorbilder, Zopf und Klassizismus abwerfend, um unter dem Einflusse eines gewissermaßen elegischen Geistes und einer schlichten Naturanschauung die Wahrheit, das Maßvolle der Darstellung mit wirklich empfundener religiöser Vertiefung zu vereinigen. So erhob sich die junge Künstlergemeinde der Nazarener, Meister Overbeck an der Spitze, welche den Kampf gegen die alten Akademiker aufnahm und so standen auch im Gebiete der weltlichen und profanen Kunst die Männer der Reihe nach auf, um sich loszuringen und die Vorkämpfer zu werden, für die nachherigen Überzeugungen und diesen entsprechenden Kunstbewegungen des 19. Jahrhunderts.

Inmitten dieser Strömungen, ja eigentlich als einen ihrer Vorkämpfer, sehen wir Meister Fendi erstehen, den kleinen, unansehnlichen Mann mit dem so ausdrucksvollen Blicke, und jenen ruhigen Gesichtszügen, aus welchen Wohlwollen und Geist zugleich sprechen, wir sehen ihn erstehen als einen der Vornehmsten aus der Schar der Huldiger einer die Kunst verjüngenden Anschauung, denn alles in ihm und was seinem so echt künstlerisch veranlagten Wesen entquoll, war ehrlich, edel und gleichsam umflutet von der vornehmsten Denkungsart und innigsten Gemütstiefe. Neben der liebenswürdigen Naivität verband aber der Meister zugleich eine Noblesse der Darstellung, die ihn allein schon über das gewöhnliche Niveau erhoben hat.

Nie suchend nach äußeren Effekten, legte er stets den Schwerpunkt seines Schaffens in das Empfindungsleben, also in das rein Seelische seiner Schöpfungen. So zart wie sein Körper war auch seine Gemütsart und wie sein ganzes Leben dahinfloß in Ruhe und Besonnenheit, in Frieden mit den Menschen und mit sich selbst, so sprechen auch seine Werke zu uns, Herz und Gemüt wahrhaft erquickend.

Peter Fendi ist zu Wien am 4. September 1796

geboren. Er war der Sohn eines Privatlehrers, dessen Frau, eine geborne Schaeffer, eine Schwester meines Großvaters gewesen ist. Wie man sich in der Familie erzählte, habe Fendi in zartem Alter das Unglück gehabt, vom Tische herabzustürzen, woher seine Rückenverkrümmung gekommen sei, die auch zur Ursache seiner stets schwächlichen Gesundheit wurde. Beide Eltern sorgten mit aller Aufopferung dafür, dem Knaben eine gute Erziehung zuteilwerden zu lassen und ihm namentlich jene pietätvolle Richtung in seinem Seelenleben zu verleihen, die auch fortan sein ganzes Wesen erfüllt hat.

Neid und Mißgunst waren schon dem Knaben fremd, und später war er auch der Mann, der sich, wo es not tat, allezeit opfermutig zur Hilfe bereitstellte. Dieser durchweg vornehme Charakter spiegelt sich, wie bereits angedeutet, in allen seinen Werken wieder und ihre seelische Vertiefung wird bei dem wahren Kunstfreunde und Kenner stets ein Hauptmoment der Schätzung sein. Fendi erfaßte demnach auch vollkommen den Geist seiner Zeit, welcher der politischen Ruhe entsprechen mochte, die sich endlich nach langen kriegerischen Mühsalen eingestellt hatte.

Über den Verlauf der Jugend sowie des künstlerischen Werdeganges Fendis ist nicht viel zu erzählen. Soviel mir die Familientradition berichtet, soll er in seiner Jugend nicht auf Rosen gebettet gewesen sein, ja er mußte sogar frühzeitig kämpfen und ringen um des Lebens Bedürfnisse für sich und seine Mutter, für die er bis zum Schlusse seines Daseins ein wirklich musterhafter Sohn gewesen ist. Daß sich schon frühzeitig sein Talent bekundete, ist ja natürlich und es bedurfte wohl nur der Anregung es zur Entfaltung zu bringen. So war es der berühmte Augenarzt Josef Barth, der nicht nur Fendis Begabung erkannte und von ihm seine Antikensammlung zeichnen ließ, sondern sich auch sonst warm und erfolgreich des Kunstjüngers annahm. Ich sage erfolgreich, weil er den jungen Fendi mit dem kunstsinnigen Grafen

Lamberg Sprinzenstein bekannt machte, welcher ihn mit der Anfertigung von Zeichnungen seiner Vasensammlung beschäftigte und daran so sehr Gefallen fand, daß er ihm zur Erlangung einer Stelle als Kabinettszeichner und Kupferstecher verhalf. In dieser Position entwickelte der junge Meister einen seltenen Grad von Fähigkeit, in den Geist der antiken Kunst einzudringen. Er zeichnete fast alle bedeutenderen Objekte des Münz- und Antikenkabinetts, wobei er mehr als 50 Platten selbst in Kupfer gestochen hat.*)

Endlich fand Fendi auch in dieser seiner Eigenschaft als Zeichner des Kabinetts Gelegenheit, etwas die Welt zu sehen, indem er beauftragt wurde, im Jahre 1821 den Direktor des Münz- und Antikenkabinetts Anton Steinbüchel nach Venedig zu begleiten, woselbst das Museo Tiepolo übernommen werden sollte.

Hier nun in der Dogenstadt ward Fendi die längst erwünschte Gelegenheit geboten, die großen venezianischen Meister in ihren herrlichsten Schöpfungen kennen zu lernen. Auch von einem Aufenthalte in Salzburg anläßlich der Aushebung und Versendung des dort aufgefundenen Mosaikbodens mit der Darstellung des Theseus und der Ariadne, wird berichtet, woselbst Fendi Gelegenheit fand, neben seinen

*) Im kaiserlichen Münz- und Antikenkabinett, jetzt in der Sammlung von Antiken und Münzen im Kunsthistorischen Hofmuseum, befinden sich Reiseskizzenbücher und viele auf die kaiserlichen Sammlungen bezugnehmende Zeichnungen von Fendi; von besonders malerischem Reiz sind die quasi Momentaufnahmen von den Reisen, die der Künstler in seiner amtlichen Stellung als Zeichner gemacht hat. Daselbst finden wir auch eine Anzahl von interessanten Skizzenbüchern der italienischen Reise des ausgezeichneten Kupferstechers, Fach- und Zeitgenossens Franz Stöber, Thomas Benedetti (geb. zu London 1797, † zu Wien 1863), die der letztere mit Steinbüchel, dem damaligen, bereits oben genannten Direktor des kaiserlichen Münz- und Antikenkabinetts unternommen hatte. Ebenso sind von anderen Zeichnern des genannten Kabinetts, Albert Schindler und mutmaßlich auch von Zeilner, künstlerische Nachlässe aufbewahrt und die im Zusammenhange mit deren amtlicher Tätigkeit stehen.

amtlichen Pflichten auch allerlei Aufnahmen von den landschaftlichen Schönheiten der Stadt und Umgebung zu machen.

Sonst hat Fendi wohl keine weiten Reisen unternommen; ihm bot die Umgebung Wiens den reichlichsten Stoff zu seinen gemütvollen Genrebildern, für welche ihm namentlich Mödling sympathisch erschien, das damals auch noch vielen anderen Künstlern, wie Erhart, Klein, Höger u. a. eine Fülle von malerischen Motiven bot. Ja, später auch noch mir und meinen damaligen Kunstgenossen erschloß dieser Ort mit seiner malerischen Umgebung ein reichhaltiges Studiengebiet. Auch Purkersdorf pflegte Fendi wiederholt zu seinem Sommer- und zugleich Studienaufenthalt zu wählen, woselbst noch zu jener Zeit eine wahrhaft idyllische Ruhe herrschte, denn die Wiener kamen nur vereinzelt heraus, fehlte es doch an den bequemen Verkehrsmitteln, deren wir uns heute erfreuen. Purkersdorf war die erste Poststation auf der Fahrt von Wien nach Linz und die sogenannten Eilwagen wurden ja doch nur von den Reisenden auf größere Distanzen benützt. In meinen Jugendjahren sah ich auch einen Rumpelkasten von Stellwagen auf der Strecke, besser tat man freilich, sich einen Fiaker oder Janschkywagen zu mieten, der in seinem weiten Kasten eine ganze Familie zu bergen imstande war. Billig konnte man mit einem sogenannten Zeiselwagen fahren, den man sich bei der Mariahilferlinie mietete. Zwei bis drei Stunden konnte mit diesem Fuhrwerk eine Fahrt nach Purkersdorf dauern, gar, wenn beim „Wolfen in der Au“, nächst Maria-Brunn, die beiden müden Gäule einiger Erholung bedurften. War die Poststraße, welche durchaus, und zwar gleich von der Linie an, zu beiden Seiten mit Gartenpappeln bepflanzt war, nicht allzu staubig, so hatte man teils zwischen Gärten, Auen und Wäldern eine gar liebliche Fahrt, die in der Tat ihre etwas lange Dauer vergessen ließ. Nachdem aber ein Zeiselwagen damals noch keine Gummiräder hatte und in den seltensten Fällen Federn, so wurde man tüchtig hin und her geschüttelt, was manchem, der

dies nicht vertrug, recht unangenehm werden konnte. Die herrliche Natur lohnte aber alle Plage, und auch die wahrhaft idyllische Ruhe zu jener Zeit übte ihren Zauber aus. Still und dicht bewaldet lagen sie da, die grünen Berge und Täler, noch pustete keine Lokomotive durch die Fluren und die Wiener von damals hasteten nicht wie heute danach, im Sommer die Stadt zu verlassen. Denn, das war nur vorwiegend Sache der Reichen, die im Sommer ihre Güter, ihre Schlösser und Landsitze bezogen, um dann im Herbste nach Absolvierung der Jagden wieder nach Wien zurückzukehren. Bürger und Volk begnügten sich mit dem Prater oder den nächstgelegenen Vororten, Hernals, Währing, Weinhaus, Döbling, Grinzing. Selbstverständlich besuchte man gern Schönbrunn, Hietzing oder auch den seitwärts Lainz gelegenen Rosenhügel, der eine Zeitlang ein sehr beliebter Aufenthalt für Ausflügler gewesen ist. In Döbling dominierte Zögernitz, in Hietzing Dommayer, wie ja überhaupt der Wiener seine Lieblingsorte hatte, die er immer wieder aufsuchte. Selbstverständlich genügten an solch schönen Sonn- und Feiertagen die Stellwagen nicht, auch waren mancher Familie die 24 Kreuzer K.-M. pro Person zu viel, die der damalige Omnibus für eine Fahrt nach Hietzing vom Petersplatz oder Mehlmarkt aus, wo die Hauptstandplätze waren, kostete. Man machte daher die Landpartien gewöhnlich per pedes apostulorum. und bis spät in den Abend hinein konnte man die Gruppen von Menschen, mit Kind und Kegel, begleitet von Gitarre und Harmonika, hereinziehen sehen. Gern besucht wurden damals vielleicht mehr als heute der Kahlenberg und der Leopoldsberg. Der Ritt auf Eseln und Pferden, die man zu leihen bekam, machte auch mir in meiner Jugendzeit viel Freude; denn daß es dabei genugsam Erheiterung gab, ist selbstverständlich.

Viele blieben aber auch in den schönen Frühlings- und Sommertagen in Wien. War es doch damals auch nicht der gewaltige Häuserhaufen von heute, hatte man doch

die grünen Glacis mit ihren Alleen und Wiesenplätzen, welche die innere Stadt in gewaltiger Breite umgaben. Die Basteien boten die angenehmsten und erfrischendsten Spaziergänge, daher sie auch zu allen Tageszeiten besucht waren. Atmete man da doch direkt die frische reine Luft von dem Gebiete des Schneeberges ein, den man von der Kärntnertorbastei aus noch sehen konnte, oder vom Wienerwalde her, diesem leider seit Dezennien durch Spekulation so schwer geschädigten Gesundheitsborn. Kohlenheizung kannte man kaum, gab es doch noch Holz in Hülle und Fülle, auch die Zahl der Fabriken mit Dampfbetrieb war verhältnismäßig noch gering und so hatte Wien nicht wie heute unter der dicken, schweren Luft zu leiden, von der es nun wohl den größten Teil des Jahres in wahrhaft bedrückender Weise erfüllt ist.

Doch von all dem habe ich eigentlich nicht die Aufgabe, hier zu erzählen, aber dies alte Wien, wie ich es noch — ich darf wohl sagen — unverfälscht kannte, war so recht die homogene Erscheinung zu unseren Künstlern von damals und fast möchte ich glauben, daß eine flüchtige Erinnerung an diese Zeit der politischen Ruhe, an dieses liebe alte Wien, in dem man sich wohl und heimisch fühlte, nicht nur nicht übel genommen zu werden, sondern auch zur Charakteristik der Schilderung eines der vorzüglichsten Maler gleichwie trefflichsten Interpreten dieser Zeit beizutragen vermöchte.

Obgleich Peter Fendi seinem Amte als Zeichner des kaiserlichen Münz- und Antikenkabinetts auf das gewissenhafteste oblag, so fand der stets arbeitsame Künstler doch noch Zeit, anderen Aufgaben nachzukommen, wobei er namentlich als Porträt- und Genremaler, welch letzteres Fach ihn am meisten anzog, eine reichhaltige Tätigkeit entwickelte.

Bei Hof und in der Aristokratie sehr geschätzt, hatte er vielfach in diesen Kreisen zu tun, und so kam es auch, daß er viele Bildnisse in Öl, Aquarell und besonders auch

en miniature malte, von welchen freilich nur wenige in die Öffentlichkeit gelangten. Was daher hauptsächlich gesehen werden konnte, waren die Genrebilder, von denen man mit Recht sagt, daß sie in Wien für dieses später sich noch weiter entwickelnde Kunstfach grundlegend gewesen sind. Fendi griff diese aus dem Bürger- und Bauernleben, und zwar mit einer Ehrlichkeit und Schlichtheit heraus, die auch heute noch unsere Herzen erfüllt und unsere volle Bewunderung in Anspruch nimmt. Eigentlich fröhliche Darstellungen waren es fast nie, zumeist schildert uns der Künstler Szenen, in welchen sich das oft tragische Schicksal der Mitmenschen darlegt, so beispielsweise in den bekannten Bildern: „Die Pfändung", „Die Offizierswitwe", „Das Begräbnis", „Die Überschwemmungsszene", „Die letzte Habe", „Das Gewitter" und manch andere. Ebenso elegisch faßte er in Einzelfiguren seine Darstellungen auf, wobei er vornehmlich das Gemüt heranzieht. So „Das Mädchen an der Briefpost", „Das Mädchen vor dem Lotteriegewölbe", „Die Gipsfigurenhändlerin", „Das Weihwasser" usw.

Das lieblichste, was man von Fendi zu sehen vermag, sind seine Kinderdarstellungen, in welchen sich so recht die reine Seele des Meisters spiegelt. Aber auch das Soldatengenre konnte ihm, der aufgewachsen war inmitten gewaltiger Kriegsereignisse, nicht fremd bleiben, wurde aber mehr durch seine Schüler Karl und Albert Schindler, Treml und Zeilner gepflegt und, den Intentionen des Meisters entsprechend, mit Erfolg ausgebildet. Es liegt nahe, daß Fendi, der auch eine nicht zu verkennende Neigung zur gleichzeitig emporkeimenden Romantik hatte, sich auf diesem Gebiete versuchte. Hierher gehören die in Aquarell ausgeführten, etwas genrehaft aufgefaßten Kompositionen zu Schillers „Lied von der Glocke" und zu „Ritter Toggenburg". Der frühesten Schaffensperiode des Künstlers und noch mehr oder minder unter dem Einfluß der akademischen Richtung der ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts stehend gehören die Darstellungen „Erz-

herzog Ferdinand mit Philippine Welser", „Eginhard und Emma", „Karl V. als Mönch einem Waffenzuge nachsehend", „Der Ring der Treue", „Rudolf von Habsburg, wie er dem Priester sein Pferd anbietet", endlich auch die Zeichnungen zu Hormayrs „Historischem Taschenbuch" und zum „Almanach Vesta".

Die kaiserliche Gemäldegalerie beherbergt eine ganz ansehnliche Gruppe von Gemälden des Meisters, namentlich dadurch, daß Fendis künstlerischer Nachlaß im kaiserlichen Münz- und Antikenkabinett, insbesondere was die bildlichen Darstellungen von Antiken betrifft, anläßlich der Aufstellung der „Modernen Schule" ins kunsthistorische Hofmuseum herübergenommen worden ist; denn vormals gab es nur ein Bild von Fendi in der Galerie, und zwar „Das Mädchen beim Lotterieladen". So sehen wir vor allem in der Aquarellen- und Handzeichnungssammlung im zweiten Stockwerke die höchst sorgfältig durchgeführte, grau in grau gemalte Darstellung des Reliefs am Amazonensarkophage (Saal XI der Antikensammlung des Kunsthistorischen Hofmuseums), sodann in der Galerie im ersten Stockwerke, Nr. 165, „Pan und Nymphe" (nach der Marmorgruppe, Saal IX, Schrank VII, Nr. 54 der Antikensammlung), welche mit aller Liebe und Sorgfalt durchgeführte Darstellung als quasi Stilleben aufgefaßt erscheint, indem hinter der Gruppe ein Spiegel gemalt ist und vorn auf dem Tische eine Rose liegt; weiters sehen wir unter Nr. 166 den Kopf des Zeus Serapis (Antikensammlung, Saal IX, Schrank VIII, 122), sodann unter Nr. 167 „Die sterbende Amazone" und „Griechischer Helm" (Saal XI, 82, und Saal XII, Schrank VI, 281, der Antikensammlung) gemalt, wobei der Künstler als Dekoration einen roten Vorhang anbrachte. Nr. 168 zeigt uns eine äußerst gelungene Darstellung des bacchischen „Reliefs" (Saal XI, 173) usw.

Diese Darstellungen beweisen uns, daß Fendi selbst in seinem Amte nicht den Maler verleugnen konnte, indem er

diese Kopien auch in Öl malte und sich nicht mit dem bloßen Zeichnen begnügte.

In den letzteren Jahren fanden dann noch erfreulicherweise neue Erwerbungen von Fendi-Bildern statt. 1830 wurde auf der akademischen Kunstausstellung das „Lotteriemädchen“ angekauft und neuerdings zwei sehr bemerkenswerte Werke. So wurde durch die Munifizenz Seiner Majestät des Kaisers ein Bild erworben, das schon seines historischen Interesses wegen für die Galerie von Bedeutung ist: eine Skizze, welche der Meister behufs Ausführung in großem Format angefertigt hat, welches Gemälde sodann eine bleibende Erinnerung an die Wiedergenesung des Kaisers Franz I. nach schwerer Krankheit hätte werden sollen. Doch kam es leider nicht zur Ausführung und so mochte auch diese vollendete Skizze nach dem Tode des Künstlers oder vielleicht schon früher in den Privatbesitz gekommen sein, bis sie endlich nach mehreren Besitztiteln im Jahre 1899 für die Galerie erworben werden konnte. Das Bild stellt die am 13. April 1826 am äußern Burgplatze feierlich abgehaltene Feldmesse dar, und zwar bei einer landschaftlich, meisterhaft wiedergegebenen, äußerst bewegten Stimmung, wie sie der Monat April häufig mit sich bringt. Soeben dürfte ein Regenschauer niedergegangen sein, der Wind treibt die Rauchschwaden der abgegebenen Gewehrsalven, von dem wieder durchbrechenden Sonnenschein grell beleuchtet, quer über das Bild hinweg. Auf der Plattform des Burgtores sieht man ein Zelt errichtet, in welchem die Feldmesse zelebriert wird. Hinter der Front der soeben „ins Knie“ kommandierten Infanterie sieht man in der heute nach dem neuen Burgbau nicht mehr bestehenden Allee inmitten eines höchst charakteristisch dargestellten Publikums den Meister mit seiner Mutter an der Seite. Über Burgtor und Basteien hinweg erblickt man die Vorstädte Mariahilf und Neubau sowie das Gebäude der ungarischen Garde. Bezeichnet und datiert ist das Bild: „Peter Fendi 1828“. Ein zweites Bild, das im

Jahre 1900 erworben wurde, stellt den „Tanfgang" dar. Es entstammt der Sammlung des Kunstfreundes Anton Schey, aus welcher auch gleichzeitig für die Galerie die Bilder von Albert Schindler „Das Innere einer Bauernstube" und Jakob Alts (Vater des Rudolf Alt) ganz köstliche Darstellung der Rückseite des Stephansdomes mit dem Turmstumpfe und der Kapistrankanzel, rechts das fürsterzbischöfliche Gebäude erworben worden ist. Werke des Meisters finden wir in den Galerien der k. k. Akademie der bildenden Künste, in der städtischen Galerie im Rathause und Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Joh. von und zu Liechtenstein, selbstverständlich auch im weiteren Besitze des Allerhöchsten Hofes sowie bei vielen Adligen des Reiches, woselbst sich, wie schon angedeutet, namentlich die herrlichsten Werke an Porträtminiaturen von Fendis Hand befinden.

Unter den Porträtdarstellungen Fendis ist wohl in allererster Linie das in Aquarell höchst vollendete Gruppenbild „Die kaiserliche Familie im Jahre 1834" zu nennen. Wir sehen auf dem Bilde 37 Porträts in ganzer Figur dargestellt, und zwar in einer so glücklich gelungenen Anordnung, daß alles natürlich und ungezwungen erscheint, so daß ihm kaum ein zweites Gemälde, namentlich im Hinblick auf alle die bei einer derartigen Aufgabe erwachsenden Schwierigkeiten, an Qualität gegenübergestellt zu werden vermag. Der bekannte, sehr gelungene Stich nach diesem tatsächlich köstlichen Werke ist von Johann Passini, dem Vater des 1903 verstorbenen berühmten Aquarellmalers Ludwig Passini.

Daß Fendi als Porträtmaler so außerordentlich beliebt war, erklärt sich durch die Natürlichkeit aber auch durch die Noblesse seiner Darstellung und Auffassung, die in Verbindung mit einer geistreichen, durchaus ungequälten Technik zu herrlichen Resultaten führte. Leider hat man nur selten Gelegenheit, Fendi als Porträtmaler zu begegnen, da ja seine Werke zumeist im Privatbesitze hoher und höchster Herrschaften sind, daher schwer zugänglich sind.

Zu seinen frühesten Arbeiten im Portätfache gehören drei Bildnisse, und zwar die meiner Großeltern väterlicherseits und meine Urgroßmutter.

Ein weiteres, leider nicht vollendetes Bildnis meines Vaters stellt denselben in jungen Jahren dar und ist in Öl auf Elfenbein gemalt.

Gern erinnere ich mich an die Besuche beim Onkel Fendi, wie der Meister in meiner Familie genannt zu werden pflegte. Schon im zarten Alter nahm mich mein Vater mit, wenn er dort vorsprach. Der Weg führte uns — wir domizilierten damals in der Weihburggasse Nr. 918, im Baron Löwenthalschen Hause — durch das Karolinentor auf das Wasserglacis zur damals noch hölzernen Heumarktbrücke, wo ich den blinden, auch später noch lange dort sitzenden Leiermann, mit der Zipfelmütze auf dem Kopfe, samt seinen Walzer- und Marschweisen, noch frisch im Gedächtnis habe und der auch ein richtiger Typus gewesen ist. Später — und an den werden sich noch jüngere Leute erinnern — saß hart am Rande einer der Wasserglacisalleen ein stattlicher, erblindeter Mann, der virtuos die Harfe spielte und seine Bewunderer nebst reichem Ertrag fand. O, über das schöne Wasserglacis mit den gedeckten Vierecken, unter denen man den Kaffee und das Eis nahm, um gleichzeitig dem Orchester zu lauschen, das einer heutigen Bademusik zweiten oder dritten Ranges gleichkam. Später, als der große Trinkpavillon erbaut war, besserte sich auch die Musik, die schon vormittags für die Gäste, die Brunnen tranken, oder aber für frühstückende Leute spielte. Von Zeit zu Zeit wurden Feste abgehalten mit allerlei Lampenbeleuchtung und etwaigen kleineren Feuerwerken. Abends pflegte bei gutem Wetter täglich der Korso besucht zu sein, der gewöhnlich mit 9 Uhr oder etwas darüber sein Ende nahm. Heute vertritt, freilich viel vornehmer, der Kursalon im Stadtpark das oder, wie der Wiener sie nannte, „die Wasserglacis".

Ich bin auch im Besitze eines Andenkens an die Be-

suche bei Onkel Fendi, welche ich dort mit meinem Vater machte und zwar noch aus früheren Tagen als den eben gedachten. Es ist eine kleine Handzeichnung des Meisters, worauf von seiner Hand geschrieben steht: „Mein kleiner Neffe in der Strafe.“ Ich muß wohl ein arges Verbrechen begangen haben, das zur Folge hatte, daß man mich „ins Winkerl“ stellte.

Dieses mir wertvolle Zeichen der Erinnerung erhielt ich von dem liebenswürdigen und kunstfreundlichen Herrn Boetter, dessen Bekanntschaft ich im Jahre 1877 zu Gelegenheit der historischen Ausstellung bei der Eröffnung der neuen, am Schillerplatz von Hansen erbauten Akademie gemacht hatte, und der ein eifriger Viennensiasammler gewesen ist.

Und weiters entsinne ich mich deutlich des Heims Fendis, das sich am Heumarkt, und zwar in dem gegen die Beatrixgasse zu gelegenen Trakt des heute nicht mehr bestehenden Einkehrwirtshauses „zum goldenen Löwen“ befand. Von einem Teile der sehr bescheiden ausgestatteten Wohnung des Künstlers sah man gegen die Karlskirche zu, die damals förmlich auf einem Berg stand, während es heute erfolgreich gelungen ist, sie durch Niveaubewegungen aller Art so tief als möglich herunterzubringen. Wo damals am Heumarkt noch ein höchstens mit einigen gegen die Kaserne zu stehenden Baraken bestellter Platz war, an welchem sich seitlich die mit Gartenpappeln bepflanzte, spätere Lastenstraße befand, blicken wir heute auf Gruppen von hohen Zinshäusern. Die Radierung Fendis „Der Künstler mit seiner Mutter am Gange in die Stadt“ gibt uns ein richtiges Bild der damaligen Beschaffenheit des Platzes, worüber hinweg der Meister von seinem Fenster aus auf die Karlskirche zu blicken vermochte, welche er auch auf seiner Radierung „Selbstporträt“ im Hintergrunde angedeutet hat.

Bei diesen Besuchen kam es wohl vor, daß mir Onkel Fendi auch einen Bleistift und ein Blatt Papier in die Hand gab. Was ich da zusammengekritzelt habe, dessen kann

ich mich wohl nicht mehr entsinnen, doch weiß ich, daß Fendi zu meinem Vater sagte: „Du wirst sehen und wirst es nicht verhindern können, daß dein Bub ein Maler wird.“ Obs recht ist, daß ich da von meinen Erinnerungen erzähle, weiß ich nicht zu sagen, aber mir däucht, als gehörten sie zu dem Bilde des geliebten Meisters, dem ich als Mensch und Künstler meine vollste Verehrung darbringe. Und so möchte mir auch gestattet sein, von dem bescheidenen Heim, das wohl sehr im Gegensatze zu den bisweilen glänzenden Behausungen berühmter Künstler stand, noch einiges zu berichten.

Der Eingang in die Wohnung führte, wie es damals so häufig bei kleinen Bürgerbehausungen der Fall war, nicht erst durch ein Vorzimmer, sondern durch eine schmale Küche, woselbst sich rückwärts der sogenannte „offene Herd“ mit dem Rauchmantel darüber befand. Im ersten Zimmer pflegten zumeist die Schüler zu arbeiten, und zwar vornehmlich die beiden Schindler, Karl und Albert, und auch Friedrich Treml, dessen sich Fendi mit gewohnter Herzensgüte angenommen hatte. Dann schloß sich noch ein Zimmer an und endlich ein Kabinett, in dem Fendi gemeiniglich zu weilen pflegte und in welchem er auch seine graphischen Arbeiten oder Zeichnungen und Aquarelle ausführte.

Fendis Mutter, die der Meister so sehr geliebt hat und in deren Begleitung wir ihn auch auf den verschiedenen Bildern dargestellt sehen, war ein kleines zartes Frauchen, umflossen von Liebenswürdigkeit und Herzensgüte. Die Besuche bei Onkel Fendi fanden meistens nachmittags statt und wir kamen häufig noch zum bescheidenen Dessert, von dessen Süßigkeiten wohl stets auch ein Teilchen mir zugekommen ist. Als ich dann höher hinauf in die Knabenjahre kam, interessierten mich ganz besonders die Bilder, an denen gearbeitet wurde. Vor allen weiß ich mich auf einen „Räuberüberfall“ zu erinnern, welches Bild Karl Schindler malte und das wohl dasselbe sein dürfte, das Wurzbach

unter den Werken desselben, und zwar unter dem Titel „Räuberüberfall bei Terracina“ aufführt und 1866 im Besitze des kunstsinnigen Grafen Viktor Wimpfen gewesen ist.

Ich komme da auf die Schüler Fendis zu sprechen, deren Werke allesamt der Weise Fendis folgen und auf die gewissenhafte Ausübung einer vorzüglichen Lehrkraft hinweisen.

Karl Schindler, der Sohn des bekannten Landschaftsmalers, Radierers und Lithographen, Johann Schindler, durfte wohl mit Recht vom Meister selbst als dessen Lieblingsschüler bezeichnet werden. Seine ungewöhnliche Begabung ließ es zu, daß er in der kurzen Zeit seines Lebens so viel malen konnte, wie ein anderer fast durch ein volles Menschenalter kaum zustande bringt. Leider lungenkrank, raffte ihn 1841, vier Wochen vor dem Hinscheiden Fendis, und zwar schon im 21. Lebensjahre der Tod dahin, ihn, der seines Meisters Kunst so glorreich weiter geführt hätte. Karl Schindler verstand es, wie Wurzbach bezeichnend bemerkt, gleich seinem Lehrer die höchsten Saiten des Gefühls anzuschlagen, und dies mit wenigen Gestalten, womit er den einfachen Stoff motiviert und eine ergreifende Wirkung hervorbringt.

Der zweite Schüler, auf welchen Fendi viel zu halten pflegte, war Albert Schindler, welchen der Meister im Jahre 1827 nach Wien brachte, wo er die Akademie der bildenden Künste besuchte, um dann Fendis Schüler zu werden. Auch dieser nahm die sinnige und tiefsinnige Weise seines Lehrers in sich auf und malte eine Reihe von Genrebildern, in denen sich ebenso sein Gemüt, wie sein echt künstlerisches Empfinden ausspricht. Albert Schindler wurde auch der Nachfolger Fendis im k. k. Münz- und Antikenkabinett, nachdem er schon früher dem Meister daselbst eine wertvolle Hilfe war, sonach er auch nach dem Tode desselben mit Dekret vom 29. September 1842 daselbst als Zeichner angestellt wurde.

Ein dritter, sehr bemerkenswerter Schüler Fendis war

der bekannte Maler Friedrich Treml, der ebenfalls in wackerer Weise das Erbe Fendis als Künstler vertrat und auch eine der zwei verwaisten Nichten namens Amalie Konopasek, deren sich der Meister in väterlicher Weise angenommen hatte, heiratete. Treml hat bis zu seinem 1852 erfolgten Ableben gar tüchtig gearbeitet, er schuf eine große Anzahl von Aquarellen und Ölgemälden, die teils im Besitze Sr. Majestät, teils in Galerien sowie auch im Privatbesitz sind, davon ab und zu auch noch manches Bild in den Handel gelangt. Anfänglich etwas schwankend, welche Richtung in der Berufsfrage er nehmen sollte, wurde, wie bereits bemerkt, der begabte junge Mann Schüler Meister Fendis, der es auch alsbald verstand, ihm die Wege zu zeigen, welche er zu gehen hatte, um zu einem gedeihlichen Ziele zu gelangen.

Auch Franz Zeilner (Zaillner) trat in die Fußstapfen seines Lehrers Fendi mit schönen und nachhaltigen Erfolgen. Gleich Albert Schindler wirkte er neben dem Meister als Zeichner im Münz- und Antikenkabinett, um dann 1851 als Professor des Freihandzeichnens an der Schottenfelder- und 1852 an der Landstraßer Realschule angestellt zu werden. Von ihm existieren namentlich zahlreiche Aquarelle, unter welchen die Soldatenszenen sehr beliebt wurden. Zeilner war übrigens auch im Illustrationsfache tätig. Auch den Maler Gaupmann sen. möchte ich als Schüler Fendis erwähnen.

Einen hochbegabten jungen Schüler hatte Fendi auch an Joh. Bapt. Staudinger (geb. zu Ellenbogen in Böhmen 1827), der sich jedoch sodann dem Graveurfache zuwendete und längere Zeit beim k. k. Hofgraveur Jauner tätig war. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren noch an den blondgelockten jungen Mann, der in mein Elternhaus kam, wo er mir zur großen Freude stets etwas vorzeichnete. Später, in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, sah ich ihn wieder, wo er eine Zeitlang in mein damals interimistisches Atelier am Heumarkt kam, um

von da stundenlang schweigend zum Fenster hinauszusehen. Er schien mir ein eigentümlich schwärmerisch veranlagter Mensch zu sein und leider hat er auch durch Selbstmord geendet.

Um wieder auf Meister Fendi zurückzukommen, möchte ich es nicht unterlassen, auch der reizvollen und zur Ausführung gelangten Entwürfe für die damals kursierenden Banknoten zu gedenken, mit welchen der Meister seiner Lieblingsneigung, der Darstellung der Kinder, so recht vom Herzen folgen konnte, indem er in unendlich geistreicher und geschmackvoller Anordnung für seine allegorischen Darstellungen Puttis wählte. Vor nicht langer Zeit sah ich derartige Noten in der technischen Abteilung der österreichisch-ungarischen Bank in einer Vitrine aufbewahrt. Gestochen wurden diese Noten, glaube ich, teils von Prof. Franz Stöber, teils von Thomas Benedetti, der ein intimer Freund Fendis und neben ihm auch als Zeichner im k. k. Münz- und Antikenkabinett tätig gewesen ist.

Die Radiernadel, sowie auch den Stichel verstand Fendi meisterhaft zu handhaben, auch die damals noch junge Lithographie fand in ihm einen Beherrscher der Technik. Andresens Handbuch für Kupferstichsammler führt nur acht Nummern seiner Radierungen auf. Von des Meisters Lithographien konnte man in der Eröffnungsausstellung der neuen Akademie am Schillerplatz eine Wirtshausszene nach David Teniers Qu.-Fol., sehen und Nagler gedenkt in seinem ausführlichen Berichte über Fendi der lithographischen Nachbildung des Gemäldes von Adrian Brouwer, letzteren und Rembrandt darstellend.

Peter Fendi genoß als Mensch und Künstler die höchste Achtung, er lebte still und zurückgezogen seiner Kunst und suchte sich nie vorzudrängen. Ehren und Anerkennung, die ihm wurden, kamen von selbst, sie waren die natürliche Folge seines echten und unverfälschten künstlerischen Schaffens. Und so einfach und schlicht er selbst war, stellt

sich auch sein künstlerischer Werdegang dar. Zuerst durch die Antike schon frühzeitig zu einem formgewandten sicheren Zeichner herangereift, belehrte er sich sodann bei den besten niederländischen und holländischen Meistern und nahm eine gesunde, gewandte Maltechnik an. Von der Akademie scheint er wenig beeinflußt worden zu sein, doch finden wir ihn als Schüler eingetragen und zwar unter dem Datum vom 1. November 1810 bis 1813, während in einem weiteren Protokoll nur sein Name ohne Daten erscheint. Als seine Lehrer daselbst werden genannt: die Professoren Maurer, Lampi und Fischer. Zum wirklichen Mitgliede der Akademie wurde Fendi am 26. März 1836 ernannt. An Ehrenzeichen besaß der Künstler die goldene Medaille, welche ihm der Kaiser für das ihm gewidmete Bild „Die Grotte von Corinale bei Triest“ verlieh. Orden waren damals für Künstler noch selten.

Fendi starb nach längerem Siechtum am 28. August 1842 um 11 Uhr nachts. Sein Leichenbegängnis, dem eine große Anzahl von Künstlern und Leidtragenden anwohnte, fand an einem Dienstag den 30. d. genannten Monats um sechs Uhr abends statt, und zwar in der Pfarrkirche zu St. Rochus und Sebastian auf der Landstraße, von wo aus auf dem Friedhofe nächst St. Marx die Bestattung erfolgte. Das Grab ist, wie ich vor einiger Zeit sah, wohl erhalten und trägt die Nummer 1576. Auf dem Monument liest man unter dem Namen Fendi, welchen zwei emporschwebende Engel tragen, nachfolgende Inschrift: „Sein Künstlergeist, so zart und sinnig, schuf Bilder, lieblich, ernst und wahr, sein Leben gottgetreu und innig, bot selbst ein christlich Kunstwerk dar. Nun trösten ihn der Engel Harfentöne, die er so gern gemalt in milder Schöne.“

Mit Fendi ging nur allzufrüh ein Künstler ins Jenseits hinüber, der bei seiner Natürlichkeit und zugleich noblen Auffassung der Dinge, bei der so feinfühligen geistigen Durchbildung seiner gewählten Stoffe mit Recht als ein Aristokrat

unter seinen Genossen bezeichnet werden konnte. Nur vereinigte er mit diesen Vorzügen, wie schon bemerkt wurde, auch eine köstliche Naivität, ich möchte sagen, eine Kindlichkeit des Gemütes, die den Beschauer seiner Bilder bisweilen zur Rührung zu bringen vermag. Stets frei von hohlem Pathos, dafür aber bis ins Innerste charakteristisch, erhob er seine Ideen zu durchaus vollendeten Kunstwerken, die wohl äußerlich nie etwas Glänzendes hatten, dafür aber umso tiefer in die Seele drangen. Peter Fendi ist demnach als eine der Hauptzierden der Wiener Genremalerei, wie überhaupt der Wiener Kunst zu bezeichnen. Die lokale Färbung, die auch bei allen seinen Zeitgenossen vorhanden war, hat er nie aus dem Auge gelassen, es war ihm nachgerade in der Seele gelegen, das echte Wienertum, auf das wir heute so gern zurückblicken, zur Anschauung zu bringen.

Die Malerei aus jenen Tagen ist auch nirgends so charakteristisch herausgetreten, wie in der alten Kaiserstadt Wien, wenigstens nirgends so impulsiv und gleichsam verwachsen mit den herrschenden Verhältnissen. Es kann daher auch nicht anders sein, als daß wir unsere Wiener Meister dieser Epoche so hoch halten und lieben, denn sie sind das richtige und zutreffende Abbild der damaligen gesellschaftlichen und überhaupt kulturellen Verhältnisse, der damaligen Anschauungswelt, des gesamten Denkens und Fühlens.

Daher auch mögen nicht bloß diejenigen ihre Wiener Meister schätzen, die noch einen Teil dieser Zeit miterlebt haben, sondern auch jene, die sie nur durch die Tradition kennen gelernt, und die also heute noch ergriffen werden von dem edlen Geiste, von dem frischen Sinn, von der Anmut, von der Herzensfreude, von der Liebe und Güte, wodurch sich all das Schaffen und Gebaren dieser Künstler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gekennzeichnet und geoffenbart hat.

Anastasius Grün.

(Geboren 11. April 1806, gestorben 12. September 1876.)

Von

Stefan Hock.

Unter den weltflüchtigen, schmerzzerrissenen Dichtern des Vormärz ist einer, der es gelernt hat, sich zu freuen, einer, der auch durch Tränen lächelt, einer, der hofft und kämpft. Unter den Allzuweiblichen, ja Weibischen ein Mann, unter den Wehleidigen ein Tapferer. Einer, der sich nicht bescheiden will, der sich nicht vor der Gegenwart scheu zurückzieht, einer, der an sich und an die Menschheit glaubt. Unter den Schwermütigen und Schwerblütigen ein glücklicher Optimist, ein frohlebiger Gesell. Ein Mann der Tat unter den Beschaulichen, ein Sonnenkind unter den vergrämten Söhnen der Nacht. Er taucht nicht wie jene in den tiefen Brunnen der Poesie und vergißt der Rückkehr ans Tageslicht; er spielt, den Blick all dem Schönen zugewandt, das sich in den glänzenden Wassern spiegelt, heiter und frei in den Wellen und Wirbeln der Oberfläche. Die Schauer der Tiefe kennt er nicht; freilich auch nicht ihre Wonnen.

Graf Anton Auersperg ist als Sohn eines deutschen Geschlechtes in slawischem Lande geboren; der Abkömmling großangelegter Helden ist der Sohn eines seltsam beschränkten Beamten. Der früh selbständige, eigenwillige Knabe kommt in harte Zucht, der Ungläubige in eine strengreligiöse Erziehungsanstalt, und hier tritt ihm in seinem Lehrer Franz Prešern ein freidenkender, warmfühlender Mensch entgegen. Dann aus der klösterlichen Stille hinaus ins ungebundene

Leben der Studenten- und Literatenkreise. Alle diese Gegensätze auszugleichen, war selbst seinem scharfen, durchdringenden Verstande nicht möglich. Eine tiefe Unruhe mußte in ihm zurückbleiben, ein Drang, seine eigene Natur zu finden, sich gegen äußere Einflüsse zu stemmen. Mit einem Wort: eine ungeheure Freiheitssehnsucht mußte in ihm erwachen. Daß sie sich elementar zuerst gegenüber dem politischen Druck äußerte, lag in den Zeitverhältnissen.

Schon in der Schule hatte Auersperg unter der Bevormundung gelitten, die hier ja noch am ehesten am Platze war, schon in der Schule hatte er sich offen gegen den Gewissenszwang, gegen die peinliche Überwachung aufgelehnt. Im Leben ging's damals nicht viel besser zu. Als er seine ersten Gedichte — unbedeutende Nachahmungen Schillers, Bürgers, Heines, Uhlands — gesammelt herausgeben wollte, verhinderte es die Zensur. Er mußte seine „Blätter der Liebe" unter dem Pseudonym „Anastasius Grün" in Schwaben erscheinen lassen, wozu ihm Uhland freundliche Unterstützung lieh. In Schwaben mußte auch „Der letzte Ritter" ans Licht treten, diese durchaus antiromantische Verherrlichung der neuen Zeit, sonderbar verquickt mit liebevoll eingehender Schilderung der alten. Doppelt empfand Auersperg die Trostlosigkeit der heimischen Verhältnisse, als er von einer Reise nach Schwaben rückkehrte, als die Kunde von der Julirevolution ihn aufs tiefste erregte. Er schrieb die „Spaziergänge eines Wiener Poeten".

Was dieses anonym erschienene Heftchen seiner Zeit bedeutete, welche Wirkung von ihm ausging und wie sie sich jahrelang immer nur verstärkte, das ist längst vergessen. Und wer heute die langgedehnten Strophen liest, dem klingt nur gedämpft das Echo in die Ohren der Trompetentöne, die ein ganzes Geschlecht aus seiner Ruhe aufgestört haben. Hier liegt die Wurzel jener revolutionären Poesie, die in den vierziger Jahren so wild aufwuchs, bis im März 1848 ihre blutigroten Früchte reiften. Der Spazier-

gänger durchstreift sein geliebtes Wien und überall und überall findet er die Spuren unerträglicher Tyrannei. Ein dürftiger Klient, pocht das Volk an die Tür Metternichs und fleht ganz artig: „Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?“ Vom Kaiser fordert der Dichter Gedankenfreiheit, den großen Josef ruft er an als Zeugen einer herrlichen Vergangenheit. Gegen Zensor und Zöllner, gegen Pfaffen und Schreiber wendet sich sein Lied, das triumphierend verkündet: „Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt!“ Tiefe Erregung zittert aus diesen Schlachtgesängen, die den großen Sturmlauf begannen gegen das ewig Gestrige.

Zukunftsfroh wie die „Spaziergänge“ ist auch des Dichters bedeutendstes Werk, „Schutt“. Es sind keine politischen Gedichte mehr, sie sind nicht unmittelbar aus den Wirrsalen der Gegenwart geboren, sie richten sich nicht geradezu gegen einzelne Gebrechen und bestimmte Personen. Und doch spricht der Geist der Zeit auch aus ihnen, auch sie sind Lieder eines Kämpfers. Aber in ihnen waltet auch heiter und zuversichtlich des Dichters Glaube an die Menschheit. Aus Schutt blüht neues Leben, südliches Leben voll Rosen und Ephen, voll Kraft und Glanz. Alles, was war, endet, aber, was es tat, das bleibt. Nichts geht verloren. Und wenn unsere Zeit dahin ist und ferne Zukunft dahin — die Menschheit besteht und wird blühen und jauchzen unter Trümmern. Und aus den Trümmern keimt die neue Saat: Licht und Recht, Freiheit und Liebe. Ewiger Friede und ewiges Glück.

„Schutt“ bedeutet den Wendepunkt in Anastasius Grüns Entwicklung und auch den Wendepunkt in seinen Erfolgen. Die enthusiastische Aufnahme des Werkes gab ihm den Mut, seine lyrischen Gedichte gesammelt herauszugeben; und mit diesen erwarb er neuen Ruhm. Aber indem er sich immer entschiedener von der politischen Poesie abwendete, enttäuschte er das Publikum. Während seine älteren Werke immer wieder aufgelegt, immer eifriger gelesen wurden, blieben seine späteren ohne Erfolg. Bei den „Nibelungen im Frack“

ist das ja leicht zu erklären. Es ist ohne Zweifel ein mißlungenes Produkt; dem Dichter fehlte die leichte Hand zum komischen Epos, die Harmlosigkeit zum kindlichen Spiel. Schwerer begreift sich der Mißerfolg seiner eigentümlichsten Dichtung, des „Pfaffen vom Kahlenberg“.

Alte Schwänke hat er hier in ein Ganzes gebunden, derbe Possen in den Rahmen einer nachdenklichen Erzählung gefügt. Die herbe Anmut des österreichischen Landes blickt aus dem Gedicht, dessen wehmütiger Humor selbst der Zote eine edle Seite abzugewinnen weiß. Es ist die Dichtung eines Enttäuschten, eines Erfahrenen, der die Fehler und Schwächen der Menschen kennt. Es ist die Dichtung eines Gedankenreichen, eines Sinnenden, eines Müden. Es ist aber auch die Dichtung eines Erbarmenden, eines Liebenden, eines Hoffenden. Alles, was sein Herz bewegte, hat er in diesem Werke ausgesprochen, nirgends sonst überwuchert das Detail, das Beiwerk so rücksichtslos die Hauptlinien des Gebäudes. Nirgends treten neben seinen Vorzügen seine Fehler so deutlich hervor.

Sehr früh hat man diese Fehler erkannt. Dieses Spielen mit dem Gedanken, mit dem Bilde, das ihn gleichmäßig zum Schwulst und zur Trivialität verleitete. Es hat auch seinen lyrischen Gedichten geschadet, viel Schönes um seine Wirkung gebracht. Nur, wo das Pathos so stark ist, daß es ihn ganz erfüllt, schafft er Großes, Rundes; nur, wo er einen Stoff ins Humoristische, ins Burleske wendet, bleibt er einfach und anmutig. Erst spät gelingt es ihm, auf einem engen Gebiet Ausgezeichnetes zu leisten, tiefe und schöne Gedanken in tadellose Sonette zu gießen, die schon durch die enge Form seine üppige Bilderphantasie beschränken, seine breit auslegende Sprache zur Knappheit zwingen. Sie sind erst nach seinem Tode gesammelt erschienen und weniger bekannt geworden als so manches fade, an Heine angelehnte Jugendgedicht.

Wenig Erfolg hatten auch seine Übersetzungen. Die aus-

gezeichnete Übertragung krainischer Volkslieder ebenso wie die minder gelungene Bearbeitung englischer Balladen von Robin Hood, die er oft allzu rücksichtslos in den Rahmen einer geradlinig verlaufenden Handlung gepreßt hat. Die sehr lesenswerten Einleitungen dieser beiden Übersetzungswerke geben Zeugnis für seine literarhistorische Begabung, die am glänzendsten hervortritt in der überaus lebendig und warm geschriebenen Biographie Lenaus, dem schönen Denkmal einer innigen und treu gepflegten Freundschaft.

Die Ungunst des Publikums drückte auf seine Produktionslust. Seit der großen Revolution hat er sich nur selten mehr dichterisch betätigt; Großes, Abgeschlossenes ist ihm nicht mehr gelungen. Der aber im Vormärz der poetische Anwalt seines Volkes gewesen, der trat mit dem Beginn des österreichischen Verfassungslebens werktätig für die Ideale seiner Jugend ein. Der Dichter Anastasius Grün war tot, aber in dem Politiker Anton Auersperg feierte er seine Auferstehung. Der „Poet, geschmiedet an die Staatsgaleere“ hat bald das Singen verlernt. Aber seine Rede war nun so gewaltig wie einst sein Lied. Für Österreich wurde diese zweite Epoche seines Lebens bedeutungsvoll wie die erste.

Schon im Vormärz war Auersperg mutig und rücksichtslos für die Rechte seines übermäßig besteuerten Heimatlandes eingetreten, hatte den furchtsamen Ständelandtag zu Protesten gedrängt und selbst mit großem Fleiß und Geschick das statistische Material für ein umfänglich begründetes Majestätsgesuch gesammelt und geordnet. Der Revolutionsmonat fand ihn in Wien, wo er mit seinem Freunde Bauernfeld den Gang in die Hofburg wagte und so die Verkündigung der Preßfreiheit und die Zusage einer Konstitution erwirkte. In Graz und Laibach beruhigt er die Bevölkerung, organisiert er die Nationalgarde. Im Fünfzigerausschuß und im Frankfurter Parlament arbeitet er mit, solange er sich in Übereinstimmung mit seinen slowenischen Wählern weiß. Dann zieht er sich auf sein

Landgut zurück und beobachtet von hier aus schweigend, aber blutenden Herzens das Wirken der Anarchie und der Reaktion. Erst 1860 tritt er wieder hervor, um nun bis an sein Lebensende in der vordersten Reihe der politischen Kämpfer zu stehen: zuerst im verstärkten Reichsrat, dann im Herrenhaus, im krainischen und später im steirischen Landtag, endlich in der österreichischen Delegation, die ihn zu ihrem ersten Präsidenten wählt. Er war der Verfasser einer Anzahl von Adressen, die das Herrenhaus an die Krone richtete, er beteiligte sich eifrig an den Arbeiten der Kommissionen, besonders der Finanzkommission, und übte wiederholt große und heilsame Wirkung durch seine maßvollen, aber tief eindringenden, sich oft zu dichterischer Schönheit erhebenden Reden.

Seine politische Tätigkeit war in erster Linie durch seine deutsch-nationale Gesinnung bestimmt. Diese hatte eine furchtbare Prüfung zu bestehen, als Österreich von Preußen besiegt und aus dem Bunde ausgeschlossen wurde. Sie hat sie bestanden. War er vorher großdeutsch gewesen, hatte er einen deutschen Föderativstaat unter österreichischer Führung ersehnt, so wollte er nach 1866 ein mächtiges Österreich unter deutscher Leitung, einen zweiten deutschen Staat in Mitteleuropa. Aus diesem notgedrungenen Wandel in seinen Grundanschauungen erklärt sich sein schwankendes Verhalten gegen die Nationalitäten. Vor 1866 tolerant, ihren Sonderbestrebungen nicht unbedingt entgegentretend, sofern sie nur die Einheit des Reiches nicht aufzuheben drohten, wollte er in der Gewährung einer gemäßigt föderativen Verfassung die Bürgschaft sehen für eine freudige Gefolgschaft der Nichtdeutschen in der deutschen Frage. Vor allem galt ihm dies für Ungarn, mit dem er einen ehrlichen Ausgleich wünschte. Nach Königgrätz standen die Dinge ganz anders. Die Einheit Österreichs war den Magyaren geopfert, die Slawen fürchteten eine Stärkung der Deutschen in Zisleithanien, erhoben ihre staatsrechtlichen Forderungen. Nun

will Auersperg um jeden Preis die Einheit Zisleithaniens erhalten wissen, nun wendet er sich heftig gegen die Slawen, nun fordert er ein starres deutsch-zentralistisches Regiment. So stand er mit an der Wiege der Verfassungspartei und glaubte mit dieser an den Sieg, als das Ministerium Hohenwart fiel. Wie sich die Sünden der neuen deutsch-zentralistischen Regierung und ihrer Partei an Österreich und zunächst an den Deutschen rächten, hat er nicht mehr erlebt.

Neben den nationalen Gesichtspunkten waren für ihn stets die liberalen entscheidend und oft war es ihm nicht leicht, die beiden zu vereinen. Auch daher eine gewisse Ungleichmäßigkeit in seiner Stellung gegenüber den nationalen Forderungen der Nichtdeutschen. Wo deutsche Interessen nicht in Betracht kamen, wie in Italien, da trat er für die Berechtigung dieser Forderungen ein. Den Slawen gegenüber mußte er allzuoft seine freiheitlichen Gefühle unterdrücken.

Der „Wiener Spaziergänger“ hat jubelnd die große Volksbewegung im März 1848 miterlebt; von der Anarchie der Maitage, den Greueln des Oktobers wendet er sich entrüstet ab. Mit bitterem Groll erträgt er das Walten der Reaktion, freudig begrüßt er die Februarverfassung. Er will nun aufräumen mit den Resten einer feudalen Vorzeit, er will — wahrhaft konservativ — die morschen Pfeiler abtragen, nicht ihren Einsturz erwarten. Mit Feuereifer beteiligt er sich an den liberalen Reformen der sechziger Jahre, stets für die freisinnigere Partei eintretend, meist für die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses, in dem er den eigentlichen Vertreter der Steuerzahler respektiert. Am wichtigsten ist seine Teilnahme an dem Zustandekommen der konfessionellen Gesetze, vor allem des Ehegesetzes. Die Debatte über dieses galt einer prinzipiellen Frage: ob Österreich das Recht habe, das Konkordat einseitig abzuändern. Auersperg stand bei denen, die das Konkordat für ungültig erklärten, da es von einer absolutistischen Regierung abgeschlossen sei. In seiner

großen Rede, die vor allem das Andenken Josefs II. gegen die Schmähungen von feudaler und ultramontaner Seite verteidigte, fand er das geistreiche Wort vom „gedruckten Canossa". Laut und begeistert feierte Wien den Sieg der Liberalen und vor allen dankte es dem alten „Spaziergänger", der sich selber so treu geblieben war. Acht Jahre später huldigte ganz Deutschösterreich dem Dichter und noch mehr dem Volksmanne zu seinem 70. Geburtstage, und als er bald danach plötzlich starb, da trauerte das deutsche Volk an seinem Sarge.

Dreißig Jahre sind seither verstrichen, und Anastasius Grün ist vergessen. Es wäre Heuchelei, wollte man es leugnen. Wer liest heute noch seine Werke? Wer weiß von seiner großen politischen Tätigkeit? Er ist vergangen mit dem Liberalismus, dem er als Dichter und als Staatsmann gedient hat. Nun „feiert" man seinen 100. Geburtstag. Das heißt: ein paar Menschen, die von ihm wissen, die ihn lieben, erzählen von ihm dem staunenden, dem ungläubigen Volke. Es nehme seine Werke zur Hand, und es wird glauben. Kein Dichter allerersten Ranges, aber einer von den feinsten, anmutigsten, farbenreichsten. Keine hinreißende Persönlichkeit, aber einer von den Aufrechten, Starken, Ganzen. Kein neuschaffender Staatsmann, aber ein ehrlicher, begeisterter, begeisternder. Ein durchaus vornehmer Adliger und ein überzeugter Demokrat, ein guter Deutscher und ein guter Österreicher. Ein Mensch, den man lieben kann und lieben muß.

Briefe Ferdinand Kürnbergers an Stephan Milow.

Mitgeteilt von

Max Morold.

Das Interesse an den brieflichen Äußerungen bedeutender Männer ist noch immer im Wachsen begriffen. Das Publikum scheint erst in der jüngsten Zeit so recht gelernt zu haben, aus den Privatbriefen von Dichtern, Künstlern, Gelehrten, Staatsmännern den biographischen, historischen, ästhetischen und psychologischen Nutzen zu ziehen, den derartige Veröffentlichungen überhaupt bezwecken. Unermüdlich sind denn auch die Verleger in der Herausgabe von Briefsammlungen und fast möchte man sagen, daß dabei schon übers Ziel geschossen wird. Denn so sehr es stets seinen Reiz und Wert behält, einen großen Geist, eine wirkende Persönlichkeit sozusagen auch im Schlafrock oder in Hemdärmeln belauschen zu können und dabei vielleicht einen wichtigen Charakterzug jenes Geistes, ein geheimes treibendes Motiv seines Wirkens zu entdecken — der Sinn für das Biographische und Historische artet doch in die bloße Freude an der Anekdote und der Sinn für das Ästhetische und Psychologische in ein kleinliches Nachspüren und philisterhaftes Begaffen aus, wenn uns da jede geringste tatsächliche Mitteilung, jeder flüchtige Einfall, jede stilistisch belanglose Niederschrift eines unbedeutenden Gedankens, jede durch den bloßen Zufall bedingte schriftliche Fixierung eines vorübergleitenden Gefühles als etwas Ernstes und Wichtiges dargeboten wird. Zum mindesten läßt sich als Regel aufstellen, daß wir auf die Briefe hervorragender Männer — schlimmstenfalles — verzichten könnten, ohne

daß uns deshalb ihre Werke und Taten, auf die wir nicht verzichten können, einen geringeren Eindruck machten oder minder verständlich würden. Ausnahmen dienen zur Bestätigung der Regel; Ausnahmen, welche sich dann ergeben, wenn hie und da einmal ein Geist oder eine Persönlichkeit wirklich nur in den Briefen sich völlig offenbart oder wenn doch nur durch die Briefe ein ganz klares Bild von den Trieben und Kräften des Mannes zu gewinnen ist. Eine solche Ausnahme haben wir in Ferdinand Kürnberger.

Ein großes unvergängliches Werk von ihm besitzen wir ja überhaupt nicht, wenigstens kein reines Dichterwerk und ebensowenig irgendeine groß angelegte und dabei äußerlich abgerundete kritische Arbeit, wie etwa die Arbeiten Lessings. Er war — auch in seinen Dichtungen — doch eigentlich nur Tageskritiker, Journalist, fortwährend reagierend auf Zeitereignisse und auf die Ideen der Zeit, immer irgendein bestimmtes, gewissermaßen praktisches Ziel verfolgend, und so gleichsam der letzte Vertreter des „jungen Deutschlands“, nur daß er nicht, wie dieses, sich darauf zu beschränken hatte, die kühnsten Gedanken und schroffsten Meinungen in dichterischer Form auszusprechen, sondern, der modernen Zeit angehörend, sich auch unmittelbar und besonders nachdrücklich der journalistischen Tätigkeit selbst zuwandte. Unter den Journalisten ragte er nun aber ganz besonders hervor durch seine bis in die kleinste stilistische Wendung ausgeprägte geistige Persönlichkeit und durch eine gelegentlich bis zum Eigensinn sich versteigende, sonst aber wahrhaft imponierende Gesinnungstüchtigkeit und Überzeugungstreue; also Eigenschaften, die sich im Getriebe des Journalismus sonst nur allzu leicht verflüchtigen, wenn sie überhaupt vorhanden sind. Dasjenige, was im Journalismus gemeinhin den Ausschlag gibt, ist das Talent. Bei Kürnberger aber verspüren wir nicht bloß Talent, sondern vielmehr eine geniale Begabung und zugleich einen tief sittlichen Ernst, der nicht nur beim Journalismus, sondern namentlich auch in Österreich äußerst

selten ist. All das mußte zur Folge haben, daß Kürnberger nicht nur auf seine Gegenwart eindringlich wirkte, sondern daß seine Äußerungen und Bekenntnisse auch über den Tag hinaus dauernden Wert erhielten. Es ist unglaublich, wie viele Zeitungsartikel Kürnbergers, die doch nur eine momentane Veranlassung, einen ganz aktuellen Inhalt hatten, heute noch wortwörtlich auf ähnliche Verhältnisse angewendet werden können. War er als Dichter gewiß mehr Journalist, Feuilletonist, Leitartikler als echter Künstler, so war er dafür im Dienste der Journalistik eigentlich ein Dichter, der wie mit dem schärfsten Künstlerauge im Momentanen und Individuellen das Typische ersah, der die trockensten Gegenstände zu vertiefen und zu verallgemeinern wußte und der mit flammender Beredsamkeit nicht nur die Begehrlichkeit des Augenblickes, sondern auch das Wollen und Sehnen einer Zeit, eines Volkes, der Menschheit auszudrücken vermochte. Und hing ihm in seinem künstlerischen Glaubensbekenntnisse zuweilen noch ein Zöpfchen an, so war er auf politischem und sozialem Gebiete ein Prophet und ein Revolutionär, der so manches kommen sah und so manches mit herbeiführen half, was in seinen Tagen noch wie tot schien und heute überall lebendig ist. Wahrlich, an Helden des Geistes und der Feder hat es uns seit dem Vormärz nicht gefehlt; aber nur von wenigen können wir so viel lernen und auf wenige dürfen wir so stolz sein als wie auf Ferdinand Kürnberger.

Die journalistische Tätigkeit und der journalistische Lebenslauf Kürnbergers brachten es mit sich, daß, bei aller Rundung und Geschlossenheit seiner Persönlichkeit, doch sein persönliches Wirken sich in Zeit und Raum zersplitterte und verzettelte, daß viele seiner Arbeiten verschollen und begraben sind und daß gegenwärtig wohl kaum jemand imstande sein dürfte, eine Biographie Kürnbergers zu schreiben. Ein eigener Verein, eine Kürnberger-Gesellschaft täte not, um diese Aufgabe durch den Zusammenschluß aller jener, welche den Verewigten noch persönlich gekannt haben oder im Besitze von

Manuskripten und alten Ausgaben seiner Werke sind, und durch die Heranziehung gewiegter Bibliographen und Literarhistoriker erst zu ermöglichen und sein Lebenswerk, auch die kleineren Artikel, die ohne Ausnahme anziehend und belehrend sind, wieder neu zu entdecken, zu sammeln, zu ordnen und herauszugeben. Zu diesem Lebenswerke gehören aber in erster Reihe auch seine Tagebücher und Briefe.

Seine Briefe sind vor allem stilistisch gleichwertig mit seinen für den Druck bestimmten Arbeiten. Kürnberger, überhaupt ein Meister des Stils und ein Kopf, der nichts bedenken oder betrachten konnte, ohne gleich ein Brillantfeuerwerk von sprühenden Witzen und funkelnden Aperçus loszulassen, nahm seine Briefe so ernst wie eine Doktorsdissertation und machte sich regelmäßig ein Konzept, ja feilte es oft zwei-, dreimal durch, ehe er den Brief abschickte. In den folgenden Briefen kam er dann häufig auf die früheren, deren Konzepte ihm noch vorlagen, zurück und rundete durch ganz künstlerisch gehaltene Steigerungen und Wiederholungen kleine Zyklen ab, welche ästhetischen Genuß bereiten. Aber seine Briefe sind darum nicht etwa geziert oder wie für den Druck berechnet. In ihnen lebt dieselbe innere Erregung wie in seinen schriftstellerischen Arbeiten und naturgemäß spricht sie sich dem Empfänger eines Briefes gegenüber noch freier und unmittelbarer aus als vor der breiten Öffentlichkeit. Stofflich berühren sich die Briefe alle Augenblicke mit Kürnbergers Kritiken und Feuilletons. Sind doch auch diese hauptsächlich nur als Improvisationen und Herzensergüsse eines temperamentvollen Kopfes und einer mit dem Intellekt arbeitenden Seele aufzufassen! Auf Bestellung hat Kürnberger höchst selten, ohne Antrieb und Begeisterung nie geschrieben. Er konnte sich also wirklich in seinen Briefen nicht wohl von einer anderen Seite, einer schwereren oder leichteren, zeigen als in den Büchern und Zeitungen. Nur, daß der Anlaß zur persönlich-kräftigen, eigenartigen Aussprache im brieflichen Verkehre noch mannigfacher gegeben

war und noch mehr Gefühl und Leidenschaft auslöste als im öffentlich-literarischen mit seiner doch immer etwas gebundenen Marschroute. Und während der beinahe preußische Ernst, die Strenge gegen sich selbst, die Gewissenhaftigkeit, die diesen Mann beseelten, auch aus seinen intimsten Privatbriefen alles Leichte, Tändelnde, Überflüssige, Belanglose verbannten, kommt in ihnen gerade das zur Geltung, ohne was wir uns den Österreicher doch gar nicht denken können und was im Kampfe der Publizistik schweigen muß — dort aber, wo er nicht kämpft, ist dem Publizisten erst recht Toilette und Etikette vorgeschrieben —: die süddeutsche Herzlichkeit, das Gemüt. Daher kommt es, daß Kürnbergers Briefe oft stärker anregen und fesseln und uns dem Manne näher bringen, als vieles von dem, was er für die Öffentlichkeit geschrieben, und daß es immer ein Fest und eine Wohltat, eine Bereicherung unseres Wissens, unserer Erkenntnis, unseres Kulturbewußtseins ist, wenn Briefe Kürnbergers aus den Mappen der Empfänger oder ihrer Besitznachfolger an das Licht gelangen. Seine Tagebücher freilich, von denen haben wir noch Wunderdinge zu erwarten.

Diese Tatsachen und Erwägungen veranlassen und ermutigen mich zu der Veröffentlichung der nachfolgenden Briefe. Sie sind an Stephan Milow gerichtet und machen (der Zahl nach) ungefähr zwei Drittel der ganzen vorhandenen Reihe aus. Die minder interessanten Stücke wurden weggelassen. Schließlich ist es ja doch auch bei Kürnberger manchmal vorgekommen, daß er etwa bloß eine Korrespondenzkarte schrieb, welche ungefähr besagte: Ich will an dem und dem Tage um so und so viel Uhr bei Ihnen sein; verständigen Sie mich rechtzeitig, falls Sie verhindert wären, mich zu empfangen.

Stephan Milow, eigentlich Stephan von Millenkovich (früher Millenkovics geschrieben), lebte damals in Pension — er war Offizier gewesen — auf einem kleinen Besitztum bei dem Markte Ehrenhausen in Steiermark mit seiner Frau,

einer gebornen Freiin von Reichlin-Meldegg, und zwei kaum halbwüchsigen Söhnen. Ebendort, das heißt im Markte selbst, lebten auch seine Schwiegereltern, der pensionierte Feldmarschalleutnant Josef Freiherr von Reichlin-Meldegg und dessen Gattin, eine geborne Gräfin Wimpffen. Die Zusendung der im November 1876 erschienenen Milowschen Gedichtsammlung „In der Sonnenwende“ durch den Autor selber war für Kürnberger die Veranlassung zu seinem ersten Briefe. Im Frühjahre 1877 lernten sich die beiden auch persönlich kennen: Kürnberger kam nach Ehrenhausen und genoß später noch öfter die Gastlichkeit des Milowschen Hauses. Milow aber hatte auf Badereisen, die ein schlimmes Leiden nötig machte, oder wenn er seinen ältesten Sohn im Herbste nach Wien ins Theresianum brachte, wiederholt Gelegenheit, auch seinerseits Kürnberger in Wien und in Graz aufzusuchen. Der in den Briefen genannte Du Mont ist der philosophische Schriftsteller Emmerich Freiherr du Mont, der damals auch in Steiermark lebte und dessen im Jahre 1876 bei Brockhaus in Leipzig erschienenes Werk: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins“ im freundschaftlichen Meinungsaustausche mit Milow entstanden war und zahlreiche Zitate aus Milows Gedichten enthält. Das Gedicht, das im zweiten Briefe Kürnbergers eine so dramatische Rolle spielt, lautet:

Nach der Krankheit.

Du arme Seele, himmelstrebend,
Du arme Seele, so genügsam;
Noch gestern stolz dich überhebend
Und heute schon so still und fügsam.

Das war ein Hadern, Grollen immer,
Im Ringen nach dem höchsten Preise,
Und jetzt — o, welch ein Gnadenschimmer,
Daß du nur wieder atmest leise!

Hier folgen nun die Briefe.

Wien, 23. Jänner 877
nachts.

Lieber Unbekannter!

Endlich wieder einmal ein Dichter, der mich an Goethe erinnert! Wie mich das freut! Sie wißen gar nicht, wie sehr Sie mir persönlich Recht geben und Worte, die ich oft gebrauchte, bestätigen. Es ist die unbewußte Perfidie eines thierischen Instinkts in der heutigen Verhimmelung und Vergötterung der „Classiker“: das Schwindelgelichter braucht ihnen ja um so weniger zu gleichen, je unnahbar ferner sie hinauf gerückt werden. Kann denn ein Mensch „Götter“ erreichen? Kann man das verlangen! Und so erschleichen sie sich indirekt und auf Umwegen ein milderes Verlangen und Fordern.

Da warf ich nun den Pharisäern der Mittelmäßigkeit, so oft sie mich mit dem Einwand ärgerten: kann denn Jeder gleich ein Schiller u. Goethe sein? — regelmäßig die Antwort zu: Ja! tausendmal Ja! Nach Schiller u. Goethe dem Ersten, hat Jeder die verfluchte Pflicht u. Schuldigkeit, Schiller u. Goethe der Zweite zu sein! Talent ist so selten just nicht; aber was ihr so selten gemacht habt, das ist die Bildung. Euer anspruchsvolles u. unsittlich-hohles Schwindel-Poetastern verräth nirgends auch nur die Spur, daß ein Schiller u. Goethe je in der Welt waren. Aber diese Spuren will ich sehen! Wenn Jene das Ziel erreichten, so will ich Jedem wenigstens unterwegs begegnen u. nicht auf den entgegengesetzten Wegen.

Von den Dichterbuben nun abgesehen, so haben die Dichtermänner freilich diese Spuren; z. B. ein Geibel in der höheren, ein J. G. Fischer in der mittleren Lage. Aber sie haben sie gleich so deutlich! Sie verrathen bis zur Verstimmung die Absicht. Man kommt fast nie in die Illusion, daß sie auch noch wären, wenn Schiller u. Goethe nicht gewesen wären.

Das war mir das Überraschend-liebe und Süße, als ich Ihre Gedichte durchblätterte: Sie haben es so leicht, so frei, so unbefangen, so im besten Sinne österreichisch u. naturvoll, was uns Allen von der Ilm her fast in die Wiege gesungen ist. O, wie kenne ich sie, diese vertrauten Töne, die so bescheiden anschlagen, die so maßvoll ausklingen, die so viel Tiefe und Leidenschaft haben ohne zu schreien, während andere Schreier sie nicht haben! Wie kenne ich sie, diese naive Naturvornehmheit, von der ich schon glaubte, sie sei gar nicht mehr in der Welt! Ich war in dieser Sendung aus meiner viellieben Steiermark wie in Tiefurt und Ettersburg zu Hause, und doch ist es nicht Weimarer Schule; höchstens ein Weimarer Wink, ungefähr wie ich als Tourist auf meinen Hochgebirgswanderungen einen Bauer zwar manchmal um den Weg frage, aber den Weg hinauf gehe — mit meinen Füßen gehe und nicht auf den Schultern der Bauern!

Schade, daß meine Sammlung kritischer Aufsätze, die ich literarische Herzenssachen nannte, schon gedruckt war, als die Sonnenwende eben auch, wie es scheint, im gleichzeitigen Druck erschien. Ein wenig früher und ich hätte eine kritische Expektoration in die Herzenssachen noch aufnehmen können. Ich schrieb manches Stück nur für diese Sammlung; sie besteht nicht ganz aus schon abgedruckten Feuilletons.

In Wien habe ich nun kein Organ — oder will keines haben. Wenn ich die Sonnenwende in Deutschland bespreche, so könnte es kaum (wie mirs am liebsten wäre) apart geschehen, sondern wohl nur mit einigen anderen österreichischen Provenienten. So haben mir in den letzten zwei Monaten Lipiner seinen entfesselten Prometheus u. Du Mont (aus Wildon) seinen Fortschritt im Lichte . . . zugeschickt. Keine schlechte Gesellschaft u. das Trifolium paßte nicht übel zusammen. Ich will sehen, was sich machen läßt. Im schlimmsten Falle schreibe ich wieder für eine

neue Sammlung einen neuen Aufsatz. Muß ich doch diese Sammlungen auf 5 Bände veranschlagen u. erst 2 sind erschienen. Die Siegelringe, politisch-kirchliche Feuilletons; literarische Herzenssachen, kritische. Zu folgen hätten nun noch: theatralische — touristische — u. 5tens vermischte. In den letzteren wäre der Platz für alles was sich verspätet hat, oder neu hinzuwächst. Nur würde das ein bischen lange dauern. Ich will hin u. hersinnen u. habe Zeit dazu, denn augenblicklich kann ich gar nichts thun, weil mich bis Mitte Februar ausschließlich eine Novelle beschäftigt. Dann aber findet sich wohl ein Rath.

Ihre Verse verrathen eine alte Kunstübung u. doch war mir Ihr Name neu, wie Sie richtig, leider richtig vermuthet. Könnte denn nicht endlich ein gottgesandter Steppenbrand all dieses deutsche Buchunkraut abbrennen, welches Einem die par sehenswerthen Blumen auch noch unsichtbar macht?! Ich wenigstens wäre gar sehr dafür, an den Piedestalen unserer Denkmäler alljährlich eine Hekatombe von hundert schlechten Poeten abzuschlachten, damit dieser erzmaterielle Erzcultus wenigstens eine geistige Bedeutung bekäme.

Beatus ille qui procul! Glücklich der Mann, der in Ehrenhausen dichtet u. nicht in Schand u. Spotthausen! Hat man je aus einer großen Stadt einen großen Dichter hervorgehen sehen?

Ich bitte um Ihre Photographie, seis solo, seis Familienbild. An den Wiener Schaufenstern wimmelt alles von Mautners u. Mosenthals, Frankls u. [—]; schicken Sie mir aus Ehrenhausen ein Dichterportrait.

Mit herzlichsten Grüßen

ganz der Ihrige
Ferdinand Kürnberger.
(Wien, Wollzeile 11.)

P. T. Hrn. Stephan Milow in Ehrenhausen.

* * *

Wien, 9. Febr. 877.

Verehrter Herr u. Freund!

Ich habe Ihren Gehalt- u. Karaktervollen Brief freilich umgehend beantwortet, — aber nur im Geiste. Und selbst das trieb ich nicht lange, denn alsbald sagte der Novellengeist zum Briefgeist: Lieber College, falle mir nicht in die Rede. Erlaube, daß ich zu Ende spreche u. dann sprich du. Pluribus intentus minus est ad singula pronus!

Die Novelle flog gestern nach Berlin u. nun fliegt heute mein Brief nach Ehrenhausen. Von allen Briefschulden, die ich jetzt bezahle, ist das die erste.

Ich beginne mit dem Ende Ihres Briefes; — die letzte Auflage (deren Sie immer nur sehr kleine machten,) sei vergriffen. Bei dieser Stelle fiel mir folgendes ein: Mein Brief hat Sie angemuthet, während er doch nur eine Privat-Enunciation ist u. mein Sinnen auf eine öffentliche geht. Wie wärs also, wenn nach der „vergriffenen" Auflage eine zweite veranstaltet u. dieser Brief selbst als Vorrede mitgegeben würde? Ich glaube, die ganze erste Seite u. auf der zweiten die Stelle vom Steppenbrand u. den Hekatomben könnte ungefähr die Figur einer Vorrede machen. Ja, vielleicht schreibe ich auch in diesem Augenblicke, was sich in eine Vorrede hineinredigiren ließe, denn ich habe Ihnen einen kleinen artigen Zufall zu erzählen, dem es bei aller Einfachheit nicht an einer gewissen Pikanterie fehlt. Hören Sie mein Geschichtchen.

Die Welt nennt mich Junggeselle — ich selbst aber nenne mich seit dem Jahre 59 einer Frau zu eigen, wie nur irgend ein Mann der seinigen. Leider war ich nicht so glücklich, meine Frau im Hause ihres Vaters kennen zu lernen, sondern bloß — ihres Mannes. Also Werther u. Lotte, oder beßer er — — Franche u. Lorenne!*)

*) Siehe mein „Haustyrann".

Der Mann starb im Jahre 67, aber nun mußte die Frau, anstatt meine Frau zu werden — wieder Tochter werden. Sie hatte sich der Pflege eines Vaters zu widmen, welcher, wie so viele Gratzer, (sie ist eine Gratzerin) in seinem Alter von gichtisch undefinirbaren Neuralgien an den Fahrstuhl gefeßelt u. aufs grausamste gemartert wurde. Der Vater starb im Januar vorigen Jahres.

Nunmehr aber ist die Frau selbst kränklich. In der Jugend zart, ist sie jetzt schwach, brustschwach. Seit einem Jahre lag sie wiederholt zu Bette; ja, während wir schrieben machte sie den härtesten ihrer Brustkrampf-Anfälle durch u. ich — die schwärzesten meiner Sorgen. Seit 10 Tagen lauteten die Nachrichten fortschreitend beßer u. nach der heutigen durfte sie das Bett wieder verlaßen.

Der vorletzte ihrer Krankheitsanfälle war zwei Monate früher, nämlich im November dieses Winters. Als sie sich davon erholte u. wieder die ersten Athemzüge der Genesung that, erhielt ich eines Tags einen Brief, deßen erste Zeilen, bis ich sie Ihnen im Original zeige, ich Ihnen heute abschreibe. Der Brief fing wörtlich so an:

Gratz, den 22. November 1876.

Liebster Ferdinand!

Hier schicke ich Dir ein kleines Gedichtchen, Du mußt es mir aber wieder zurückschicken, ich schicke es Dir nur weil es so schön ist. Es gibt überhaupt so viel schöne Gedichte auf Erden daß der allein schon ein großer Mann wäre der sie zu sammeln verstünde. — — —

Das Gedichtchen aber war … das beiliegende! Zu dem heutigen Zwecke borgte ich es wieder von ihr.

Ich gab ihr Recht, daß das Gedicht schön sei, den Dichter aber wußte ich ihr nicht zu nennen. Das war, wie gesagt, am 22. November. Am 15. December erhielt ich einen Gedichtband u. Brief — von einer unbekannten

Hand u. aus einem Orte mit dem ich mir keiner Verbindung bewußt war — Ehrenhausen! Da ich immer sehr heiklich bin, von äußeren Zufällen mich stören zu laßen, („daß mich der Zufall blind waltend mit sich führe“, liebe ich so wenig, wie Wallenstein), so ließ ich das Bändchen erst ein par Tage lang liegen u. als ich dann las, that ich es auch nur gustirend, auf u. ab blätternd, hier u. dort. Just Seite 6 war zufällig die letzte Seite, die ich las.

Meine Überraschung malen Sie sich als Dichter! War das nicht selbst wieder ein kleines dichterisches Abenteuer in der Gruppe: Dichter, Kritiker u. Frau?!

Angehaucht von dem Geiste dieses Abenteuers, ergriff ich sofort ein Briefoktavblatt u. schrieb meinen Brief. In jedem anderen Momente hätte er jede andere Gestalt angenommen; in diesem nahm er diese an. Sie begreifen, warum.

In einem Gespräche mit Eckermann (ich glaube, bei Gelegenheit serbischer Gedichte) rühmt Goethe an diesen Gedichten, daß sie alle von Motiven des wirklichen Lebens ausgehen — ein Mädchen am Brunnen — ein Bursch mit seinem Pferde u. s. w. Diese Bemerkung erhebt hierauf Goethe zu einer Kunstregel u. fährt ungefähr folgenden Sinnes fort: Überhaupt sollte das Motiv eines Gedichtes nicht erfunden, sondern wo möglich immer erlebt sein. Die Aufgabe ist nicht, ein Motiv zu erdichten; der dichterische Kunstproceß findet seine Aufgabe vielmehr darin, das wirklich Erlebte von der Erdschwere der concreten Gelegenheit zu reinigen u. in die ideale Region des Symbols zu erheben.

Diesen Vorgang aber hatte ich in diesem Augenblicke so recht unmittelbar vor mir. Eine genesende Frau findet ein Gedicht, das ihr Herz trifft, weil es mit zarter Anmuth u. rührender Wahrheit ihren persönlichen Zustand ausspricht. Und doch ist es unpersönlich u. bewegt sich mit freier Schwingung im Ganzen des Menschenzustandes,

worin es, was das Gedicht zu thun hat, das ewig Verwandte trifft.

So geschah es, daß gleich meine erste Briefzeile mit dem Begriff Goethe operirte u. darin fortfuhr. Es ging dem Kritiker, wie es nach Goethe dem Dichter gehen soll; die Kritik war nichts Ausgedachtes, sie war eine Empfängniß des Lebens u. erhielt ihren Anstoß von einem concreten Fall der Erfahrung.

Ich schließe. Sie verhießen mir Ihre Photographie, warteten aber wahrscheinlich meinen Brief ab. Was die meinige betrifft, — so habe ich keine. Ich muß um Geduld bitten.

Nächstens komme ich nach Gratz. Bei dieser Gelegenheit könnten wir uns sehen. Je nach der Lage des Moments, den man nicht immer frei hat (Sie scheinen Hausvater zu sein), kommen Sie entweder nach Gratz oder ich nach Ehrenhausen. Das läßt sich heute noch nicht verabreden. Früher wechseln wir wohl noch einen Brief. Von Gratz aus schicke ich aber eine Postkarte oder telegraphiere u. erst das wird der Moment sein, wo wir ein Übereinkommen treffen. Bis dahin bestens grüßend

Mit herzlicher Ergebenheit

Ferdinand Kürnberger.

P. S.

Schicken Sie mir das Gedichtchen wieder zurück. Für solche Wahrzeichen habe ich einen pietätvollen Aberglauben; da ich es selbst wieder zurückschicken mußte, so möchte ich die Besitzerin nicht beraubt haben.

* * *

Wien, Mittwoch, 28. Febr. 877.

Verehrter Freund!

Laßen Sie mich unmittelbar an Ihren Brief anknüpfen, obwohl es seit 13tem schon etwas spät ist.

Die „Auflage“ war kein Mißverständniß; ich habe mir die Stelle vielmehr wiederholt u. scharf angesehen, als ich an die Beantwortung ging. Wohl paßte mir der ganze Context auf die Photographie; da ich aber hier Aufname u. nicht Auflage lesen zu sollen glaubte, da es ferner selbstverständlich ist, daß Photographien nur kleine „Auflagen“ haben (fast nie über ein Duzend), so meinte ich schließlich doch, daß von der Sonnenwende die Rede sei. Um so schlimmer fürs Publikum, wenn es von Fata Morgana mehr Exemplare braucht als von einem guten Lyriker!

Dabei fiel mir aber nun folgendes ein:

Da weder die Sonnenwende noch überhaupt je ein einzelnes Büchlein die Chance mehrerer Auflagen zu haben scheint, wie wärs, wenn Sie aus allen zusammen (die ich, beiläufig gesagt, nicht durch Sie sondern durch Du Mont's Citate weniger kennen als ahnen gelernt), wenn Sie aus Ihren Lyricis omnibus das Beste herauszögen, eine Anthologie, einen Muster-Milow und den Succus desselben, was dann doch wohl ein Auflagen-fähiges opusculum geben würde? Wie wäre das? Theils fänden Sie solche „beste Stücke“ schon in natura vor, theils würden Sie manches durch irgend eine kleine Änderung noch dazu machen können.

Die letztere Operation habe ich selbst im Durchblättern der Sonnenwende fast unwillkürlich vollzogen, — natürlich nicht in der Faktur, sondern im Geiste. Z. B. Mein Loos. Die Pointe ist mir zu schwer. Soll es so enden, so möchte ich den Ton schon früher verdüsterter u. unglückathmender haben; das letzte Ziel verfehlen, wäre wohl diese Vorbereitung, aber der Ton ist so leise, das Zarte u. Liebliche überspült ihn so angenehm rieselnd, daß dieses Bachkieselchen als Stein des Anstoßes doch nicht wirkt. Sünden ist ein gar grelles Wort. Man ahnte nicht daß es so ernst gemeint sei.

In der Beschwichtigung ist mir die Pointe wieder zu leicht. Aber sie ist es darum, weil sie's auf Spannung anlegt, weil sie sich etwas orakelhaft zuspitzt, u. dann denkt man enttäuscht: aber nichts war ja selbstverständlicher; braucht denn so erst ein Gedicht auszugehen?! Ich würde es nun als selbstverständlich auch vortragen u. den leichten Ton nur noch leichter machen — ganz leicht, harmlos, anspruchslos, nicht wie eine Räthsellösung. Ich sagte mir im Geiste folgende Verse:

Liebes Mädchen, gutes, unerfahrenes:
In der Liebe um die Liebe bangen,
Sieh, das ist sie! Hat dein kleines Herzchen
Anders es geträumt? . . .

dann träumtest du mit Dichtern, aber nun, da du selbst in dieser dichterischen Lage bist, kannst du die Dichter lehren, nicht sie dich. (So ungefähr.)

Die Drohung titulirte ich mir anders u. wollte sie überhaupt nicht als Drohung ausgehen laßen. Die 4 ersten Strophen sind mir so sehr Naturbild gewesen, daß ich im Karakter des Naturbildes bleiben wollte. Und so hätte ich in der Pointe der Libelle höchstens gesagt: Nun ja, ich fange dich nicht: aber der, der dich fangt — sitzt in dir selbst! Flattere nur, ich kann's ruhig abwarten.

Die Bergesgipfel und einen Tannenwipfel kritzelte ich mir gleich auf das erste Blatt meines Exemplares, weil mir die Genitive ein wenig zu grammatisch-correkt klangen u. in dieser Eigenschaft preciös. Natürlich aber ließ sich so nicht fortfahren. Diese Kritik übt man nur von Mund zu Mund. So haben wir sie in der Münchner Dichtergesellschaft „Die Krocodile" geübt oder in dem Stuttgarter Dichterkränzchen, welchem Feodor Löwe in seinem Garten so hübsch den Wirth zu machen wußte. Manche meiner Lesarten sind da in Cours gekommen. Z. B. der Stuttgarter Dichter Georg Scherer lag in dem schwarzen Schlangengelocke seiner Geliebten „zitternd wie

Laokoon", aber zitternd war mir nicht recht. Bebend, sagte Feodor Löwe u. bildete sich ein, daß sei stärker. Taugt all nichts. Es handelt sich überhaupt nicht um starke Ausdrücke; der grellste könnte höchstens nur lächerlich machen u. bliebe doch noch arm, insofern er nur ein vereinzeltes Momentchen malte und nicht, was mir vorschwebt, das Ganze der hilflosen Lage. Halt, da hab' ichs. Hilflos wie Laokoon! Und so stehts denn auch gedruckt. Kurz, die liebste Kritik wäre mir — Unterhaltung, Conversation, Verkehr, das lebendige Spiel der praktischen Ausübung.

Mit der Feder in der Hand durften diese vertrauliche Natursprache noch die glücklichen Griechen wie z. B. Plato in seinen Dialogen, sprechen. In unserem literarisch verholztem Zeitalter aber befremdet das. So ist mir kürzlich ein Artikel durchgefallen, worin ich sprach — nicht mit steifem Journalistennacken sondern auf dem rocking-chair zwischen Frauen und Freunden, die mich im Geiste umgaben. Wenigstens vermuthe ich, daß ihn diese menschliche Traulichkeit unmöglich gemacht hat. Ehrenhalber sagte man freilich, seine Länge, u. wohl hat er 8 Quartseiten à 33 Zeilen. Der Artikel hieß aber — Stephan Milow, eine lyrische Didaskalie. Ich habe 10 Tage meines Lebens daran gewendet u. sie verloren. Das Manuscript liegt mir nun als Maculatur im Pulte, wenigstens bis zu dem Augenblicke, wo es in einem meiner Bücher erscheinen kann. Als Journalartikel ist es unanbringlich. Ja, ja, der Kürnberger kann auch verfehlte Dinge machen, u. just er am meisten. Denn eigentlich hat er noch nie eine andere Zeile geschrieben, als für sich selbst. Will mir wer zuhören, so ist's recht; wenn nicht, so soll er's bleiben laßen. Das war immer mein Standpunkt. Damit kann man ein guter Kopf sein aber — ein zweifelhafter Publicist.

Glücklicher war ich schon mit du Mont, über deßen Fortschritt . . . ich $2^1/_3$ Seiten im Berichterstatter Ton schrieb u. welche — nach einer heutigen Zuschrift

Vincenti's — „mit Nächsten" in der „Heimath" gedruckt sein werden.

Von Ihnen höre ich, daß du Mont in Gratz ist. Mir schrieb er zwei Briefe, — den ersten aus Wildon mit seinem Buche, den zweiten aus Baden. Den letzteren verstand ich so, daß er daselbst den ganzen Winter zubringen würde. Ich hielt ihn daher für meinen festen eisernen Bestand, indem ich mir vornahm, ihn zu besuchen. Und gar sehr wollte ich das, nur hätte ich damit noch 2 andere Südbahn-Besuche combinirt, einen in Mödling u. einen in Wiener-Neustadt, — u. darüber verging die Zeit. Ich hoffe ihn nun in Gratz zu begrüßen. Bis dahin thun Sie es wohl an meiner Statt u. theilen ihm diese auf ihn Bezug habenden Zeilen vielleicht freundnachbarlich mit.

So gehörte der abgelaufene Februar meinen neuen steierischen Freunden, — oder bloß meinen Absichten für sie, die ich ja praktisch nur zur kleineren Hälfte erreicht habe. Man ist nur g a n z in seiner Studierstube, in der Welt draußen wird man Fragment.

Seit Jahren schon ist es mein bescheidener u. doch unausgeführter Wunsch — eh' der Frühling nach Wien herauf kommt, ihm auch ein bischen südwärts entgegenzufahren. Südtirol u. Friaul mit Görz (u. Triest) kenne ich schon, Fiume u. das Quarnero noch nicht. Ich denke nun, meinen bevorstehenden Gratzer Ausflug damit zu combiniren. Da ich dabei Ehrenhausen 2mal passiren würde, so entfällt die andere Variante, Sie nach Gratz zu mir zu bemühen. Ich hoffe wenigstens, daß kein greller Witterungsumschlag auch diesmal, wie schon so manchmal, ein so mäßiges Wünschen vereitelt.

Mit meinen besten Grüßen

Ihr ergebenster

Ferd. Kürnberger.

* * *

Wien, Mittwoch, 7. März 877.

Verehrter Freund!

Allerdings sind biographische Daten bei einem unbekannten Dichter, der bekannt gemacht werden soll, ein wenigstens für das große Publikum schätzbares Material u. da es an mir ist, diese Ihre theoretische Erkenntniß ins Praktische umzusetzen, so begreife ich es, daß Sie mir solche Daten nicht gleich selbst mitgetheilt, sondern die Initiative meines Verlangens darnach abwarteten. Wohlan, ich verlange darnach. Fremdling, woher, wohin, weß Landes u. wer die Erzeuger? — diesen schon von Homer schematisirten Meldzettel bitte ich fein säuberlich auszufüllen.

Name? Der lyrische scheint nur die Hälfte zu sein; ich ließ mir sagen, daß der Name länger u. serbisch-kroatisch klingt.

Geburt, wann u. wo?

Studien? Beruf? Ich würde es für wahrscheinlich halten, daß Sie, gleich du Mont, Militär gewesen u. Ihre Freundschaft eigentlich Offiziers-Cameradschaft.

Quittirt, wann? Quo fato profugus als Landedelmann die Lavinia litora von Ehrenhausen erreicht?

Wann vermählt u. mit wem? Mit welchen Hindernißen oder eventuellen romantischen Abenteuern?

Wie viele Kinder, wie alt?

Wenn ich noch lang so frage, so werde ich mich bald selbst einsperren, denn ich komme mir vor lauter Polizeispielen wie ein Objekt der Polizei vor. Welch ein Cynismus der neugierigen Alleweltsnase, genannt Publikum!!! Aber was kann ich dafür? Muß es eines Tags nicht doch in den Brockhaus oder Wurzbach hinein? (Ist's schon in Letzterem? Ich habe ihn nicht. Eh ich so fürwitzig frage, hätte ich ihn eigentlich nachschlagen sollen. Ersparen Sie sich also die Antwort, wenn Sie schon, was mir zu spät

einfällt, im Wurzbach sind u. sagen Sie mir dann nicht mehr, als eben das.) Wenn nicht, so laßen Sie mich fortfahren u. schließen:

Erstlingsversuche? wann, wo? Welche bisherigen Editionen?

(Ist's wirklich wahr, daß „Auf der Scholle" u. die „Sonnenwende" Alles? Wo steht das von du Mont pag. 37 citirte Epigramm über die Reflexion? Wo das Wort: die Hälfte unseres Thuns ist nicht Natur? Sollte ich's übersehen haben? Würde mich wundern.)

Das Alles kurz u. im Lexikonstyl. Machen Sie sich nicht viele Arbeit. Aber bald, recht bald. Meinen schon geschriebenen Stephan Milow-Artikel lege ich (bis auf weiteres) wirklich ad acta u. schreibe, wie Sie nun merken, einen zweiten neuen. Es hat mich gaudirt, wie Sie sich auf zwei Briefseiten ausführlich meinen Kopf zerbrochen um jenen ersten zu placiren. Es geht wirklich nicht. Er war höchstens für Ein Organ geschrieben ungefähr wie man eine Schaumünze für eine Gelegenheit prägt, aber nicht als Geldmünze in Cours setzen kann. Sie werden schon sehen. Nächstens laße ich ja mehr von mir hören; heute hatte ich nichts zu thun, als — was ein Wirth thut, wenn er ein Fremdenbuch auflegt. Bitte sich einzuschreiben u. diese Formalität abgemacht, unterhalten wir uns dann wieder in unserem Ton. Bis dahin

Ihr ergebenster
Ferd. Kürnberger.

Dank für die Photographie. Hat mich gefreut, daß es eines Dichters nicht unwürdig aussieht.

* * *

Lieber, verehrter Freund!

Ein Unstern, aber nur ein österreichischer, brachte mich um das Vergnügen, Sie u. die lieben Ihrigen auch auf meiner Rückreise zu begrüßen.

In Fiume ist keine Wissenschaft unbekannter, als — wie man von Fiume nach St. Peter fährt! Auf dem ganzen Fiumaner Bahnhof ist kein Fahrplan der Südbahn affichirt!!

Auch gut.

Ich fuhr also nach mündlicher Tradition u. fuhr mit dem Mittagszug um halb zwei von Fiume nach St. Peter. Daselbst wollte ich übernachten, aber die Nacht durch vorliegendes Blättchen an Sie vorausgehen laßen, zu welchem Ende ich es schon in blanco bei mir trug — enveloppirt u. adreßirt u. bereit, nur ein bischen mit Bleistift bekritzelt zu werden. In St. Peter nämlich dachte ich die Fiumaner Geheimlehre beßer ergründen zu können, d. h. einen Fahrplan vorzufinden. Nach diesem hätte ich Ihnen Zug und Stunde meiner Ankunft gemeldet.

Wieder gut.

Unglücklicherweise hatte ich Fiumaner Grüße an einen Strecken-Ingenieur in St. Peter übernommen u. der sagte mir sofort, daß in der Nacht überhaupt kein Postzug mehr geht, sondern einzig Lastzüge. Was war zu thun? Zuerst gedachte ich zu telegraphiren; aber — es war schon gegen 6 Uhr abends u. der alten Erfahrung zu Folge, daß Telegramme nie so rasch zugestellt werden, als die Elektricität es möglich machte, fürchtete ich mit der Zustellung Ihr Haus im Schlaf zu allarmiren.

Ich überließ meine Anmeldung nun einer weiteren morgigen Beschlußfaßung.

Morgens saßen wir in der Bahnhof-Restauration beim Frühstück — mein Bahnbeamter u. ich — da geschah es par hazard, daß Ersterer den Aufwärter fragte, wo die französische Familie, die Gesellschaft des gestrigen Soupers sei, u. ob sie auf ihrem Zimmer frühstücke? — Nein, sie ist in der Nacht abgereist. — Ich sah meinen Cicerone groß an! Also geht in der Nacht doch auch ein

Postzug u. nicht Lastzüge allein? — Allerdings war des Garçons Antwort: um halbzwei. —

Das war die Post, welche Ihnen meine Anmeldung überbracht hätte. Sie war versäumt!

Entschuldigen Sie, sagte mein Strecken-Ingenieur, ich bin nicht beim Verkehrswesen.

Aber gestern hatte er mir decidirt eine Verkehrsauskunft gegeben!

Dies der österreichische Unstern.

Jeder Oesterreicher votirt zuerst wie ein Wißender, aber hinterher sagt er — ich habs nit g'wußt. Und das soll dann entschuldigen.

Ich hätte nun an diesem Morgen telegrafiren können, aber meine Galle war größer als alles andere. Der Tag war mir verdorben. Ich halte die Oesterreicher nicht mehr aus. —

Gern hätte ich mir Ihr (erstes) Gedichtbändchen mitgenommen, das ich noch nicht zu Ende gelesen u. worin ich mir auf der Rückreise Paginirungen notirt.

Ich bitte Sie, schicken Sie mirs umgehend.

Die Istrianer Karte bringe ich dem Herrn Papa wenn ich von Wien nach Gratz übersiedelt bin, was noch im Laufe dieses Monats geschieht.

Meine Adreße ist genau die nämliche, wie das erstemal: Hotel Ries, Nr. 51.

Ihr ergebenster
Ferd. Kürnberger.

Viele Grüße ans Haus!

Gratz, d. 6. Juni 877.
(Mittwoch mittags.)

* * *

Gratz, Montag den 10. Septbr. 877.

Verehrter Freund!

Wollte Gott, ich könnte Ihre gutgelaunten Disticha nur in halb so guter Laune beantworten. Aber es ist doch gar zu traurig! Heute um 2 Uhr fuhr ich mit dem gemischten Zuge von Ehrenhausen vorbei — u. zwei Stunden später mein Zimmer betretend, finde ich diesen Lockruf nach Ehrenhausen!

Ich machte vom 31. August bis heute 10. Septbr. eine Tour auf der Linie Toblbad, Stainz, Landsberg, Schwanberg, Eibiswald, Bahnfahrt Saldenhofen-Villach; Tarvis, Weißenfels; Bahnfahrt Weißenfels-Radmannsdorf; Neumarktl, Loibl, Klagenfurt, Bahnfahrt Klagenfurt-Marburg u. schließlich heute Bahnfahrt Marburg-Gratz.

Ich habe von diesen 11 Tagen kaum mehr als 11 gute Stunden gehabt. Es war eine meiner glücklosesten Ausfahrten. Schon mein Austritt aus Gratz war ein Unstern u. — mein Eintritt wieder einer, ja, Ihre Epistel selbst ist dieser Unstern! Kann man ärger geneckt werden? Warum sind wir um so höher organisirt als ein Regenwurm, wenn wir so wenig als ein Regenwurm von der Zukunft wißen, von dem, was hinter der nächsten Sekunde liegt? Von Landsberg nach Trahütten hat meine Chaussure Koth und Regenwetter zerweicht. u. von Weißenfels zu den Mangartseen, was die weiche Erde begonnen, das scharfkantige Felsgestein vollendet. So strebte ich nach Hause. Aber hätte ich Ihren Brief ahnen können, so wäre mein Widerwille, mit bewußten Defekten mich zu präsentiren, doch wohl zu besiegen gewesen.

Nun, es ist geschehen! Ein vollkommener Verdruß ist auch eine Vollkommenheit! Es ist ein wohlgestimmtes Concert von lauter Widrigkeiten u. Sinnesdurchkreuzungen. Ich finde eine Karte, die mir zeigt, daß ich einen höchst wünschenswerthen Besuch versäumt; ich finde Ihre Verse,

nach welchen ich selbst ein aktiv und passiv versäumter Besuch bin! Ich habe überhaupt nie so viele Karten u. Briefe vorgefunden, als just seit diesen 10 Tagen.

Wann ich nun nach Ehrenhausen komme, kann ich, unter rauschendem Regen, wie ich schreibe, nicht leicht sagen. Wahrscheinlich passiren Sie früher noch Gratz indem Sie Ihren Max zurückbringen — „Mitte des laufenden Monats“ wie Sie sagen was schon stark im Zuge ist. Möchten Sie mir zu Liebe dem Jungen eine kleine Haltestation in Gratz einrichten können, denn ich wäre erfreut, ihn noch einmal zu sehen. Er ist keine Duzend-Creatur, er interessirt mich. Sein Anblick spricht mich an, ich finde etwas Inspirirtes in ihm.

Laßen Sie inzwischen auch den dinglichen Gegenständen des Hauses Milow ihren Werth u. ändern Sie nichts daran. Verderben Sie mir „mein“ (!) Bett nicht. Es war gut. Die Wassermelone wird leider der Regen verderben u. wenn nicht, doch gegenstandslos machen, denn die Folie ihres Genußes ist Hitze. Auch ihr bleibt ein moralischer Werth — der zarte Gedanke, der sie ins Dasein gerufen!

Und der bleibt vor allem den Händen der Hausfrau, welche nicht Dinge zu spenden brauchen, um Werth zu haben, weil sie selbst den Dingen den Werth verleihen. Ich kann es verschmerzen, wenn sie mir just nicht die Wassermelone credenzen, denn ich werde es immer zu verehren haben — daß sie credenzen!

Dieser Hand meinen Handkuß u. Ihnen meine besten u. treulichsten Grüße! Dieselben den Enkeln u. Großeltern!

Der Ihrige

Ferdinand Kürnberger.

* * *

Verehrter Freund!

Besten Gruß u. Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Die letzteren waren leider schon — drei Wochen alt, als ich sie sah. Ich fuhr von Gratz nach Wien am 26. Okt. blieb 6 Tage in Wien u. bin seit 16 Tagen in Ofen-Pest, wo ich zu thun hatte. Hieher wurden mir die Gratzer Briefe nachgeschickt u. zwar erst vorgestern.

Morgen gehe ich nach Wien zurück, verweile wieder ein par Tage, u. mache vielleicht auch einen mehrtägigen Besuch in München, wenn das Wetter erträglich bleibt. Komme ich wieder zurück, so sind Sie wahrscheinlich auch schon daheim u. Ehrenhausen soll einer meiner allerersten Gänge sein.

Daß Sie mit gutem Erfolg zurückkommen, daran zweifle ich nicht, denn die Leute sprechen mit einer Assurance, die Einem wirklich imponirt. Ich bin der besten Hoffnungen voll.

Bei dem wunderschönen Wetter habe ich fortwährend an Sie gedacht. Was man auch auf Erden auszustehen hat — es ist der beste Trost, wenn die Sonne am blauen Himmel steht. Ich denke immer an den sterbenden Mirabeau: Ist sie nicht Gott, so ist sie doch ein naher Vetter von ihm!

Das ist einer der menschlichsten Töne im Weltleben.

Wenn Sie an Ihre Frau schreiben, so vermelden sie meine besten Grüße. Eben so an das untere Haus. Von ganzem Herzen Ihr

Ferdinand Kürnberger.

Ofen-Pest d. 21. Nov. 877.

* * *

Lieber verehrter Freund!

Ihr schöner Brief mit dem schönen Traum, der — ein Traum ist! war der letzte, den ich in Wien vor meiner Abreise nach München erhielt. Soeben reise ich jetzt

wieder von München ab u. über Wien, mit einem kurzen Aufenthalt daselbst, nach Gratz zurück. Hier sind meine Weihnachten „in festen Händen“, wenn gleich nicht in beßern, als Sie mir anzubieten so liebenswürdig sind. Ich weiß dieses Anerbieten höchlich zu schätzen, denn eine Einladung zu Weihnachten ist wohl das höchste Vertrauensvotum der Freundschaft. Sehr ungern verzichte ich auf diese Einladung, ja es ist mir mit dieser Versicherung so sehr Ernst, daß ich ganz u. völlig zu verzichten kaum das Herz habe. Ich möchte am 2ten Feiertage (Stephani) wohl hinabfahren, um die letzten Stunden Ihrer Weihnachtsfreude noch zu theilen. Die Jungens thun mir wohl den Gefallen u. plündern ihren Christbaum nicht allzusehr, damit ich ihn noch in Pracht u. Herrlichkeit schauen mag.

Am Christbaum mag Ihre aufgefrischte Gesundheit zwischen Gold u. Grün leuchten u. prangen u. das soll uns Allen das theuerste Weihgeschenk sein.

München hat mich wieder aufs tiefste wankend gemacht über die Wahl meines Gratzer Aufenthaltes. Muß man sich denn so weit nach Osten verbannen, um unsre Alpenpoesie zu genießen? Im Unterinnthal wär ich gleichfalls ein Alpenkönig, aber nur — drei Stunden von München! Nur eine halbe Tagfahrt von Botzen u. dem Südtiroler Obst- u. Weinparadies! So wärs recht. Ich müßte näher bei Italien u. viel näher bei Deutschland sein. Ich hätte, als ich in Frankfurt den Amerikamüden geschrieben, in Deutschland bleiben u. heirathen sollen — si mens non laeva fuisset.

Adieu. Tausend herzliche Grüße an alle die Ihrigen und — Unsrigen!

Ihr

Ferdinand Kürnberger.

München, 17. Dez. 77.

* * *

Sontg. nachts. (4. Aug. 78.)

Lieber Verehrter!

Von Don Juan nach Hause kommend, finde ich einen Brief von Freund Falke, welcher nach einer Halleiner Soolbadecour u. einem regnerischen Vergnügungs-Aufenthalt in Ischl mir seine Ankunft in Gratz für Mittwoch od. Donnerstag der laufenden Woche meldet. Ich bin hier sein einziger Umgang u. wahrscheinlich bleibt er vor seiner Heimkehr nach Steinhof ein par Tage hier.

Das verschiebt meinen Ehrenhauser Besuch von Neuem. Ja noch mehr, es verschiebt ihn gleich wieder doppelt. Nämlich so:

Die Südbahn macht für den Feiertag am Donnerstag den 15. August einen Separat-Vergnügungszug zu sehr ermäßigtem Preise. Diese Gelegenheit hat mir erfahrungsmäßig noch immer einen gewißen Wiener Besuch zugezogen, den ich nicht mag. Ich zerbrach mir schon die ganze Zeit her den Kopf, wohin ich ihm ausweiche. Jetzt weiß ich es. Nach Ehrenhausen! Einmal so verspätet u. Einmal schon in so große Nähe dieses Termins gerückt, verlege ich mein Ehrenhauser Gastspiel lieber gleich auf eben diesen Termin selbst. Dabei bleibt es. Es ist wie mit der deutschen Einheit. Nicht Menschenwohl, sondern *die Noth* macht alle großen Dinge. Ich komme bei jedem Wetter. Ich komme lebendig oder todt. Am Donnerstag gewiß, am Mittwoch vielleicht schon. Aber kommen *muß* ich nun!

Etwas anderes wäre es freilich, wenn dieselbe schöne Gelegenheit der wohlfeilen Feiertagsfahrt auch *Ihnen* Gäste brächte. Sind es liebe, so gratulire ich dazu, sind es fatale, wie *ich* sie fürchte, so schlage ich Ihnen vor, weil getheiltes Leid halbes Leid ist, daß wir dann mit einander flüchten u. aus Verzweiflung in Serajewo einrücken. Ohnedies ist ein Herr v. Milenkowics dort Sekretär beim Generalconsulat, — ist er vom Blut des Poeten?

Kurz, es kann uns nicht fehlen! Laßen Sie mir bis dahin noch einige Ribisel hängen. Seit sie nicht mehr gewogen werden, sondern in blechernen Becherln gemeßen negativ-apetitlich!) kaufe ich sie nicht mehr u. ich liebe sie doch. Meine ganze Hoffnung steht auf die Plantage Milow. Die Hausfrau wird mich unter ihren Schutz nehmen u. für mich sorgen. Meinen Handkuß für sie! Söhnelein u. würdige Altvordere bestens begrüßt!

Ihr

F. Kbgr.

* * *

Gratz, den 8. Januar 879.

Theure, Verehrte!

Aus den Umarmungen meiner Freunde u. Freundinnen von Wien (seit gestern abend) zurückgekommen, nennt sich Bethlehem-Ehrenhausen nicht die geringste unter den Städten des Landes, denn das daselbst geborene Christkindl hat zwar ein gutes Herz wie Alle, aber einen Verstand wie nicht Alle. Es gibt Christkindln, welche im Stande wären, — mir einen Chignon oder L. A. Frankls sämmtliche Gedichte zu schenken, bloß um geschenkt zu haben. Liebenswürdig wär's immer, denn die gute Meinung ist so sehr die Hauptsache, daß von nichts anderem die Rede sein darf u. eigentlich ist es peinlich, Christkindlgaben zu kritisiren. Solls aber schon geschehen, so laßen Sie mich mit Freuden bezeugen u. das Zeugniß wiederholen, daß das Christkindl von Ehrenhausen Verstand mit Liebenswürdigkeit verbindet. Die Mappe macht mir recht viele Freude u. die Sachertorte gehört zu den wenigen Weihnachtsnäschereien, die ich verdauen kann. Daß Sie erstere oft u. oft in meinem Reisetäschchen sehen werden, das erwarten Sie übrigens nicht; dazu ist sie mir viel zu kostbar. Sie soll im edelsten meiner antiken Möbelschränke wohlgehüthet im geglätteten Lädchen ruhen,

u. nicht hinaus ins feindliche Leben, was ihrem zarten Teint u. ihrer köstlichen Frische vorzeitig schaden könnte. Auch von meinen Schriften soll sie nichts zu sehen bekommen; ich fragte das süße Kind so eben: Was willst Du werden? u. da antwortete es: Ein Custos der Briefe von Stephan Milow!

Tausend Dank, meine Verehrtesten, was ich bald mündlich zu wiederholen hoffe. Viele Grüße auch für die Eltern u. glückliches Neues Jahr in der Höhe und im Thale des unsterblichen Hügels!

Ganz der Ihrige
Ferdinand Kürnberger.

Dies war der letzte inhaltreiche Brief. Im selben Jahre fand noch ein Besuch in Ehrenhausen statt, dann ging's nach München zu Kaulbachs, wo Kürnberger erkrankte und am 14. Oktober 1879 starb. In Mödling bei Wien, wo jetzt Stephan Milow lebt, liegt er begraben.

Zur Ergänzung der Briefe möchte ich noch einen Teil jenes Aufsatzes hier anfügen, den sein Verfasser selbst im dritten Briefe als „verfehlt" und „unanbringlich" bezeichnet, der aber dann doch in der ersten, am 15. Mai 1877 zu Wien ausgegebenen Nummer des seither längst nicht mehr bestehenden „Literaturblattes" Aufnahme fand. Auch in der Berliner „Gegenwart" erschien eine Besprechung von „In der Sonnenwende" aus der Feder Kürnbergers, viel sachlicher und konziser als die wirklich etwas schulmeisterliche „lyrische Didaskalie" im „Literaturblatt". Schon der Titel ist sprachlich sehr gewagt und bedenklich und zwei Drittel der Arbeit sind, mit dem Maßstabe eines Kürnberger gemessen, ebenso forciert-geistreich als auch — im Grunde genommen — langweilig. Erst im letzten Drittel erinnert sich der Verfasser, nach ganz abstrakten Erörterungen über Lyrik und Kritik, an seinen Gegenstand: an Stephan Milow und „In der Sonnenwende". Da gibt es zu guter Letzt manch feines, tiefes und treffliches, echt Kürn-

bergersches Wort, das wohl verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden:

„Stephan Milow, ein österreichischer Lyriker, hat im diesjährigen Wintersemester nicht nur die österreichische, sondern auch die deutsche Presse in jenen Akzenten beschäftigt, worin aus Tagesnovitäten geschichtlich fortdauernde Existenzen herausklingen. Die Tagesnovität war seine Gedichtsammlung: ‚In der Sonnenwende‘; der Dichter selbst scheint damit einen Platz in der Geschichte zu besetzen. Stehen aber die Anzeichen so, dann hat eine österreichische Literaturzeitung, welche soeben selbst Novität ist, dem jüngsten Namen und der neuesten Erscheinung eines Dichters von literarhistorischer Lebensfähigkeit nicht unpassend ihr erstes Blatt darzubringen.

An sein Charakterbild herantretend, nimmt die Kritik zunächst wahr, was es nicht ist. Stephan Milow ist kein wurzelloses Kind des Stadtpflasters, welches an Leseanstalten sich aufrankt und Dichter wird, weil es Leser gewesen; ist keiner jener Kaffeehausdichter und Zeitungsbegeisterten, welche, überfüttert mit journalistischem Geniuskultus, um die Zeit des Bartes oder auch der Unbärtigkeit den Entschluß fassen, gleichfalls ein Genius zu werden. Aufgewachsen zwischen Wallachen und Serben und letzteren selber entstammend, in Orsowa als Soldatenkind geboren und zum Soldaten erzogen, streifte just noch der Laut der weltwandernden deutschen Sprache sein Vaterhaus; dagegen züchtet kein Grenzoffizier deutsche Journale, Bücher und sonstige Literaturschätze. Ersteht deßungeachtet ein deutscher Dichter unter seinem Dache, so ist es sicherlich keiner, ‚wie er im Buche steht‘. Schon der Ausgangspunkt zeichnet einen Weg vor, der ein eigener ist und keine Heerstraße. Von den Pforten Asiens und aus den Schatten des Minarets geht's wie auf einer Brautfahrt zum freudigen Selbsterwerbe der Kultur, nicht zum übersatten Verprassen derselben in abgestumpften Gemeinplätzen.

Frei von Gemeinplätzen, schließt unser Dichter den trivialsten aller aus — die Tendenz. Er macht nicht den

wohlfeilen Profit, Gesinnungen als poetische Offenbarungen zu verkaufen. Er verhimmelt weder den ‚modernen Fortschritt' des dritten Standes noch doktert er am ‚sozialen Weh' oder am ‚politischen Weh' des vierten. Auch ‚die Pfaffen' läßt er in Ruh, wahrscheinlich weil er sie nicht mit ihrer Wurzel, dem Wunderglauben, kriegt und dieser ja nicht bloß Amulete, sondern auch Aktien kauft und links sorgfältig angepflanzt wird, während er bloß rechts gejätet werden soll. In diesem Konkurrenzneid zwischen Aberglauben und Aberglauben sitzt er keinem von beiden auf. Er glaubt weder an die Mariazeller Muttergottes noch an die Dividende der Industrialbank. Nein, Stephan Milow ist kein Tendenzdichter, einst ‚Freiheitsapostel' geheißen, wie Anastasius Grün, das neueste Kanonenfutter des Denkmalgußofens, dessen glückliche Muse in Österreich einen fetten Absolutismus zu verschmausen fand, während sie in der Schweiz wahrscheinlich verhungert wäre. Stephan Milow dichtet nicht bloß für Bregenz, sondern auch für Rorschach. Er singt nicht Landtagsprogramme.

Wer die Tendenz verschmäht, den populärsten und dankbarsten Schleichweg in die Poesie, der verschmäht sie alle. Er verschmäht, wie die Gemeinplätze, auch die scharfen und hitzigen Würzen der Gemeinplätze, womit das Abgestandene wieder forciert in die Mäuler gehetzt wird. Wie es der Magen behält, fragt man ja längst nicht mehr, denn heutzutage lebt man rasch und ergaunert sich die Hausse des Augenblicks. Er verschmähte also zum Beispiel in der Erotik das beliebte Aquavit der Frechheit; im Pathos die täuschende Reimpracht jener Dante- und Bramante-, Parthenon- und Libanon-Dichter, welche alles Hohe und Höchste zusammenelstern, um den Eindruck zu erschleichen, als ob sie es gemacht hätten. Auch die Königsmaid und den Hirtenknaben bettelt er nicht um Romantik an, jenen Gemeinplatz, der durch Farbe und Kostüm allein schon wie Poesie aussieht. Kurz, er verschmäht alles Geborgte. Und doch wandelt er nicht so vereinsamt, daß ihm all diese Verführungen nicht unterwegs lägen. Aber er

ist der sprechendste Gegenbeweis derer, welche, indem sie die alten Motive nicht neu zu erzeugen wissen, sie für erschöpft ausgeben und mit abgelebter Koketterie bloß ein Motiv hätscheln — ihre ewig alte und ewig neue Dichtereitelkeit!

Das also wäre es, was die Kritik in diesem Falle zu rühmen hätte; sich von Gemeinplätzen zu entfernen, aber nicht von Gemeinsinn und Gemeingefühl. Dieser germanische Adoptivsohn Serbiens kennt das Denken und Fühlen unserer Lyrik, aber nicht ihre Auswüchse und Unarten. Das ist alles. Fremdartiger ist er nicht. Es kann vielmehr auffallen, wie gut seine Person ausgeglichen ist mit der Kollektivperson unseres Volkstums. Man muß sein Dichtermandat verifizieren. Seine Poesie stimmt mit der unsrigen, wie es zwischen Vertreter und Vertretenen recht ist. Die Stimmung ist eine mittlere und von jener Sicherheit, welche auf fertiger Bildung ruht, da allerdings nichts leichter und für gewisse Augen auch imponierender wäre, als in Extremen sich auszurecken, die aber das Unfertige sind. Extrem ist Gewicht ohne Gegengewicht, wer aber h a t, der hat auf beiden Wagschalen. Der Brand eines assekurierten Hauses ist auch Brand, man muß nicht als Habenichts abbrennen. Darum sieht Goethes Leidenschaft wie Ruhe aus und diese sogar wie „olympisches Behagen" (das schwer verziehene!), weil die ewig Einseitigen nicht geübt sind, auf beide Wagschalen zu sehen und das zitternde Zünglein zu sein für ihr eigenes Zittern.

Die Ruhe des wahren Dichters ist immer Erwerb, denn seine wahre Natur ist immer die Leidenschaft. Dichten heißt von Haus aus nichts anderes als eine Lebensgefahr bestehen, aber wer die Gefahr erst dann sieht, indem man darin umgekommen, für den sind wieder jene poetischen Jahrmarktsbuden aufgeschlagen, wo man aus metaphysischem Hokuspokus, fingierten Höhen und Abgründen, die aber hinterher mit der Schneiderelle auszumessen, und einem gewissen inhaltlosen, nur möchte ich sagen n e r o n i s c h e n Gedankenschwindel, das Gruseln für Unmündige erzeugt.

Demnach aufs kürzeste ausgedrückt: Stephan Milow ist ein ehrlicher Mann. Das ist aber in der Kunst noch mehr als im Leben, wo es wenigstens amüsante Windbeutel geben kann; wer in der Kunst windbeutelt, ist schlechthin widerwärtig. Und das letztere tut auch derjenige, dem es ‚ernst ist mit seiner Kunst‘, nur ohne Talent; der lügt freilich nicht bewußt, aber die Natur und der Wille lügen in ihm. Dieser Ehrliche meint es gewöhnlich ernst, weil er von Haus aus eine ernsthafte Bestie und dürren, trockenen Gemütes ist. Den wahren Kunsternst dagegen stempelt just die künstlerische Heiterkeit und sie ist sein sicherstes Kennzeichen. So ist denn auch Stephan Milow kein ernsthafter Lyriker, weil er schwere Motive hätte oder eine schwere Gemütsart. Im Gegenteil. Er ist leicht, heiter, gesund, kurz: menschlich. Seine Lyrik spricht fließend und angenehm, sagt in Spiel und Ernst Dinge genug, die man gern hört, nur nicht weil man sie gern hört. Diese Nuance entscheidet. Sie macht in der Poesie den Unterschied, den es zum Beispiel in der Gartenkunst macht, ob es ein öffentlicher Garten ist oder ein dem öffentlichen Vergnügen erschlossener Schloßpark. Populär ist auch dieser, das Publikum benutzt ihn vom Morgen bis Abend, unterhält sich mit Kindern und Ammen vortrefflich darin und nur unsichtbar umschwebt ihn ein feiner, vornehmer Duft, ein fürstlicher Schatten!

Man sieht aber wohl, daß ich aus diesem Garten nicht Proben in Gartengeschirren mitteilen mag, denn ihr bester Reiz ist — der Geist der Anlage, die Gesamtstimmung, der Bezug des Ganzen aufs einzelne. Das Einzelne könnte auch ein anderer haben und hätte er's nicht oder nicht so, so müßte ich's erst an Gegenproben ins Licht setzen. Das ist aber dann der Prozeß, von dem zu sprechen der größere Teil meines Raumes daraufging. Ich werde mich daher vor Dichter und Publikum fast entschuldigen müssen, daß ich durch die Überschrift eines Dichternamens die Hoffnung einer Kritik erweckt und diesen Namen doch nur zum Ausgangspunkt und zum

Anlaß einer allgemeinen Betrachtung genommen. Ich habe nicht sowohl Stephan Milow, als die Kritik kritisiert. Das letztere geschah freilich nur diesmal und einmal, während das erstere noch oft geschehen wird. So liegt mir zum Beispiel, indem ich diese Zeilen schließe, ein serbisches Blatt vor mit Stephan Milows Porträt und einer wahrscheinlich lobenden Kritik, nur daß ich nicht serbisch verstehe. Indem sein Name sich ausbreitet, scheinen die Serben ihr Enkelkind zu reklamieren. Wahrlich ein tragisches Gefühl, daß ein kleines obskures Volk seine Besten an ein größeres abgeben muß und ihnen doch ein Herz bewahrt und sich ihrer erfreuen möchte. Wir Österreicher sollten uns endlich angewöhnen, von unseren Kompatrioten, die in dieser Lage sind, gescheiter und gemütvoller zu sprechen, als es in der Regel deutscher Zeitungston ist."

Eine politische Denkschrift Paul Weidmanns.

Mitgeteilt von

R. Payer von Thurn.

Es war im Mai 1834, im letzten Jahre der langen Regierung des Kaisers Franz. Vor dem alten Kaiser stand in Audienz ein Ministerialkonzipist, dem es mit dem Avancement nicht recht glücken wollte, und der sich daher, um nur überhaupt vorwärts zu kommen, auf den verlornen Posten eines Archivdirektors begeben hatte. Er war gekommen, um sich eine Personalzulage zu erbitten, die sein Vorgänger genossen hatte. Der Name des jungen Subalternbeamten aber war den Wiener Theaterbesuchern, zu denen ja auch der Kaiser gehörte, recht geläufig, er war sogar jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle, „im Reich draußen", nicht unbekannt, und ein stolzer Brite hatte behauptet, die Nachwelt werde ihn aussprechen lernen müssen. Als der Bittsteller seinen Namen und den Gegenstand seiner Bitte nannte, fragte der Kaiser — obschon er es wahrscheinlich so gut wußte als der, welcher vor ihm stand —: „Sind Sie der nämliche, der der Autor ist?" Er entließ ihn freundlich, den Vortrag der Finanzhofstelle aber legte er in seine Privatregistratur, zu den Aktenstücken, die er entschlossen war, während seines ganzen Lebens nicht zu entscheiden. Es war eine gewitterschwüle Zeit; die Julirevolution Frankreichs stand noch allen in frischer Erinnerung und in Europa begann es da und dort bedenklich zu gären. Der Autor aber hatte sich die Gnade verscherzt durch ein Gedicht, in welchem er

die Hoffnungen aussprach, die sich an die Wiedergenesung des Thronfolgers, Ferdinands des Gütigen, knüpften.[1])

Mehr als ein Menschenalter früher — besagter Ministerialkonzipist lag damals noch in den Windeln — stand vor dem vierundzwanzigjährigen Kaiser, der vor wenigen Monaten erst den Thron seiner Väter bestiegen hatte, gleichfalls ein Hofkonzipist, der sich im Avancement zurückgesetzt fühlte. Es war der Theaterdichter Paul Weidmann, dessen dornenvolle Laufbahn im XIII. Bande dieses Jahrbuches, S. 1 ff., eingehend geschildert ist. Er berief sich auf seine Dienste im Kabinett Josef II. „Mein Oheim hat Sie ja aus dem Kabinette entfernt, das muß wohl seinen Grund gehabt haben", sagte ungefähr der Kaiser. Kabalen seiner Amtskollegen seien Schuld gewesen, erwiderte Weidmann. Übrigens habe Josef in einem Augenblicke, in dem er seine Handlungen aus einem anderen Gesichtspunkte ansah, nämlich auf dem Sterbebette, ihm die Anciennität, das heißt den ersten Platz zur Vorrückung gegeben. Der Kaiser läßt sich jedoch durch diesen Einwand nicht beirren. „Sie sind eben ein unruhiger Kopf", fährt er fort. „Freilich, wenn ich sehe, wie die Minister das Wohl so vieler Millionen Untertanen durch voreilige oder gewagte Pläne zerstören, fühle ich meinen Eifer entbrennen; ich sage bei solchen Gelegenheiten bei mir selbst: Das kann unmöglich der Landesfürst gutheißen, er muß wenigstens die wahre Kenntnis von diesen Begebenheiten erhalten. Hingerissen von Menschenliebe trete ich mit der Wahrheit bis zum Throne."

Der Thron ist für unseren unruhigen Kopf eine Art Beichtstuhl. Das Gerücht, daß die allgemeinen Audienzen bei dem neuen Herrscher eingeschränkt oder gar aufgelassen werden sollen, erschreckt ihn tief. Sofort ist er nach seiner raschen Art mit einer Gegenvorstellung und einem neuen Vorschlag zur Hand (30. August 1792). Für den Monarchen

[1]) Grillparzers sämtliche Werke, 19. Bd., S. 150.

seien ja die allgemeinen Audienzen „die schicksamste Gelegenheit, die Wahrheit zu prüfen, die Thatsachen aus der Quelle zu schöpfen, die Denkungsart des ganzen Volkes zu kennen, die Bedürfnisse im ganzen Umfange zu übersehen, die Ungerechtigkeiten der Minister und die Eigenmächtigkeiten der Beamten zu übersehen und, was für ihn von höchster Wichtigkeit ist, Menschen kennen zu lernen". Den Schluß, den er daraus zieht: „dadurch wird manches Genie, welches in der Dunkelheit schmachtet, aus der Finsternis hervorgezogen und nützlich zu Geschäften des Staates verwandt", müssen wir schon dem Selbstbewußtsein unseres Autors zugute halten. Der Untertan hingegen, „wo soll er seine Bedrängnisse, seine innersten Gedanken mit mehr Zuversicht als bei den Füßen seines Landesvaters ausgießen, dessen einziger Wunsch immer sein muß, alle seine Unterthanen, soviel es nur die Kräfte des Staates zulassen, allgemein zu beglücken? Sein Zutrauen wird um so mehr aufgefordert, weil er hofft, daß sein Monarch seine Offenherzigkeit nicht mißbrauchen, sondern alles zum Guten einleiten wird ... Dem Volk diese Wohlthat, diesen Zufluchtsort rauben wollen, heißt selbes am empfindlichsten Theil seines Wohles und seiner heiligsten Gerechtsame angreifen."

Daß er selbst bei Gleichgestellten und Vorgesetzten sich keiner besonderen Beliebtheit erfreut, gibt er mit Bitterkeit zu: „Ich habe noch einen großen unverzeihlichen Fehler, den ich nicht verhehlen will: Ich liebe Künste und Wissenschaften; der ganze Tag ist ihnen so treu gewidmet, daß ich sogar die kleinen Spaziergänge dazu verwende und alles überdenke, was ich arbeiten will. Dies entzieht mich sehr dem Geräusche und man pflegt Menschen als ungesellig zu verrufen, die glücklich genug sind, in sich selbst die Quelle der Zufriedenheit zu finden."

Als sich Weidmann darüber beklagt, daß er bei der jüngst vorgenommenen Vereinigung der politischen Verwaltung mit der Finanzverwaltung quiesziert worden ist, entgegnet der

Kaiser lachend: „Endlich ist es mir gelungen, den Schwarm meiner Beamten auszujagen!“ und er fügt hinzu: „Ich will künftig meine Beamten wie die Soldaten behandeln.“

Auf die zahlreichen Denkschriften Weidmanns („Eintheilung der Kanzleistunden zur Ersparung des Holzes und Lichtes“, 1. September 1789; „Wie allmählich die Preise der Lebensbedürfnisse herabzusetzen sind“, vom 10. Jänner 1791; „Über ein Wucherpatent“; „Über die Handhabung der Zensur“; „Über die gegenwärtige Art der höchsten Audienzen“ 2c.) übergehend, meint der Kaiser: „Ihre Schriften enthalten viele Wahrheiten, aber Ihr Stil gefällt mir nicht.“ Diese Kritik trifft nun auf einmal den Schriftsteller an seiner verwundbarsten Stelle. „Sie fallen natürlich auf“, entgegnet er boshaft, „weil vor den höchsten Augen stets nur allerunterthänigste, allergehorsamste Vorträge der treugehorsamsten Hofkanzlei erscheinen, die unmaßgeblich ihre allerunterthänigste Wohlmeinung zu Füßen legt, und die höchsten Entschließungen nach ihrer allergehorsamsten Willkür lenkt. Diese ermüdenden Geprängformeln lasse ich geflissentlich weg; ich habe den ersten Versuch unter dem weisen Leopold gewagt und er lobte mich. Ich wagte bei Eurer Majestät einen gleichen Versuch, weil ich von Eurer Majestät einen gleichen hohen Begriff habe. Da nach meiner Denkungsart dieses vermutlich meine letzte Vorstellung ist“, setzt er gekränkt hinzu, „werden Eure Majestät nicht mehr mit solchen Schriften belästiget.“

Als er vorsichtig seinen Wunsch andeutet, künftig seinen Fähigkeiten entsprechend in der Staatskanzlei beschäftigt zu werden, unterbricht ihn der Kaiser mit einer Beleidigung, wie er sagt: „Dahin brauche ich zuverlässige Leute.“ „Die Treue und Verschwiegenheit“, meint Weidmann, „können 29 Dienstjahre zur Not beweisen. Ich wollte Eurer Majestät Geheimnisse sagen, die älter sind als Eure Majestät, und die vermutlich mit mir sterben. Eurer Majestät erlauchte

Vorfahren, die mir ihr Vertrauen schenkten, sollen sich nicht geirrt haben . . ."

„Ich hülle mich von diesem Augenblick in ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen, denn Franz der Zweite hat mein Herz und meine Feder in den Ruhestand versetzt", schließt das vom 19. Dezember 1792 datierte Schriftstück, dem wir entnehmen, was in jener Audienz gesprochen und gedacht wurde. Es ist an den Kaiser gerichtet, wir dürfen also beruhigt annehmen, daß seine Worte getreu wiedergegeben sind.

Wie sah nun jene letzte Denkschrift Weidmanns aus, die nach den eigenen Worten des Kaisers viele Wahrheiten enthielt, deren Stil ihm aber nicht gefiel? Merkwürdig genug, wenn wir die politische Lage Österreichs ins Auge fassen, aus der heraus sie geschrieben ist. Sie liegt in der Handregistratur des Kaisers Franz, die erst kürzlich in das Haus-, Hof- und Staatsarchiv übergegangen ist, und ist datiert vom 3. Dezember 1792. Am 1. März desselben Jahres war Leopold II. gestorben, mitten in den Verhandlungen mit Preußen wegen eines gemeinsamen Vorgehens gegen die Revolution in Frankreich. Das „Système de l'attente et de l'observation", wie es die Staatskanzlei in ihrer Vorlage vom 17. Jänner 1792 erörtert [1]), hatte einer aggressiven Politik weichen müssen. Am 25. und 27. Juli hatte der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber der alliierten Armeen jene durch ihre Drohungen berüchtigten Manifeste erlassen, auf die Weidmann in seiner Denkschrift anspielt [2]). Der darauf folgende Feldzug in der Champagne hatte ein klägliches Ende genommen, am 6. November war Herzog Albert von Sachsen-Teschen bei Jemappes geschlagen und darauf Belgien von den Franzosen besetzt worden.

An der Spitze der Verwaltung stand der Oberste

---

[1]) Krones, Geschichte Österreichs, IV, 555.

[2]) Ranke, Revolutionskriege, 261.

Direktorialminister Graf Leopold Kolowrat-Krakowski, der die politische und die Finanzverwaltung in seiner Hand vereinigte. Daß das wenig schmeichelhafte Bild, welches Weidmann von diesem Staatsmann entwirft, der seit Maria Theresias Tagen zum eisernen Bestande der leitenden Persönlichkeiten gehörte, durchaus nicht zu weit von der Wirklichkeit abweicht, beweist die kurze Charakteristik Saurans vom 16. Mai 1797: „Der Graf Kolowrat ist ein Mann, dessen Erfahrung und routine Eurer Majestät nützlich sein kann, aber die Wuth mit geringen Geistesgaben immer eine bedeutende Rolle, wenigstens dem Scheine nach zu spielen, macht ihn oft über wichtige Dinge gleichgültig, sein Hang zum Lügen schädlich, und seine oft sehr weit getriebene Indolenz dem Dienste selten nützlich". [1])

Weidmanns Denkschrift trägt auf dem Rücken den Vermerk: „Bemerkungen für Seine Majestät allein." Sie lautet:

Eure Majestät!

Die Wahrheit nähert sich nur selten dem Throne, und doch ereignen sich unter Eurer Majestät Regierung bereits solche Begebenheiten, welche die höchste Aufmerksamkeit verdienen. Ich stelle Eurer Majestät zwey erschütternde Gemälde auf, in denen solche wichtige Fälle geschildert sind, die vermuthlich durch viele Jahre, wo nicht auf immer, das Schicksal Oesterreichs entscheiden. Ich zeige mit patriotischer Freymüthigkeit, wie sich das Ministerium in auswärtigen und inländischen Geschäften benommen hat, und wie es sich nach dem Wunsche der Menschlichkeit hätte benehmen sollen.

Vaterlandsliebe und Eifer für den höchsten Dienst sind meine erhabenen Triebfedern und muntern mich auf, Dinge in Anregung zu bringen, die Eure Majestät zwar nicht mehr widerrufen, und nicht mehr ganz verbessern können: aber das Geschehene setzt Eure Majestät in den Stand, heilsame

[1]) Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Handregistratur des Kaisers Franz.

Maaßregeln für die Zukunft zu sammeln, und in Tagen in denen Eure Majestät vielleicht das Ruder ohne Mitwirkung ihres Ministeriums übernehmen, mit aufgeklärtem Geiste die Welt, und ihren eigenen Staat zu übersehen.

Drey Stände der Menschen haben sich durch viele Jahrhunderte übermäßiger Gerechtsame angemasset, die Fürsten, der Adel und die Mönche. Wenn alle Mächte ihre Heere versammeln, und wenn alle Politiker die Kunstgriffe anwenden; so werden sie doch diese unläugbaren Wahrheiten nicht vertilgen können: sie liegen in der Geschichte, in der Vernunft, und im menschlichen Herzen.

Lang verdrängen und unterdrücken läßt sich zwar die Wahrheit; aber ein kleiner Funke glimmt immer unter der Asche; er schleicht von Volk zu Volk und bricht früh oder spät in volle Flammen aus.

Zuerst reiften die Mönche; man sah ein, wie sie sich der finstern Zeiten und der Vorurtheile der Völker listig bemächtigten und sich ungeheure Schätze sammelten; In den meisten aufgeklärten Staaten wurden endlich diese vollen Schwämme ausgedruckt, und so vermindert, daß sie nur noch den Schatten ihrer vorigen Größe beybehielten.

Der Adel ist der zweyte Stand, der sich allmählich seiner Entwicklung nähern wird. Mässigung allein könnte sein Daseyn verlängern; aber er ist zu sehr zur Ueberspannung geneigt, und es läßt sich eine betrübte Katastrophe vorhersehen, die hin und wieder schon einige traurige Auftritte gemacht hat.

Der dritte Stand ist jener der Könige, die durch Leitung ihrer Minister das erhabene Amt, das ihnen der Himmel anvertraut, Väter des Vaterlandes zu seyn, oft mißkennen, und ihre Glückseligkeit darinn zu finden glauben, wenn sie ihre Macht unumschränkt machen, und in Despoten ausarten. Nur wenige weise Könige der Erde erlangen die seltene Gabe der Mässigung.

Zu einer Zeit, da ganz Europa diese wichtigen Wahr=

heiten erkennt, traten Eure Majestät auf den Thron Ihrer Väter. In der Blüte ihrer Jahre waren Eure Majestät mit einem menschenfreundlichen Herzen ausgerüstet und alle erhabnen Eigenschaften ließen Ihre Völker die sanftesten Erwartungen hegen. In den Händen Eurer Majestät stand das Wohlseyn Deutschlands, das blühende Glück Oesterreichs und seiner Provinzen.

Ein kluger gütiger Hausvater, der von seinen Kindern will geehrt und geliebt werden, muß suchen, daß seine Familie einsehe, wie er sie liebe, und wie sehr er trachte alle Mitglieder derselben zu beglücken. Sonst vergessen die Kinder die Pflicht der Natur, arten aus, und suchen Freyheit und Glückseligkeit auf andern Wegen, weil sie selbe im väterlichen Hause vermissen. Das ist das einzige Hülfsmittel aller Regenten der gegenwärtigen Zeit.

Diesen erhabenen Endzweck in vollem Maaß zu erreichen, wäre erwünschlich gewesen den Frieden beyzubehalten, damit sich die durch vorgehende Kriege erschöpften Länder hätten erholen können. Auf diesem dauerhaften Grundpfeiler hätte sich die österreichische Monarchie gestützt und befestiget.

In dieser glücklichen Epoche wäre das Augenmerk dahin zu richten gewesen, damit der Ackerbau und die Viehzucht neuerlich wäre aufgemuntert worden: dem Handel wäre die Freyheit gedeihlich gewesen, damit der Industrie sich eine günstigere Aussicht zum Verkauf ihrer Erzeugnisse eröffnet hätte; welcher Ruhm würde auch Eurer Majestät Regierung unsterblich gemacht haben, wenn die Verwaltung der Gerechtigkeit zu einem schleunigen Gang wäre gebracht worden!

Eure Majestät hätten als Vater aller Unterthanen sich erklären sollen, der seine Kinder gleich begünstiget, und keinem Erstgebohrnen Vorrechte zum Nachtheil der übrigen Söhne einräumt. Der Adel hätte können auf seine Titel und Besitzungen auf eine sanfte Art allmählich beschränkt werden.

Damit Frankreichs Unruhen nicht die Erbstaaten be-

lästiget hätten, wären würdige Männer an diese Nazion abzusenden gewesen, welche ihr die freundschaftlichen Versicherungen hätten geben sollen, wie sehr Oesterreich wünsche, daß wahre Glückseligkeit sich über Frankreich verbreite; daß man sich nie in ihre bürgerlichen Unruhen mischen werde, sondern nur dahin trachte, ewige Freundschaft und Frieden mit allen Nachbarn beyzubehalten. Man hätte zugleich die Grenzen durch hinreichende Besatzungen gegen alle möglichen Ausschreitungen in Sicherheit setzen zu können.[1])

Dieser sanfte freundschaftliche Ton, dieses edle Benehmen hätte in Deutschland die Ruhe befestiget, und Eure Majestät könnten sich jetzt den glücklichen Vater von Millionen glücklichen Unterthanen nennen.

Ganz anders hat es der Himmel gefügt; oder besser zu sagen, ganz anders haben die Minister Oesterreichs das Schicksal ihres guten liebenswürdigen Monarchen und seiner Länder entschieden.

Despotische Erklärungen, die das Völkerrecht beleidigen, donnernde Befehle, die Sklaven abwürdigen würden, an freye Nationen erlassen[2]), heißt ihnen den Krieg ankündigen. So war Oesterreich in einen Krieg verwickelt, der keinen Vortheil aber gewiß traurige Folgen nach sich ziehen wird.

Ich will einen Vorhang über die kriegerischen Plane, über den verflossenen Feldzug, über alle Unternehmungen und künftigen Aussichten werfen; ich will nur mit einem Blick die gegenwärtige Lage betrachten; es zeigt sich ganz Europa in Waffen. Das arme Vaterland blutet; die Unterthanen werden dem Pfluge und den Künsten entrissen; die

---

[1]) Système de l'attente et le l'observation. Wie es die Staatskanzlei in ihrer Vorlage vom 17. Jänner 1792 erörtert. (Krones, 555.)

[2]) Manifest des Herzogs von Braunschweig.

„Kein Krieg der Nation gegen eine Nation, sondern die gerechte Verteidigung eines freien Volkes gegen die ungerechten Angriffe eines Königs." Kriegserklärung des jakobinischen Ministeriums Dumouriez vom 20. April 1792. (Krones, IV, 566.)

Staatskassen werden erschöpft, und Oesterreich ist in einen langwierigen unübersehbaren Streit verwickelt.

Nach dieser ersten unglücklichen Epoche nähert sich natürlich die Zweyte, die nicht mindere Verheerungen anstellen wird. Bey der kriegerischen Lage denkt man nämlich plötzlich auf Staatswirthschaft. Ein guter Geist von Österreich hat zwar noch immer die Kriegssteuern abgewandt, deren Forderung eine schädliche Folge nach sich ziehen würde; aber man will die Millionen, die zum Kriege verwandt werden, bey den Beamten in Ersparung bringen. Der gleißende Schimmer dieses Planes täuscht beym ersten Anblick.

Die Staatswirthschaft ist ein unentbehrlicher Gegenstand eines klugen Hausvaters und Regenten; aber wir wollen sehen, wie sich das Ministerium auch bey diesem Gegenstande benimmt.

Ich nähere jetzt dem innerlichen Staatswesen, und schreite zur zweiten Epoche, die Eurer Majestät höchsten Regierung unendliche Unruhen erregen wird.

Hätte das Ministerium die Glückseligkeit der Länder und die wahre Ersparniß bey diesem Plane erreichen wollen, so hätte man die getrennten Stellen auf eine natürliche Art vereinigen, einige Verbesserungen anwenden, unbrauchbare Beamte allmählich ausmärzen, den Gang der Geschäfte thätig, klar, zweckmäßig, mit einem Worte zur glücklichen Absicht leiten sollen.

Das hätte freylich Ruhm und Segen auf Eure Majestät verbreitet; allein die vielen Privatabsichten der zanksüchtigen Minister wären als Embrionen gestorben! Damit ich über diesen wichtigen Hauptgegenstand wahres Licht streue, muß ich ein wenig in die verflossene Zeit zurücktreten, und die Quellen der Gehässigkeit aufsuchen.

Ich will nicht alle Minister nennen, die sich gleichsam ein Berufsgeschäft daraus machten, sich untereinander auf Unkosten des Vaterlands zu balgen. Kolowrat und Chotek, zeichneten sich auf dem Schlachtfelde durch auffallende Miß-

helligkeiten aus. Nur mit ihrem geschworenen Haß beschäftigt, war ihnen das Wohl der Länder ein Spielwerk. Chotek veranlaßte die Trennung der Stellen. Kolowrat sah hiebey bloß auf sein vermindertes Ansehen, und kochte heimlich Groll.

Die Regierung Leopolds war dem Kollowrat nicht günstig; der Monarch war ein Kenner der Menschen. Chotek, bey dem er Thätigkeit und Fähigkeit bemerkte, trug die Präsidentenstelle davon. Kolowrat, der seinen Zeitpunkt bey dieser neuen Regierung mit Vortheil benützen wollte, gab den neuen Maaßregeln eine so listige Wendung, damit er seinen Nebenbuhler, der ihn an Geschicklichkeit und Fleiß überholet, auf eine rauschende Art besiegen konnte.

Es wird aus der Vergessenheit ein alter Name des Direktoriums hervorgesucht; man fragt nicht, war das Direktorium damals zweckmäßig, oder ist es für diese Zeiten anwendbar? Genug man erreicht die Hauptabsicht seinen Feind zu stürzen.

Ich verweile geflissentlich beym alten Direktorium, um ein wenig dieses gothische Gebäu in seiner innerlichen Beschaffenheit zu betrachten. Für einen kleinen Staat zur leichten Übersicht und Verbindung der Geschäfte war ein Direktorium anwendbar; sobald sich aber viele Zweige der Geschäfte erweiterten, als nämlich der Handel sich ausdehnte, als die geistlichen Gerechtsame dem Staat zufielen; als die Kammergüter sich vervielfältigten, sah man das Direktorium zu sehr überlastet und der Gang der Geschäfte stockte. Die Monarchen mußten also schon vor so vielen Jahren andere Maaßregeln treffen, und izt, da die Bevölkerung und alle Umstände der Länder sich verändert haben, tritt man mit der Chimäre eines Direktoriums hochtrabend auf.

Zuerst will ich den Riesen betrachten, auf dessen Schultern diese Last des neuen Staatskolosses gethürmet wird. Kolowrat ist ein Mann, den mehr das Glück und die Gunst als die Talente beförderten. Er liebt Bequemlichkeit, und ist einen großen Theil des Jahres auf seinen Gütern. Die anwachsenden

Jahre verbessern seine Eigenschaften nicht. Er ist hartnäckig, eigensinnig wie seine ganze Nazion. Seine Rache kennt keine Schranken. Er weiß das Verdienst den Fleiß, die Rechtschaffenheit und die guten Sitten bey Beamten nicht zu schätzen; er mißt den Grad der Wohlgewogenheit nur nach dem Maaß der knechtischen Abhängigkeit und der Kriecherenen. Seine Vertrauten werfen auf seinen Charakter noch mehr Licht. Sein Haussekretär ist Sensel, der im ganzen Amte als der seichteste Kopf verrufen ist. Unter den Hofräthen besitzt sein meistes Vertrauen Koller und Greiner. Koller ist dem Staat bereits durch einige Begebenheiten bekannt. Greiner ist ein kränklicher Greis, der viel guten Willen aber für seine Bürde zu wenig Kräfte hat. Beym Wohlfeilkeitsgeschäfte vorzüglich muß er sich auf glänzende Versprechen und fromme Wünsche beschränken.

Ich will mich nicht über andere Mitglieder des neuen Direktoriums ausdehnen, die sich in der Folge im Auge aufmerksamer Kenner selbst entwickeln werden. Wenn man den Tongeber kennt; so weiß man die ganze Harmonie.

Ich will nur einige von den unzähligen Mängeln des neuen Direktoriums flüchtig berühren:

Die wichtigsten Gegenstände, die sonst in einem Referat verbunden waren, sind jetzt auseinandergerissen, in alle Länderdepartements vertheilt, und die Übersicht des Ganzen so erschwert, daß sich gar keine gedeihliche Absicht erzielen läßt. Der Handel, dieser wichtige Zweig einer Monarchie, der allein die größten Köpfe beschäftigen sollte, wird stückweis bey allen Referenten herumgeworfen. Das geistliche Fach, wobey viele bedenkliche Punkte vorkommen, und wobey ein thätiger Referent nicht genug wachen kann, den Ränken des Klerus zu begegnen, der immer auf seine alten Gerechtsame listig wacht, und bey allen Regierungen die alten Ansprüche aufwärmt; die Domainen, deren Wirkungskreis sich so sehr ausdehnte, und viele andere Hauptzweige sind in ein Chaos von unendlichen Gegenständen verwickelt, und laufen im

allgemeinen Protokolle, das einer Universalgeschichte gleicht, wo ohne Ordnung tausend Begebenheiten in einem finstern Gewirre vorkommen.

Das ist das neue Meisterstück, wo alle Geschäfte hingeschlendert werden, und wo keiner Handlung ein vollkommenes Genügen geschehen kann.

Man wollte die Geschäfte verkürzen, izt muß jede Akte zweymal gelesen werden, nämlich vom Elenchmacher, damit er das Wesentliche dem Präsidium erklären kann, und vom Auszugverfasser neuerlich. Sonst verrichtete dieses Geschäft mit Grunde nur ein Mann, weil dadurch die Arbeit befördert und beschleuniget wurde.

Man will den Länderstellen eine größere Vollmacht einräumen, und man träumt Wunder von Verkürzung der Arbeit. Allein es läßt sich nichts Neues erfinden. Das, was man so erhöht, ist bereits vergessen. Euer Majestät erlauchte Vorfahren erkannten durch die Erfahrung nach unzähligen Versuchen, wie unentbehrlich das Auge des Landesfürsten alles übersehen muß, weil die Beamten die eingeräumte Macht mißbrauchen, und tausend Ungerechtigkeiten zum Verderben der Länder verbreiten.

Vorzüglich erbaulich war der erste Angriff der Arbeit. Das Haus glich einem Babylon, wo der Erste den Letzten fragte, und keiner den andern verstand. Durch einige Wochen weiß niemand, was er beginnt.

Nicht minder erbaulich war die Wahl des neuen Personals. Es giebt würdige Beamte, die sich bilden wollen, die erflissentlich von einem Wirkungskreise zum andern übergehen, um sich auf alle Gegenstände zu verbreiten, und sich mit den Pflichten ihres Standes bekannt zu machen. Andere sind Maschinen, bleiben auf einem Platz, ohne sich um das Ganze zu bekümmern. Sie schmäucheln sich bey ihrem Hofrathe ein, und so gewöhnt sich der Hund an seinen Herrn. Man überließ den Hofräthen die Wahl ihrer untergeordneten Beamten, jeder nahm seine Klienten, und die würdigsten,

geschicktesten Beamten werden in Unthätigkeit gesetzt, sie stehen in Gefahr ihre Würden zu verlieren, oder sich zu den verächtlichsten Arbeiten zu verwenden.

Welche Gelegenheit zu Kabalen, zu himmelschreyenden Ungerechtigkeiten, bey denen das steinerne Herz eines Kollowrat nichts fühlt. Millionen Flüche ertönen, und werden noch künftig ertönen; er lächelt, bewahrt sein Tafelsilber, und freut sich heimlich seines Sieges, den er über seine Feinde erhielt.

Man möchte Blut weinen, wenn man als Mensch, als unbefangener Augenzeuge diese Mordsceenen sieht, wobey die Menschlichkeit zittert. Der Staat verliert treue, geübte, gebildete Männer, und diese unschuldigen Beamten werden wie eine Heerde zerstreut, ihrer Hoffnungen, ihrer Ansprüche auf Belohnungen beraubt, die begünstigte Neulinge ohne Verdienste einärndten.

Wenn eine Vorsicht auf die Geschäfte der Erde wacht; so können unmöglich so viele Ungerechtigkeiten ungeahndet bleiben; vielleicht trifft oft ihr Zorn ganze Nazionen. Wie können Eure Majestät Segen für ihre Regierung erwarten, da Minister das Heft führen, die mit so vielen Verwünschungen der Unglücklichen belastet sind?

Vorzüglich pocht man bey der Geburt des neuen Systems auf zwey Haupteigenschaften, nämlich die Kontrolle und die Ersparniß. Ich muß den Hänchlern und Prahlern die Larve entreißen.

Diese berufene Kontrolle besteht in einem Mitreferenten für jeden Referenten. Wer die Ämter zwanzig dreyßig Jahre durchlaufen konnte, und mit Menschen näher bekannt ist, bricht in ein lautes Gelächter aus; denn entweder sind beide Hofräthe in Harmonie, oder sie stehen in Uneinigkeit. Sind sie gut zusammen gestimmt, so hört die Zuverlässigkeit der Kontrolle auf; und sind sie in Mißhelligkeit, so werden sie sich selbst und dem Staat tausend Verwirrungen und Schikanen erregen.

Das Meisterstück der Ökonomie aber, welches auf so viele Ungerechtigkeiten und so viele Gefahren gebaut ist, beschränkt sich dahin, daß man dem Chotek seine 16.000 fl. wieder abgebeutet hat; aber man bedenkt nicht, daß Rottenhaan 20.000 fl. verschlingt, daß er einen neuen Sekretär braucht, der auch mit dem Quartiergelde auf 2000 fl. kömmt; daß Räthe und fremde Beamte einberufen werden; daß die Übersiedlungen des Personals, daß die Veränderung der Amtshäuser und tausend unentbehrliche Ausgaben nicht nur alle Ersparniß verzehren, sondern neue wichtige Summen zur Bestreitung des Aufwandes erforderlich machen. Man muß mit Blindheit gestraft seyn, wenn man bey diesen auffallenden Wahrheiten nicht innerliche Überzeugung fühlet.

Dieß sind die tödtlichen Wunden des Staats, die nicht sobald können geheilt werden, weil keine Ärzte bestehen; große Männer fehlen, die dem Vaterland ihre Leidenschaften, ihr eigenes Wohl, ihren Ruhm großmütig aufzuopfern bereitwillig sind. Der Adel, der alle großen Würden besetzt, ist nur auf seinen Vortheil, auf die Bereicherung und Vergrößerung seiner Familien bedacht, er überläßt sich seinem Stolze, seiner Verschwendung, seiner Bequemlichkeit, und ist unersättlich bey allen Belohnungen, er fordert dreist vom Staate Würden und Ehren, die der Verdienstvolle nicht erreichen kann, wenn er Methusalems Jahre lebt. Der Adel allein verschlingt die Einkünfte des Staats, und man muß freylich das Blutgeld den armen Beamten abnehmen um die hochgebohren Nimmersätte zu mästen.

Wenn einer armen Wittwe ein mäßiger Gnadengehalt, einem Waisen ein Erziehungsbeytrag, einem Elenden eine Aushülfe, einem würdigen Fabrikanten oder Künstler eine Unterstützung zu einer gemeinnützigen Unternehmung zu reichen ist; so werden hundert Berichte erstattet; aber wenn ein neuer Präsident mit zwanzigtausend Gulden Gehalt zu erschaffen, oder ein Eidam eines Kanzlers aus Nichts zu wichtigen Ehrenstufen in einem Augenblick zu erhöhen ist; so eilt die

Erledigung in wenig Minuten durch alle Ämter, als wenn das Wohlseyn des Vaterlands gegründet würde.

Sehen Eure Majestät, unter diesem eisernen Ministerialjoche seufzt Oesterreich und seine Provinzen.

Ich führe die Stimme der Bedrängten, ich rede aus der Fülle meines Herzens mit einem Landesvater, dessen liebreicher Anblick Menschenliebe verspricht, und der unmöglich solche Thaten mit Beyfall beehren kann.

Das erschütternde Beyspiel, welches der Himmel in Frankreich den Königen und Ministern zur Lehre aufgestellt hat, wirkt noch nicht. und doch steht das Schicksal an den Wänden aller Großen schreckbar gezeichnet.

Welche empörende Ähnlichkeit zwischen Frankreich und Österreich begegnet dem Auge:

Ludwig ist ein gutherziger Mann. Franz wird wegen seines guten Herzens gepriesen.

Ludwig pochte auf seinen Adel. Franz wählte den Adel zur Stütze seines Thrones.

Das Ministerium Frankreichs überließ sich seinen Ränken.

Österreichs Minister siegprangen mit ihrem Privathasse.

Der Umsturz eines blühenden Reiches und der Fall eines glorreichen Thrones war die Entwicklung in Frankreich;

Wie, wenn sich gleiche Gefahr für Österreich folgerte —

Wenn Frankreichs Staatsveränderung so viel Blut gekostet hat, da doch die Nazion sich durch Leutseligkeit auszeichnete; wie schreckbar würden die Revoluzionen in Deutschland werden, wo die Herzen so wenig zur Menschenliebe gestimmt sind.

Eure Majestät sind vielleicht in Ihrem blühenden Lebensalter für diese strengen Wahrheiten noch nicht empfänglich; besonders wenn ihr Herz etwa für gewisse Minister eine Vorliebe oder eine Abneigung hegt, nur die Zeit allein wird den Werth meiner Wahrheiten bestätigen, und Eure

Majestät werden einst zu sich selbst sagen: Der Verfasser war ein rechtschaffener Diener, und liebte sein Vaterland und Mich!

Wien, den 3ten Dezember 1792.

Weidmann
Hofsekretär.

* * *

In der Brust unseres „Faust"-Dichters wohnten eben zwei Seelen: die des unbedingt loyalen Österreichers mit seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an die Dynastie einerseits, anderseits der Geist mephistophelischer Kritik an den staatlichen Einrichtungen, ein Zwiespalt, der sich wie ein roter Faden auch durch Grillparzers politische Anschauungen hindurchzieht. Grillparzer hat seinem Unmut in beißenden Epigrammen Luft gemacht und die Niederschrift sorgsam in seinen Schreibtischladen verschlossen. Weidmann hat langatmige Denkschriften verfaßt und nicht geruht, bis sie in jene Hände gelangten, für die sie geschrieben waren. Daß sie aber auch diejenigen zu lesen bekamen, die er so hart mitgenommen hatte, hat er wohl niemals vorausgesetzt.

Man weiß, wie leicht man in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Wien als ein Jakobiner verschrien werden konnte. Sogar Kotzebue hat das an sich selbst erfahren müssen.[1]) Der Mann, der die „Bemerkungen" schrieb, war gewiß ein Erz-Jakobiner. Was geschah jedoch? Der Kaiser versperrte die Denkschrift in seiner Geheimregistratur, der Verfasser aber diente vorläufig als „Quieszent" weiter und wurde sogar 1798 „reaktiviert".

[1]) „Über meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienstentlassung." Leipzig 1799, S. 28.

Friedrich Schlegels journalistische Anfänge in Wien.

Von

Ludwig Geiger.

O. F. Walzel hat in seiner Beurteilung von Zenkers: Geschichte der Wiener Journalistik (Anzeiger für deutsches Altertum 19, 81) aus den Akten des k. k. Kriegsarchivs in Wien Friedrich Schlegel als „Autor" der „Österreichischen Zeitung" erwiesen, die vom 24. Juni bis 16. Dezember 1809 in 52 Nummern erschien. Diese Zeitung, von der sich ein Exemplar in der Wiener Hofbibliothek befindet, war, wenn sie auch nicht in Wien erschien, die eigentlich offizielle österreichische Zeitung, da die kaiserlich privilegierte „Wiener Zeitung" während der Besetzung durch die Franzosen in französischem Sinne redigiert wurde. Über sie behielt sich Walzel 1893 vor, bei anderer Gelegenheit zu handeln und ich versuche es nicht, ihm ins Gehege zu kommen. Dagegen kann ich einige Aktenstücke beibringen, die sowohl über die genannte als über die gleich etwas ausführlicher zu behandelnde Fortsetzung einiges Licht verbreiten. (Die folgenden Aktenstücke sind dem k. k. Hof-, Haus- und Staatsarchiv in Wien entnommen.) Die Briefe sind von nicht geringer Bedeutung, sie beweisen, wie Schlegel, den der Erfolg und die bedeutende Stellung der beiden nach Wien übergesiedelten Norddeutschen, Gentz und Adam Müller, gelockt hatte, sich gleichfalls eine Position zu verschaffen suchte; sie beweisen ferner, daß Schlegel lieber eine Zeitschrift herausgeben wollte, während die österreichischen Staatsmänner für eine Zeitung entschieden, daß er aber schon für jene den Titel: „Der

österreichische Beobachter" vorschlug und den ersten Jahrgang dieser Zeitung selbständig leitete: Die Aktenstücke lauten folgendermaßen:

Hochgebohrner Herr Graf!

Ich hoffe, Ew. Excellenz werden den schon vor mehreren Wochen von hier aus übersandten Plan in Betreff der Fortsetzung der Oesterreichischen Zeitung richtig erhalten haben und würde mich glücklich schätzen, wenn dieser Entwurf der Hauptidee Ew. Excellenz einigermaßen entspricht und wenn ich in dieser Rücksicht bald einige Entscheidung erhalten könnte.

Der Buchhändler Strauß zu Wien hat sich erboten, wenn man ihm die Oesterr. Zeit. ferner in Verlag geben wolle und die Schwierigkeit etwa nur an dem Preiß läge, welchen die Eigenthümer der Wiener Hofzeitung für ihr Privileg nun zahlen, in dieser Hinsicht jede Bedingung und Übereinkunft, die man bestimmen würde, gern zu übernehmen. Ich glaube, dieß E. E. um so mehr anzeigen zu müssen, da ich, wenn E. E. eine solche Einrichtung des Ganzen treffen, daß der Druck nicht von den Ghelenschen Erben übernommen wird, ich alsdann diesen Buchhändler vor allen anderen seiner erprobten Thätigkeit und zuverlässigen Gesinnung wegen in Vorschlag bringen würde.

Sollte E. E. aber für gut finden, das Anerbieten der Ghelenschen Erben anzunehmen, so dürfte es nothwendig seyn, ihnen in Rücksicht der äußern Form strenge Vorschriften zu machen, denn wenn dieselbe in Rücksicht auf Papier, Lettern und Druck so ganz vernachlässigt erschiene, wie bisher bei der Wiener Hofzeitung der Fall war, so dürfte dieß der Oesterr. Zeitung besonders im Auslande sehr schädlich seyn.

Die äußere Schwierigkeit der Collision mit der Wiener Hofzeitung wäre also für die Fortsetzung der

Oesterr. Zeitung ganz gehoben und die Frage, ob dieselbe in der bisherigen Form als Zeitung fortgesetzt oder nur eine politisch-litterarische Zeitschrift an ihre Stelle treten soll, ist wichtig genug, um bloß nach innern Gründen entschieden zu werden.

Ich kann darüber nur soviel sagen, daß ich mich getraue, in einer Zeitschrift den eigentlichen Zweck dieses politisch-litterarischen Blattes und der Haupt-Idee E. E. Genüge zu leisten. Nicht so ganz würde dieses in der beschränkteren Form einer Zeitung der Fall seyn: wenn E. E. indessen dieselbe wählen sollten, so werde ich gewiß das Mögliche zu leisten suchen, um dem Plan E. E. zu entsprechen.

Zu bedenken ist auch der Umstand, daß wenn dieses Blatt als Zeitung erscheint, es dadurch ein ungleich mehr officielles Ansehn erhält, welches noch mehr der Fall seyn würde, wenn der Druck bey den Ghelenschen Erben vor sich ginge.

Freilich wird eine Zeitung mehr von allen Klassen, auch von den weniger gebildeten gelesen. Ob dieß in jeder Beziehung wünschenswerth sei in der gegenwärtigen Lage der Dinge, weiß ich nicht. Eine Zeitschrift würde dagegen bei den höhern und gebildeten Ständen mehr Einfluß und Ansehn haben, da man in Deutschland und Oesterreich nun einmal noch nicht gewohnt ist, höhere Ansprüche mit einer bloß politischen Zeitung zu verbinden. Für schnelle Verbreitung könnte auch in der Form einer Zeitschrift dadurch gesorgt werden, daß monathlich zweymal ein Heft erschiene und daß die k. k. Postämter angewiesen würden, die Bestellungen anzunehmen. Auch würde es theils von selbst erfolgen, theils ließe es sich unter der Hand veranlaßen, daß die Provinzial-Zeitungen den politischen Theil jener Zeitschrift benutzten und so manche Hauptidee daraus noch vielfacher verbreiteten.

Sollte E. E. für die Form einer Zeitschrift ent-

scheiden, so bemerke ich nur noch, daß der in dem übersandten Plan von mir vorgeschlagene Titel Oesterreichische Jahrbücher bey weiterm Nachdenken mir nicht mehr ganz zweckmäßig zu sein scheint. Man möchte unter diesem Titel eine große Menge statistischer Materialien, überhaupt eine Art von politischem Intelligenzblatt erwarten. — Ein ganz einfacher Titel, wie z. B. Der Oesterreichische Beobachter oder Der österreichische Zuschauer dürfte am angemessensten sein.

Ueber diese Frage — in welcher Form die Oesterr. Ztg. fortgesetzt werden soll — erwarte ich nun die Entscheidung E. E. und wünsche um so mehr, daß dieselbe bald erfolgen könnte, damit ich so eher alles zur äußern Einrichtung gehörige vorbereiten könnte.

Das 2. Quartal ist mit dem 52. Stück (d. d. 20. Dez.) der Zeitung geschlossen. Bis dahin lasse ich den Druck hier fortgehen. Ein drittes Quartal aber noch hier anzufangen, würde uns in dem mechanischen Theil das Geschäft ganz in Unordnung bringen. Auf der andern Seite wird es aber für diese äußere mechanische Ordnung des Ganzen sehr schicklich, ja fast nothwendig sein, daß die Zeitung entweder als solche in der bisherigen Form, oder die Zeitschrift, welche an ihre Stelle treten soll, mit dem **1. Jannar** 1810 zu Wien wieder erscheine und anfange. — Wenn E. E. nur erst über das, was jetzt die Hauptsache ist, die Form einer Zeitung oder Zeitschrift entschieden haben, so getraue ich mir auch schon mit der äußern Einrichtung bis dahin fertig zu werden und den 1. Jannar anfangen zu können. Gesetzt auch ich dürfte nicht hoffen, daß E. E. in den ersten Wochen Zeit finden würden, diesem Gegenstande einige eigne Aufmerksamkeit zu schenken, so würde ich bis dahin schon alles irgend Bedenkliche zu vermeiden suchen, die Lücke aber soviel als möglich durch Gegenstände von allgemeinem Interesse ausfüllen.

Noch zeige ich E. E. an, daß da die Relation von der Schlacht bei Wagram einmal unter öffentlicher Genehmigung hier allgemein verkauft worden, so habe ich geglaubt, dem vielfältigen Ansuchen und auch dem Wunsche der auswärtigen Abonnenten, dieselbe in die Zeitung aufzunehmen, nachgeben zu müssen. So manche Gelegenheit dieses Product auch einer strengen Kritik geben mag, so gehört es doch bei der Autorität, unter welcher es erschienen ist, nun einmal zu den Acten der Zeitgeschichte und enthält auch viele der Armee sehr rühmliche und sonst nicht so bekannte einzelne Thatsachen.

Mit der Redaction der wenigen noch übrigen Zeitungsstücke bin ich im voraus soweit vorgerückt, daß ich derenwegen schon hätte abreisen können. Da ich aber von E. E. gar keine Nachricht hatte, so werde ich mich in Rücksicht meiner Abreise an den Hofrath v. Hudelist anschließen, wenn aber E. E. noch in Preßburg sein sollten, alsdann mich dort einfinden, um die mündlichen Befehle E. E. empfangen zu können.

E. E. unterthäniger
F. Schlegel, Hofsekretär.

Ofen, den 1. December 1809.

* * *

Hochlöbliche k. k. Geheime Hof- und Staats-Kanzlei!

Nachdem Se. Maj. allergnädigst geruht hatten, mich bei der k. k. Armee-Hof-Commission anzustellen, ich nachher nach erfolgtem Waffenstillstande in Rücksicht der aufgetragenen Redaction der Oesterreichischen Zeitung der hochlöbl. k. k. geheimen Hof- und Staatskanzlei zugetheilt und deren Leitung untergeordnet wurde, auch von Sr. Exc. dem Hr. Grafen Karl von Zichy nach erfolgter Auflösung der Armee-Hof-Commission bedeutet ward, daß es der Wille Sr. Majestät sei, daß ich in meinen bisherigen

Geschäften und Vortheilen zu verbleiben habe, so geht jetzt mein Wunsch dahin, meine bisherige einstweilige Dienstverwendung in eine dauernde und beständige bestimmt zu sehen. Dieselbe Gesinnung, welche Ursache war, daß ich mich glücklich schätzte, meine wenn gleich geringen Kräfte für den Dienst Sr. Majestät und das Wohl des Oesterreichischen Staates anbieten und soviel es die Umstände erlaubt haben, verwenden zu können, läßt mich auch ferner die gleiche Richtung und Anwendung meines Lebens als meine eigentliche Bestimmung ansehen.

Ich wage es daher E. E. unterthänigst zu ersuchen, daß dieselben die Gnade haben möchten, mein Gesuch Sr. Maj. zur Kenntniß zu bringen und die Erfüllung desselben auf diejenige Weise, welche E. E. als die angemessenste und zweckmäßigste finden werden, bei Sr. Majestät zu erwirken. Wobei ich E. E. die Versicherung anzunehmen bitte, daß ich in den übertragenen Obliegenheiten und in dem Dienste des Allerhöchsten Kaiserlichen Hauses und Oesterreichischen Staates mit unerschütterlicher Treue es nie an dem Eifer und der Thätigkeit werde fehlen lassen, welche meine Kräfte nur irgend erlauben.

F. Schlegel.

Wien, den 26. Januar 1810.

* * *

Hochlöbliche kais. königl. geheime Hof- und Staatskanzlei!

Zufolge dem von E. E. ertheilten Befehl habe ich über den bisherigen Fortgang und jetzigen Stand des Oesterreichischen Beobachters folgendes unterthänig zu berichten.

Laut Angabe des Verlegers Anton Strauß belief sich die Anzahl der hiesigen Prämmeranten im ersten halben Jahre auf 199, auf der Post für die Provinzen 57. Gegenwärtig sind noch Pränumeranten: hiesige 138,

auf der Post 45; durch welche Anzahl die Unkosten nicht völlig gedeckt werden, sondern noch ein Deficit für den Verleger bleibt.

Daß der Absatz in den Provinzen im Verhältniß gegen die Hauptstadt bisher so gering war, davon liegt zum Theil der Grund darin, daß die Versendung von dem Postamte nicht durchaus ordentlich besorgt ward. Es dürfte also in dieser Hinsicht ein specieller Auftrag und Erinnerung für den ferneren Fortgang des Blattes von wesentlichem Nutzen seyn.

Auf den Absatz überhaupt hat nichts so unmittelbaren Einfluß, als wenn Nachrichten, die in andern Zeitungen gar nicht oder doch nur später zu finden sind, entweder aus der türkischen und anderweitigen Correspondenz mitgetheilt oder aber die französischen und andern ausländischen Artikel durch Couriere früher bekannt gemacht werden. Oft haben sich unmittelbar nach der Erscheinung eines Blattes, welches eine dergl. Nachricht enthält, sogleich 10 und mehrere neue Abonnenten eingefunden.

Unter den höheren und gebildeteren Ständen hat das Blatt bisher vorzüglich am meisten Beifall und Abnehmer gefunden und ist man mit der Einrichtung und äußern Erscheinung desselben sehr zufrieden.

Nur ist von Seiten der Interessenten mehrmalen der Wunsch geäußert worden, daß das Blatt täglich erscheinen möchte. Wenn es demnach die Willensmeinung E. E. wäre, dieses Blatt in ein tägliches zu verwandeln, welches mit Ausnahme des Sonntags (und der Festtage) etwa 6mal wöchentlich erschiene, so würde dieses den Wirkungskreis der Zeitung wahrscheinlich sehr erweitern. Der Verleger, der zu dieser Erweiterung sehr bereitwillig und erbötig ist, wäre in diesem Falle gemeint, den Preiß des ganzen Jahrganges auf 30 fl. in Bancozetteln zu erhöhen, ein Preiß, welcher im Verhältniß mit dem bisherigen Preise und dem allgemeinen Maaßstabe des Geldes

von dem Publikum nicht anders als billig gefunden werden kann.

Bis jetzt, da das Blatt wöchentlich nur dreimal erschien, haben fast jedesmal einige oft nicht unbedeutende politische Artikel zurückbleiben und die literarischen Artikel sämtlich als besondere Beylagen extra (bis jetzt 28) gegeben werden müssen. Im Falle E. E. entscheiden, daß das Blatt täglich erscheinen soll, könnten diese literarischen Artikel künftig mit der Zeitung selbst, je nachdem Raum übrig bleibt, vereinigt werden. In diesen literarischen Artikeln hat der Endesunterzeichnete in der Abwesenheit E. E. bis jetzt alles auf das sorgfältigste zu vermeiden gestrebt, was bei dem Publikum irgend hätte Anstoß geben oder gegen das Ganze eine falsche Ansicht hätte erregen können. Mehrere einzelne Stücke haben Interesse und Beifall gefunden. Gegenwärtig könnte auch dieser Theil des Ganzen beträchtlich erweitert und wirksamer gemacht werden. Noch haben die Abnehmer verschiedentlich den Wunsch geäußert, daß die inländischen Artikel überhaupt und die Allerhöchsten Dekrete insbesondere nicht bloß nach der Wiener Zeitung wörtlich im Beobachter wiederholt werden möchten. Wenn statt dessen ein Auszug derselben gegeben würde, vielleicht hie und da mit räsonnirenden Erörterungen und Reflexionen verwebt, so würde dieses in der äußern Wirkung des Blattes und in dessen Einfluß auf die öffentliche Meinung eine überaus große Veränderung verursachen.

Dieses sind die vornehmsten Punkte, welche ich zufolge dem ertheilten Befehl für jetzt E. E. unterthänig vorzulegen finde.

Friedr. Schlegel
k. k. Hofsekretär.

Wien, d. 1ten November 1810.

* * *

Die zwischen den einzelnen Nummern fehlenden Aktenstücke sind nicht bekannt. Die hier mitgeteilten genügen, um zu zeigen, daß Schlegel von der Armee-Hof-Kommission in die Staatskanzlei übernommen und mit der Leitung der Zeitung betraut wurde. Die Entwicklung dieser Zeitung wird im dritten Briefe geschildert. Was bisher darüber bekannt war, bedeutet nichts, selbst O. F. Walzels kurze Mitteilung (Kürschners deutsche Nationalliteratur, Bd. 143, S LVI) ist nicht ganz zutreffend. Aus unserem Briefe geht hervor, daß der „Österreichische Beobachter“ von 1811 an täglich oder vielmehr sechsmal wöchentlich erscheinen sollte; es mag gleich hinzugefügt werden, daß dies wirklich geschah. Während im Jahrgang 1810 die literarischen Beilagen besonders erschienen (in Wirklichkeit wurden es 32 statt der 28, die schon im November ausgegeben waren), fielen im Jahrgang 1811 diese Beilagen fort; dafür wurde am Ende vieler Nummern ein literarischer Teil dem politischen beigefügt. Der Verleger der Zeitung ist Anton Strauß 1775—1827, der 1801 in Wien eine Buchdruckerei begründete und der erste war, der in Wien deutsche Typen mit geschmackvollem Schnitt besorgte. Mit seiner Buchdruckerei verband er auch ein solides Verlagsgeschäft. Er verlegte eine ziemliche Anzahl Zeitschriften, auch größere Sammlungen, unter denen J. H. Collins Werke hervorgehoben werden müssen.

Für unseren Zweck ist es von geringer Bedeutung, auf den politischen Teil der Zeitung einzugehen. Das Blatt erschien dreimal die Woche, Montag, Mittwoch und Freitag, im ganzen 131 Nummern vom 2. März bis 31. Dezember 1810, jedesmal vier zweispaltige Quartseiten, gab also in der ganzen Woche einen Text, der allerhöchstens so groß war wie der Text einer einzigen Morgenausgabe einer größeren, jetzt erscheinenden Zeitung. Da nun in diesem Text Verfügungen der österreichischen Regierung, Hofnachrichten fast jedesmal ziemlich viel Platz einnahmen, so blieb für die allgemeinen politischen Nachrichten sehr wenig übrig. In diesen Mit-

teilungen waren nicht etwa Originalkorrespondenzen, sondern nur kurze Nachrichten aus allen möglichen Ländern zusammengedrängt, fast immer ohne eigenes Urteil zusammengeschnitten aus anderen deutschen oder auswärtigen Zeitungen.

Weit mehr als der politische interessiert uns der literarische Teil. Die 32 „Beilagen des Österreichischen Beobachters" füllen etwa 100 Seiten. Jede Nummer ist mindestens zwei, viele sind je vier Seiten groß. Auch dieses Blatt brachte keineswegs nur selbständige Artikel, sondern vielfach Auszüge. Es sind zum Beispiel Abschnitte aus Schlegels damals gehaltenen Vorträgen, aus der allgemeinen Weltgeschichte von Johannes Müller, aus E. M. Arndts Einleitung zu Welt- und Charakterschilderungen, Poetisches aus Collins „Rudolf von Habsburg", Koreffs Übersetzung aus „Tibull", Theologisches, Abschnitte aus Stolbergs Geschichte der Religion, Philologisches, wie Chezys Beurteilung eines Werkes über Sanskritsprache und vieles andere. Von den hervorragenden zeitgenössischen Schriftstellern ist Jean Paul mehrfach vertreten, ganz besonders Goethe. Von ihm werden aus Karlsbader Einzeldrucken die Gedichte zum Empfange und bei Abreise der Kaiserin wiedergegeben (Nr. 15, 17, 19); Nr. 26 brachte die beiden neuen Strophen zum Epilog zu Schillers Glocke, die zum erstenmal im „Morgenblatt" vom 25. Mai gestanden hatten, Nr. 16 die Stanzen aus dem Maskenzug, wahrscheinlich auch aus dem „Morgenblatt"; freilich war das Gedicht schon früher in einem Separatabdruck zu Weimar ausgegeben worden.

Außer Wiederholungen schon gedruckter Arbeiten enthielt die literarische Beilage auch viele Originalbeiträge. In diesen fand gleichfalls Goethe eine hauptsächliche Berücksichtigung. Bei der Erwähnung einer Aufführung des „Egmont" wurde das Drama beurteilt (Nr. 13); gleich in der ersten Nummer wird bei einer Besprechung von Winckelmanns Werken auf den großen Einfluß des großen Kunsthistorikers auch auf Goethe hingewiesen. „Die Ansichten und Grund-

sätze, die ihn bei der Hervorbringung seiner reiferen Werke und in der Beurteilung der wichtigsten Gegenstände leiteten, sind nur sozusagen eine weitere Entwicklung und Anwendung der Winckelmannschen Denkart." Schon in derselben Nummer wird eine Stelle aus Goethes „Wahlverwandtschaften" abgedruckt, über die Bedeutung der alten Malerei, eine als schön charakterisierte Stelle, durch die der Leser „für das Unbefriedigende des Ganzen schadlos gehalten wird". Erwartet man nun aber nach dieser offenbar von dem Redakteur herrührenden Notiz eine Verurteilung des Romans, so wird man erstaunt sein, gleich in Nr. 2 eine sehr günstige Besprechung des Werkes, unterzeichnet „. . th . . ." (etwa Weißenthurn?), zu finden. Aber noch ein drittesmal dienen die „Wahlverwandtschaften" zu einer längeren Auseinandersetzung (Nr. 11) „über Liebe und Ehe in Beziehung auf Goethes ‚Wahlverwandtschaften'", ein Aufsatz, in dem offenbar der kirchliche Standpunkt dem weltlichen gegenübergesetzt werden soll und der seiner ganzen Gesinnung nach keinen anderen als Schlegel zum Verfasser haben kann. Sicher sind von dem Herausgeber die teils „F. S.", teils „Friedrich Schlegel" unterzeichneten Artikel: ein ziemlich ausführlicher, allgemeine historische Fragen besprechender über Johannes Müllers Weltgeschichte (Nr. 15 und 16) und ein paar Verse über Schirin (Nr. 21). Wahrscheinlich kann man ihm alle weder mit Chiffre noch mit einem Namen signierten Artikel zuschreiben; übermäßig groß ist das Quantum nicht, da außer den schon erwähnten Auszügen teils in jeder Nummer eine halbe oder ganze Spalte durch Nachrichten eingenommen wird, die einfach aus anderen Zeitungen ausgeschnitten wurden, teils manche, besonders ausführliche Beiträge von anderen Autoren herrühren. Der Schlegelsche Anteil dürfte daher schwerlich mehr als etwa 30 Seiten betragen.

Der umfangreichste Beitrag ist der fast vier ganze Nummern füllende Nekrolog Anton Simons von J. W. Ridler. Außerdem ein Theaterbericht von J. Echsn (Nr. 31), ein

Aufsatz der Karoline Pichler über Josef Köderl (Nr. 5), in derselben Nummer ein eingesendetes Gedicht über den Fasching; das Bruchstück einer Abhandlung über das Lustspiel, O unterzeichnet (Nr. 32), Gedichte von Collin (gleichfalls in der letzten Nummer). Ein wirklich ständiger Mitarbeiter war Schlegels Bruder August Wilhelm. Bekanntlich fehlen Friedrichs Briefe an August Wilhelm 1809 bis 1813; wären sie vorhanden, so würden sie auch über den österreichischen Beobachter gewiß reiche Belehrung bieten. Drei Beiträge hat August Wilhelm beigesteuert: Ein Gedicht über die Richtstätte der Jungfrau von Orleans zu Rouen (Nr. 8) und ein Sonett über die Taufe eines Negers (Nr. 25), außerdem eine wichtige und sehr ausführliche Rezension von Büsching und Hagen „Buch der Lieder“ (Nr. 13 und 14).

Was übrig bleibt, bezeugt jedenfalls Friedrich Schlegels Redaktionstätigkeit; es ist entweder von ihm zurechtgestutzt oder wahrscheinlich von ihm geschrieben. Zurechtgestutzt, wenn nicht wörtlich übernommen, sind die kurzen Nachrichten. Sie beschränken sich in keiner Weise auf Österreich, bleiben aber meist auf dem literarischen Gebiete stehen. Sie bieten Hinweise auf neue Erscheinungen, Konfiskationen, wobei Kotzebue mehrfach erwähnt wird, aber nicht mit den bei Schlegel sonst üblichen Verspottungen, Anekdoten, darunter eine etwas bösartige vom Kriegsrat Cölln. Hervorgehoben zu werden verdient, daß auch die Begründung der Universität Berlin kurz notiert wird.

Eine zweite Abteilung bilden die Rezensionen. Sie sind weder bedeutend durch Inhalt und Tendenz noch durch die Namen der behandelten Autoren: Foys historischer Nachlaß dürfte heute ebenso vergessen sein, wie die mit besonderem Nachdruck hervorgehobene französische Übersetzung von Hormayrs österreichischem Plutarch. Charakteristisch ist ein Aufsatz über vaterländische Gedichte, der vornehmlich Haschka gilt, von dem schon im Hauptblatte Nr. 6 ein überaus schwaches Poem auf die Abreise der Kaiserin von Frankreich, bekannt-

lich einer österreichischen Prinzessin, gedruckt worden war. Gleichfalls nicht uninteressant sind Rezensionen über die Edda Nr. 28—29, die Ankündigung einer binnen kurzem erscheinenden Sammlung altdeutscher Gedichte von Hoffstätter oder von Schreibers Übersetzung von Huttens Gedichten.

Interessant, aber bei einer in Wien mehrmals wöchentlich erscheinenden Zeitung erklärlich, ist die lebhafte Beachtung des Theaters. Außer dem schon erwähnten Goetheschen, wird einmal ein dramatisches Werk J. S. Bartholdys, das im Druck erschienene Lustspiel „Der Liebe Luftgewebe", recht lobend beurteilt. Außerdem gelten dem Theater Rezensionen der aufgeführten Stücke oder dramaturgische Aufsätze. Nun brachte es wohl das Repertoire mit sich, daß oft von Schiller die Rede sein mußte, aber für Friedrich Schlegel, der sonst ein so grimmer Feind Schillers war, ist es sehr merkwürdig, daß Schiller nicht nur mit Anerkennung, sondern fast mit Bewunderung genannt wird (Nr. 3, wo seine Dramen überhaupt, Nr. 18, wo eine Pantomime Tell, Nr. 7, wo der „Neffe als Onkel" besprochen wird). Der bedeutendste dramaturgisch-theatralische Artikel des Jahrganges 1810 ist wohl der in Nr. 9, der eine sehr merkwürdige Beurteilung des Gastspieles von Frau Bethmann gibt.

Dieses dem Theater gewidmete Interesse herrscht auch in dem literarischem Teile des Jahrganges 1811 vor, soweit dieser von Friedrich Schlegel gegeben wurde. Es wird hauptsächlich bezeugt durch einen großen Artikel, den ich nach Anschauungs- und Ausdrucksweise durchaus Friedrich Schlegel zuschreiben möchte.

Außer diesem enthält der Jahrgang 1811 bis inklusive den 13. Februar, an welchem Tage, nach einem bestimmten Zeugnis der Dorothea, Friedrich Schlegel den „Beobachter" losgeworden ist, einzelnes über Theater und dramatische Werke. Ein kurzer Theaterbericht steht in Nr. 19 (22. Januar) über ein Abschiedsbenefiz des Herrn Lange. Darin wird ein Abschiedsgedicht von Collin an den Gefeierten mitgeteilt

und ein kurzer Bericht über „Macbeth“ gegeben, worin es unter anderem heißt: „Die in Schillers Bearbeitung eingelegte Hexenszene, die nach der begleitenden Musik von Gallus gesungen werden sollte, brachte die erwünschte Wirkung nicht hervor und ließ kühl.“ In derselben Nummer wird über das Ballett „Der Faßbinder“ gesprochen, dessen weibliche Hauptinterpretin Fräulein Neumann ausführlich und mit ersichtlicher Sympathie behandelt wird. Ein anderer Bericht, Nr. 21 (24. Januar) dürfte schon, weil er F. unterzeichnet ist und zwei Opern, nämlich „Titus“ von Mozart und „La Capricciosa pentita“ von Fioravanti behandelt, schwerlich hier in Betracht kommen. Dagegen sind zwei andere kleine Artikel beachtenswert. Einer in Nr. 32 (5. Februar) über „Axel und Wallburg“, Tragödie von Öhlenschläger (der gedruckte Text, nicht die Aufführung). Es ist sehr wohl möglich, daß dieser Artikel von Schlegel ist. Zuerst wird der Inhalt des Stückes kurz dargetan, dann die Aufführbarkeit erörtert. Recht angemessen wird hier ausgeführt, daß, wenn, wie in diesem Stücke, die Einheit des Ortes beachtet wird, „so muß es eine sehr einfache Szene sein, wie es auf der griechischen Bühne der Gebrauch ist“, dagegen könnte eine solche, welche die Einbildungskraft wunderbar zu ergreifen bestimmt ist, nicht solange dem Auge gegenwärtig bleiben, ohne daß die Aufmerksamkeit ermüdet. Auch ein anderer Artikel, Nr. 34 (7. Februar), spricht durchaus für Schlegel. Es ist von der Aufführung im Burgtheater, von Picards Alcade von Molovido die Rede. Das Stück wird ziemlich getadelt, gibt aber Gelegenheit, vor der Herübernahme kleiner, ausländischer Theaterproduzenten zu warnen. Einen Satz wie den folgenden könnte nicht nur Schlegel sehr wohl geschrieben haben, sondern man wäre auch in Verlegenheit, den zu nennen, der außer ihm damals in Wien einen solchen hätte schreiben können. Er lautet: „Shakespeares und Holbergs unversiegliche Quelle von Witz, Laune, Schalkhaftigkeit würde selbst von dem ungeschicktesten

Bearbeiter nicht ganz verstopft werden können, ebensowenig als die schlechteste Nachahmung Rafaels den göttlichen Geist ertöten kann. Und würden nicht selbst mehrere alte deutsche Lustspiele von Jünger, Schröder, Großmann, Wetzel gut gespielt, noch mehr Wirkung tun, als schwache ausländische Gerichte, die durch das Übertragen kalt und schaal werden."

Da bisher der „Österreichische Beobachter" für die Brüder Schlegel so gut wie gar nicht in Anspruch genommen ist, der Jahrgang 1810 überdies zu den größten Seltenheiten gehört (weder die königliche Bibliothek in Berlin, noch die Hofbibliothek in Wien besitzen ihn, ich benutzte das Exemplar der Wiener Universitätsbibliothek), so scheint es mir geraten, diejenigen Beiträge der Brüder, die gewiß von ihnen herrühren (die mit ihrer Chiffre oder mit dem vollen Namen unterzeichnet sind) und diejenigen, die höchstwahrscheinlich Friedrich zuzuschreiben sind, einzelne dramaturgische Aufsätze, zum Abdrucke zu bringen. Dies soll an anderem Orte versucht werden.

Es ist schon oben kurz bemerkt worden, daß Friedrich Schlegels Vorschlag, den „Österreichischen Beobachter" von Anfang 1811 sechsmal wöchentlich statt dreimal erscheinen zu lassen, wodurch die literarischen Beilagen fortfielen und statt dessen ein Teil des Hauptblattes zu literarischen Mitteilungen verwendet würde, Billigung erhielt. Wie weit sich Metternich für die Umgestaltung des „Österreichischen Beobachters" interessierte, ist nicht bekannt. Ein an ihn gerichteter Brief von Gentz, 14. November 1810 (vgl. Klinkowström: Aus der Registratur der Staatskanzlei, Wien 1870, S. 79 ff.) beschäftigt sich wohl schwerlich mit ihr. Wenigstens ist hier nur von der „Wiener Zeitung" die Rede und es wird der Plan erwogen, die „Allgemeine Zeitung", die damals in Stuttgart erschien, zu erwerben, entweder mit der „Wiener Zeitung" zu verbinden oder nach Wien zu verlegen. Auch eine andere Stelle von Gentz bietet nicht soviel Aufklärung, wie man wünscht oder erwartet. Bekanntlich ist aus der

zweiten Hälfte des Jahres 1810 und im Anfang 1811 ein ausführliches Tagebuch von Gentz nicht vorhanden; 1811 (Tagebücher I, 251) heißt es nur summarisch: „Mein Umgang mit Gelehrten beschränkte sich auf Collin, Hormayr, Friedrich Schlegel. An der veränderten Organisation oder vielmehr zweiten Stiftung des „Österreichischen Beobachters“ hatte ich guten Teil und in dieser Zeit fing mein Umgang mit Pilat an.“ Man kann, glaube ich, aus dieser Stelle beweisen, daß Pilats Redaktionstätigkeit des „Österreichischen Beobachters“ erst mit dem Jahre 1811 einsetzt, daß daher der Jahrgang 1810 ausschließliches Eigentum Friedrich Schlegels ist. Was Gentz und durch ihn Metternich bestimmt hat, neben Schlegel, allerdings für sehr kurze Zeit, wie wir sehen werden, Pilat einzusetzen, war gewiß nicht die große Arbeitslast, denn Pilat schaffte sie beinahe zwei Jahrzehnte ganz allein, sondern die Erwägung, daß Schlegel sowohl unpraktisch als politisch unerfahren und daher zur Herausgabe eines mindestens offiziösen Journals nicht geeignet war, denn obgleich Schlegel, wie aus einem der oben mitgeteilten Briefe hervorgeht, sich bereit erklärte, auch den fast täglich erscheinenden „Beobachter“ zu leiten, so war er doch sehr froh, davon loszukommen. Dies darf man aus einer Notiz Dorotheas schließen. Leider enthalten ihre Briefe über die „Armee- und Hofzeitung“ wenig (vgl. Briefe I, 353, 371 391) und über den „Beobachter“ von 1810 gar nichts; am 13. Februar 1811 aber schreibt sie (Briefe II, S. 4), Friedrich sei den „Beobachter“ losgeworden, „das Zeug hat ihm doch viel Zeit gekostet, die er nun mit Gottes Hilfe zu großen Werken verwenden wird“.

Aus diesen Worten geht unwiderleglich hervor, daß die Redaktionstätigkeit Friedrichs mit dem Februar 1811 zu Ende war; es bleibt denkbar, daß er später gelegentlich einzelne Beiträge in jene Zeitung sendete, die von ihm gegründet worden war und die namentlich durch ihn ihren Namen erhalten hat.

Kleine Mitteilung.

Über Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, dessen hundertster Geburtstag sich am 29. April 1906 jährte, brachte das Jahrbuch, Bd. III (1893), eine Charakterstudie von Dr. Moritz Necker, die das Verhältnis des dichterischen Arztes zu Grillparzer beleuchtete. Wir fühlten uns deshalb der Pflicht enthoben, diesmal wieder einen Essay über Feuchtersleben zu bieten. Doch wollen wir nicht unterlassen, von der auf eingehenden Quellenstudien beruhenden Gedenkrede: „Der Arzt Ernst Freiherr von Feuchtersleben“ Kenntnis zu nehmen, die der Wiener Historiker der Medizin Professor Dr. Max Neuburger in der Gesellschaft der Ärzte am 23. März 1906 hielt und die im Separatabdruck bei W. Braumüller in Wien erschienen ist. Professor Neuburger hat hier eine Arbeit geleistet, die schon seit vielen Jahren fällig war. Denn Hebbel, der Herausgeber der Gesammelten Werke Feuchterslebens und sein Biograph (1856), hatte dessen fachwissenschaftliche Schriften aus dieser Sammlung ausgeschlossen, die nur ästhetische Studien, Aphorismen, Gedichte und die Diätetik der Seele enthält; auch in der Biographie teilte Hebbel nichts über Feuchterslebens Streben und Schaffen als Arzt mit, so daß bisher soviel wie gar nichts darüber bekannt wurde. Neuburger führt den Nachweis, daß der Arzt Feuchtersleben nicht bloß auf der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit stand, sondern in vielen, wichtigen Stücken ihr so weit voraus war, daß man ihn als einen modernen Arzt empfinden und bezeichnen muß. Feuchtersleben war mit den epochemachenden Neuerungen eines Rokitansky und

Skoda, die zur selben Zeit hervortraten, wo auch er selbständig zu schreiben und zu schaffen begann („Die pathologische Anatomie“ erschien 1842), sehr einverstanden. Aber den sich bald geltend machenden Extremen des medizinischen Realismus, der über den meß- und wägbaren Erscheinungen im menschlichen Organismus die psychischen vernachlässigte, wollte Feuchtersleben nicht Gefolgschaft leisten. Ihn interessierten gerade diese so lebhaft, daß er der erste Dozent der ärztlichen Seelenkunde in Österreich wurde (1844) und mit seinem Lehrbuch derselben einen besonders in England und Frankreich anerkannten Erfolg hatte. Der „krasse Realismus“, der damals in der Medizin die Oberherrschaft gewann, sowie die trüben Dissonanzen, mit denen Feuchtersleben 1849 aus seinem Amt als Vizedirektor der medizinischen Studien schied, lassen es erklärlich erscheinen, warum seine fachwissenschaftlichen Werke solange auch von den Geschichtsschreibern der Medizin ungewürdigt blieben.

Bericht
über die
sechzehnte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft.

Von Emil Reich.

Im Stadtratssitzungssaale des Rathauses fand Dienstag den 31. Oktober 1905 um 4 Uhr die sechzehnte Jahresversammlung statt, zu der die Einladung an die Mitglieder durch die Zeitungen sowie durch die Post ergangen war.

Obmann Markgraf Alexander Pallavicini eröffnete die Versammlung. Er gedachte zuvörderst der verstorbenen Mitglieder. Professor Dr. Heinrich Bulthaupt hatte den Gründungsaufruf mitunterfertigt, gehörte durch mehr als 15 Jahre dem Vorstand an, hielt zweimal mit glänzender Beredsamkeit Vorträge in unserem Kreis, von denen der eine auch in unserem Jahrbuch abgedruckt wurde; in seiner erfolggekrönten Dramaturgie des Schauspiels veröffentlichte er eine Würdigung Grillparzers. Von Bremen aus hat Bulthaupt als Dichter und Kritiker eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet, bis ihn schweres Siechtum befiel, das ihn zu früh hinwegraffte. Auch der Gattin unseres Revisors, Frau Hofrätin Rosa Hallwich, und der Feldmarschalleutnantswitwe Madeleine von Gerlich wurde Erwähnung getan. Die Versammelten erhoben sich zum Zeichen der Trauer von den Sitzen.

Hierauf erhielt der Schriftführer Universitätsprofessor Dr. Emil Reich zum Vortrage des Rechenschaftsberichtes das Wort:

Geehrte Versammlung!

Sechzehn Jahre sind verstrichen, seit ein jugendlicher Hitzkopf an einem Oktobertage mit dem Vorschlag bei einem würdigen, alten Gelehrten erschien, nach dem Muster der Shake-

speare- und der Goethe-Gesellschaft eine Grillparzer-Gesellschaft zu begründen, die für den größten Dichter Österreichs und seine zum Teil vergessenen Zeitgenossen, später auch für die zu wenig berücksichtigten, neu aufstrebenden heimischen Talente in Wehr und Waffen tatkräftig eintreten sollte. Gedacht, getan. Die Grillparzer-Gesellschaft entstand und bereitete sogleich emsig die Hundertjahrfeier der Geburt Grillparzers vor, die sich durch ihre Bemühungen zu einem wahren Nationalfest aller Deutschen gestaltete und bei manchen fremdsprachigen Völkern lebhaften Wiederhall weckte, so daß sie den Sieg des Langverkannten in der Weltliteratur wohl endgültig entschied. Das war die erste, die Sturm- und Drangepoche unserer Vereinigung, in der sich die Ausschußsitzungen förmlich jagten und die aktiv Mitarbeitenden das ganze Jahr hindurch kaum etwas anderes als die rasch anschwellenden Geschäfte unserer Gesellschaft erledigen konnten. Seither sind wir längst in ein verhältnismäßig ruhiges Fahrwasser gelangt, wo der Mann am Steuer zwar nicht müßig ausrasten darf, wo aber die gespannte Aufmerksamkeit weitere glückliche Fahrt ohne arge Gefährdungen durch allzu schlimmes Wetter verspricht. So können wir auch heuer in knapper Skizze ein erfreuliches Bild still fortschreitender günstiger Entwicklung auf allen Gebieten unserer Tätigkeit vor Ihnen entwerfen.

Die Reihe unserer Vortragsabende eröffnete am 28. Oktober 1904 der Dekan der philosophischen Fakultät an der Universität Leipzig, Professor Johannes Volkelt, mit einer sehr interessanten Untersuchung über „Grillparzer als Dichter des Komischen". Unsere Mitglieder fanden die geistvollen Erörterungen des hervorragenden Gelehrten dann in unserem Jahrbuch, zu dessen Mitarbeitern der ausgezeichnete Grillparzerkenner, ein geborener Österreicher, seit jeher gehört. Am 18. November las der seither leider aus dem Verband unseres Burgtheaters geschiedene Schauspieler Albert Heine mit scharfer Charakteristik Alfred Meißners unvergessene Meisternovelle „Der Müller vom Höft". Am 16. Dezember wagten wir uns zum erstenmal an einen musikalischen Abend mit vierzig Mitwirkenden. Kompositionen zu Texten Grillparzers wurden unter der trefflichen Leitung des Musikgelehrten Dr. Eusebius Mandyczewski, der vor den einzelnen Nummern historische Erläuterungen bot und die Klavierbegleitung besorgte, von einem gemischten Chor, dessen Übungen im Hause Kuppelwieser stattfanden, und acht Solisten vorgeführt. In „Mirjams Siegesgesang" von Franz Schubert hatte Frau Marie Seyff-Katzmayr das

Sopransolo. „Bertas Lied in der Nacht" von Schubert und Fanny Mendelssohns „Italien", das fälschlich dem Bruder Felix Mendelssohn-Bartholdy zugeschrieben wurde, trug Fräulein Fanny Tschampa vor. Es folgten die Chöre „Ruhe" von Josef Reiter und „Aloe" von Eusebius Mandyczewski. In Schuberts „Ständchen" sang Fräulein Virginie Fournier das Altsolo, „Schweigen" von A. Wallnöfer, „Erinnerung" von B. Randhartinger, „Ständchen" von W. Freudenberg trug Fritz Zoder vor. Im Finale des zweiten Aktes aus der Oper „Melusine" von Konradin Kreutzer wirkten Frau Lili Claus-Neuroth, Fräulein Tschampa, die Herren M. Kaufmann, Ferdinand Zimmermann, F. Zoder als Sänger, Fräulein Hedwig Baum mit der Harfe und Herr L. Herkenrath mit dem Violoncell mit. Wir sind allen, ganz besonders aber Dr. Mandyczewski zu wärmstem Dank verpflichtet. Am 20. Jänner 1905 sprach, der großen Schillerfeier präludierend, Privatdozent Dr. Robert F. Arnold sehr anregend über „Schiller und Grillparzer"; auch dieser Vortrag wurde im Jahrbuch veröffentlicht. Am 3. März las Frau Hofschauspielerin Katharina Schratt nach zwei Verschiebungen Artur Schnitzlers Novelle „Die Toten schweigen" und kleinere Erzählungen von Ludwig Hevesi, Vinzenz Chiavacci, Marie v. Ebner-Eschenbach, sowie Gedichte von Stelzhamer, M. Schadek, H. Fraungruber, Ernst und Humor mit gleichem Glück zur Geltung bringend. Hofschauspieler Josef Lewinsky schloß am 17. März die Saison mit dem trefflichen Vortrag der Novelle „Er laßt die Hand küssen" von Marie von Ebner-Eschenbach und Gedichten des halbverschollenen Karl Beck. Der Vortragssaal und der Vortragstag (Freitag) blieben unverändert, ebenso die lebhafte Beteiligung und Beifallsfreudigkeit unserer Mitglieder.

In der zweiten Hälfte des Mai 1905 erschien unser fünfzehntes Jahrbuch. Es brachte neben den beiden schon erwähnten Grillparzer-Vorträgen von J. Volkelt und R. Arnold eine Arbeit Stephan Hocks über die Wiener Volksstücke „Von Raimund bis Anzengruber", eine Würdigung Johann Gabriel Seidls von Wolfgang von Wurzbach; Gustav Gugitz lieferte ein Lebensbild eines vergessenen Dichters der josefinischen Epoche Johann Friedel; Fritz Lemmermayer feiert „Hebbel", Anton Schlossar veröffentlicht Briefe Robert Hamerlings an Otto Spielberg, Franz Ilwof Briefe Feuchterslebens an Zauper. Unser Jahrbuchredakteur blieb Karl Glossy, obwohl die Herausgabe der „Österreichischen Rundschau" ihn sehr in

Anspruch nahm; er verdient dafür auch von uns jene Anerkennung, welche die Öffentlichkeit dem Grillparzer-Jahrbuch seit jeher zollt.

Im Jahre 1904 blieb unser Mitgliederstand genau der gleiche, von den 695 Teilnehmern wohnten 584 in Wien, 111 außerhalb Wiens. Wir behaupteten demnach den ersten Platz als die größte literarische Vereinigung Österreichs. Unser Gesellschaftsvermögen ist, da auch das Jahr 1904 einen erheblichen Überschuß lieferte, neuerdings gewachsen und beläuft sich auf rund 13.300 Kronen. Eine Subvention haben wir, wie bisher, von keiner Seite beansprucht, sondern uns nur auf die eigene Kraft verlassen.

Hingegen unterstützen wir unsererseits die „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung“, die neben Anzengruber, Rosegger, Ebner-Eschenbach und anderen deutsch-österreichischen Schriftstellern auch Grillparzers „Goldenes Vließ“ in 500 Exemplaren an Volksbüchereien abgab. Der Wiener Volksbildungsverein und die volkstümlichen Universitätskurse sowie das Volksheim ließen es an Kursen über österreichische Literatur und entsprechenden Rezitationen nicht fehlen, worauf wir einen gewissen Einfluß nahmen. An der großen Schillerfeier, dieses denkwürdigen Maimonds, beteiligten wir uns. Unser Obmann gehörte dem engeren leitenden Komitee an und legte mit zwei Ausschußmitgliedern einen Kranz am Schillerdenkmal nieder. Ein weiterer Gedenktag war für uns der 70. Geburtstag Josef Lewinskys, der mit an der Wiege unserer Vereinigung gestanden und wacker mitgeholfen, das Kind erstarken zu lassen. In aller Stille wurde im Frühjahr in Gastein eine Gedenktafel enthüllt, die in goldenen Lettern Grillparzers Gedicht „Abschied von Gastein“ wiedergibt. Das Komitee bestand aus Mitgliedern unserer Gesellschaft.

Wieder sind drei Jahre um und Ihr Vorstand tritt vor Sie, um sich der Neuwahl zu unterziehen, gern bereit, Besseren den Platz zu räumen, aber auch entschlossen, in gleichem Sinne wie bisher weiterzuarbeiten, falls Sie ihn neuerdings dazu berufen, für den immer wachsenden Weltruhm Grillparzers und für das ganze deutsch-österreichische Schrifttum der Vergangenheit und Gegenwart, den Feinden zur Wehr, unserem Volke zur Ehr'!

Schatzmeister Dr. Edmund Weissel verlas sodann die von den Rechnungsrevisoren geprüfte und richtig befundene Bilanz pro 31. Dezember 1904:

Bestand am 1. Jänner 1904.

		K	h	K	h
K 15.000 Kronenrente al pari . .		15.000	—		
Barsaldo vom 1. Jänner 1905 . .		2.306	28		

Einnahmen.

		K	h	K	h
Mitgliederbeiträge für 1900 . . .		6	—		
" " 1901 . . .		6	—		
" " 1902 . . .		6	—		
" " 1903 . . .		24	—		
" " 1904 . . .		3.357	23		
" " 1905 . . .		1.228	—		
Eintrittsgebühren		78	—		
Zinsen v. Kontokorrent der Anglobank	K 37·67				
Zinsen v. Kontokorrent der Postsparkasse . . .	" 4·12				
Couponseingänge . . .	" 600·—				
Summe der Zinseneingänge		641	79		

Ausgaben.

		K	h	K	h
Jahrbuch XIV				2.895	65
Vortragsabende				1.466	—
Gebührenäquivalent				25	96
Allgemeine Spesen				727	14

Bestand am 31. Dezember 1904.

		K	h	K	h
K 15.000 Kronenrente (im Depot der Anglo-österr. Bank) al pari .	K 15.000·—				
Guthaben bei der Anglo-österr. Bank . . .	" 1.519·50				
Guthaben bei der Postsparkasse	" 465.75				
Bar	" 553.30			17.538	55
		22.653	30	22.653	30

Die in das Jahr 1904 gehörenden Einnahmen würden 5409·02 K, die Ausgaben 5114·75 K (bei gleichbleibenden Jahrbuchskosten) betragen, so daß ein beträchtlicher Überschuß festgestellt werden darf. Für 1906 wird unverändert der Jahresbeitrag außerhalb Wiens mit 6 K, für Wien mit 7 K angesetzt, ebenso als Eintrittsgebühr (nur in Wien) 3 K, wovon Lehrer, Studenten und alle, die im letzten Drittel des Jahres beitreten, befreit sind.

Universitätsprofessor Dr. Ottokar Weber spricht der Vereinsleitung den Dank der Mitglieder aus und beantragt zugleich, die Anwesenden mögen den vorgeschlagenen Vorstand, auf den alle schriftlich eingesendeten Stimmen einhellig lauten, per Akklamation wählen. Es wurden demnach in den Vorstand für 1906—1909 einmütig berufen:

Als Obmann: Alexander Markgraf Pallavicini, k. u. k. Geheimer Rat, k. u. k. Kämmerer; als Obmann-Stellvertreter: Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, k. k. Minister a. D., k. u. k. Geheimer Rat, Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften, Herrenhausmitglied, Albrecht Graf Wickenburg, k. u. k. Kämmerer, Schriftsteller; als Ausschußmitglieder: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Professor, Direktor des Deutschen Schauspielhauses (Hamburg), Dr. Karl Glossy, Regierungsrat, Dr. Karl Graf Lanckoronski, k. u. k. Geheimer Rat, korr. Mitglied der Akademie der Wissenschaften, k. u. k. Kämmerer, Herrenhausmitglied, Josef Lewinsky, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, Dr. J. Minor, Hofrat, k. k. o. ö. Universitätsprofessor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Adam Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Dr. Emil Reich (Schriftführer), Universitätsprofessor, Dr. August Sauer, k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Prag), Dr. Erich Schmidt, o. ö. Universitätsprofessor (Berlin), Dr. Anton E. Schönbach, Hofrat, k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Graz) und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Dr. Karl von Thaler, Schriftsteller, Christiane Gräfin Thun-Salm, Sternkreuzordens- und Palastdame, Schriftstellerin, Dr. Johannes Volkelt, o. ö. Universitätsprofessor (Leipzig), Dr. Edmund Weissel (Kassier), Hof- und Gerichtsadvokat, Dr. Max Graf Wickenburg, k. k. Sektionschef im Unterrichtsministerium, Dr. Adolf Wilbrandt, Schriftsteller (Rostock), J. von Winternitz, Regierungsrat.

Markgraf Pallavicini sprach den Dank der Gewählten aus, die sich bestreben würden, des Vertrauens würdig zu bleiben.

Auf Antrag des Geheimen Rates Dr. Wilhelm von Hartel wurden in das Schiedsgericht mit Akklamation gewählt: Geheimer Rat Johann Freiherr von Chlumecky, Universitätsprofessor Dr. Laurenz Müllner, Burgtheaterdirektor Dr. Paul Schlenther, Ludwig Speidel, Geheimer Rat Dr. Josef Unger; ebenso auf Antrag des Regierungsrates Dr. Karl Glossy zu Rechnungsrevisoren: Hofrat Dr. Hermann Hallwich, Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr und (als Ersatzmann) Sektionschef Dr. Georg von Thaa.

Schriftführer Professor Reich erwähnte sodann, es sei kürzlich durch Adam Müller-Guttenbrunn daran erinnert worden, daß Josef Schreyvogel noch kein Ehrengrab besitze. Der Ausschuß beantrage keine Resolution, da er überzeugt sei, diese Anregung werde genügen, damit die Stadt Wien wie das Burgtheater sich ihrer Verpflichtungen gegen den hervorragendsten Leiter der Hofbühne erinnerten. Die Grillparzer-Gesellschaft legte zu Allerseelen dem Freund und Entdecker Grillparzers einen Kranz aufs vergessene Grab. Da von keiner Seite mehr das Wort verlangt wurde, schloß der Obmann, den Erschienenen dankend, die Versammlung.

* * *

Im Winterhalbjahr 1905/06 wurden folgende Vorträge abgehalten: Am 3. November sprach Universitätsprofessor Dr. Ottokar Weber über „Grillparzer und sein Österreich", am 24. November las Oberregisseur Ludwig Martinelli die Erzählung „Der Einsam'" von Ludwig Anzengruber, am 15. Dezember behandelte Professor Franz Adalbert Seligmann „Grillparzer und die bildende Kunst", am 19. Jänner las Hofschauspieler Georg Reimers Grillparzers Novelle „Das Kloster von Sendomir", am 16. Februar trug Hofschauspieler Josef Lewinsky Dichtungen von Anastasius Grün vor, am 23. März las Peter Rosegger eigene Dichtungen.



